This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

10033

Berichtigungen

berühmter Staats= Finanz= Policey= Cameral= Commerz= und ökonomiſcher

Schriften

dieſes Jahrhunderts,

von dem Verfaſſer des Lehrbegrifs ſämtlicher ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften.

L'or eſt confondu avec la boue pendant la Vie des Artiſtes, & la Mort les ſepare

SIECLE DE LOUIS XIV.

Sechſter Band.

Frankfurt am Main,
in der Eßlingerſchen Buchhandlung

Parsons Library Univ. of Michigan

Vorrede.

Die falſche Staatsmaximen die ſich auf Religion, Beiſpiel und Gewohnheiten gründen, laſſen ihre traurige Folgen um ſo ſtärker empfinden, je länger ſie beibehalten werden. Sie ſind die Quellen des politiſchen und moraliſchen Uebels.

Nachdenken und Wahrheit be
daß der Menſch nicht unverbeſſerli
ſondern daß alles darauf ankomme,
Richtung, welche Erziehung ſeine erſte
lagen erhalten.

Die Genies, die groſſen Staatsmän
die Patrioten, die denkenden Köpfe man
keinem Staate, es fehlt nur an Ermun
rung, an Belohnung, an Aufſtellung an d
Ort, wo ſie geſehen werden, wo ſie ihre
Wirkſamkeit, den wohlthuenden Stralen der
Sonne gleich machen können.

Das Gold behält zwar auch im verborgenen ſeinen Werth, allein der Regent, der es verkennt, der es hervorzuziehen vergißt, und dagegen verdorbne Sitten, und Feinde der Wahrheit, an die Spitze der

Regierungsgeſchäfte ſtellt, iſt bedaurens-würdig.

Wahres Verdienſt iſt nie ohne edlen Stolz; Tugend ehrt ſich ſelbſt, und iſt der Herablaſſung, der Demüthigung, der niederträchtigen Künſte, unfähig, die nur gar zu oft zur Erhebung gehören.

Wenn man erwägt daß zu einem Staatsmann das größte Genie, daß zu einem Führer des Volks ein eben ſo erleuchteter Verſtand als ein großmüthiger Charakter gehöret, daß gemeiniglich die Miniſter die Regierungskunſt als ein Heiligthum betrachten, und mit deſto gröſſerer Sorgfalt das Auge des Genies von den Staatsgeſchäften entfernen, je angelegener ihnen die Verdeckung einer allzuſichtbaren Schwäche ſeyn muß;

Nachdenken und Wahrheit beweiſen, daß der Menſch nicht unverbeſſerlich ſey, ſondern daß alles darauf ankomme, welche Richtung, welche Erziehung ſeine erſten Anlagen erhalten.

Die Genies, die groſſen Staatsmänner die Patrioten, die denkenden Köpfe mangel keinem Staate, es fehlt nur an Ermun rung, an Belohnung, an Aufſtellung an Ort, wo ſie geſehen werden, wo ſie il Wirkſamkeit, den wohlthuenden Stralen Sonne gleich machen können.

Das Gold behält zwar auch im v genen ſeinen Werth, allein der Re der es verkennt, der es hervorzuzieh gißt, und dagegen verdorbne Sitten Feinde der Wahrheit, an die S

Regierungsgeſchäfte ſtellt, iſt bedaurenswürdig.

Wahres Verdienſt iſt nie ohne edlen Stolz; Tugend ehrt ſich ſelbſt, und iſt der Herablaſſung, der Demüthigung, der niederträchtigen Künſte, unfähig, die nur gar zu oft zur Erhebung gehören.

Wenn man erwägt daß zu einem Staatsmann das gröſte Genie, daß zu einem Führer des Volks ein eben ſo erleuchteter Verſtand als ein großmüthiger Charakter gehöret, daß gemeiniglich die Miniſter die Regierungskunſt als ein Heiligthum betrachten, und mit deſto gröſſerer Sorgfalt das Auge des Genies von den Staatsgeſchäften entfernen, je angelegener ihnen die Verdeckung einer allzuſichtbaren Schwäche ſeyn muß; ſo

ſo wird man ohne Mühe die Urſachen finden, warum es ſo wenig Hände wagen den Schleier aufzudecken, und ſich der Gefahr blos zu ſtellen, vom Miniſter mit Verachtung angeſehen, und vom Publikum als ein Schwindelkopf, oder als ein Partheigeiſt betrachtet zu werden.

Da aber gleichwohl bekannt iſt, daß die gröſte Revolutionen zum öftern von einer unbedeutend ſcheinenden Kleinigkeit abhangen; nichtweniger das gröſte Gewicht der Staatsklugheit in der Kenntnis der Menſchen, und Beſtimmung der Zeit, zu welcher eine Reformation nützlich werden kann, beſtehet; ſo dürfen wir hoffen, das goldene Alter in dem Verhältniſſe zu erreichen, in welchem ſich die Fähigkeiten des menſchlichen Verſtandes

des erweitern, auch die Wiſſenſchaften und Künſte ſich ihrer Vervollkommnung nähern werden, zumalen es faſt überall blos darauf ankömmt, daß man den Ackerbau begünſtiget, unterſtüzt, und zum Nationalreichthum befördert; daß man ferner Talente und Verdienſte, über Reichthum und Ahnen ſezt; daß man die verſchiedene Nationalintereſſen zu einem allgemeinen Vortheil macht; und endlich der Handlung überall ſoviel Freiheit geſtattet, als es ohne offenbaren Nachtheil der Nation möglich iſt.

Alle Menſchen wünſchen glückſeelig zu ſeyn, obſchon die allerwenigſten dieſes Ziel erreichen, jede Klaſſe von Menſchen ſiehet den gemeinſchaftlichen Vortheil nach dem Verhältnis mit dem Seinigen an. Die Vernunft

muß alſo die Moralität leiten, und ſich nen Willen, ihren Willen in dem Lichte gemeinſchaftlichen Geſetzgebers verein Der Staatsmann ziehet nur das Trieb der Maſchine auf, der Geſetzgeber mu Maſchine erfinden, und nach den Verh niſſen jeder Nation, jedes Landes Lage Sitten, und Zeiten einrichten.

Jede Regierungsform iſt einer guten Verwaltung fähig, das Geben und Erhalten der Geſetze, ſind die Grundpfeiler auf welche ſich jede Staatsverfaſſung ſtüzt, ſo lange ſie ein dauerhaftes Syſtem ausmacht. Diejenige welchen die Erhaltung der Geſetze anvertrauet iſt, ſind alſo nur die Officianten des Volks, und wenn die Grundgeſetze demjenigen der des Volkes Willen zu vollziehen

beſtä-

beſtätiget iſt, nur die Macht zum Beſten des Staats zu wirken gelaſſen, und ſelbigem Schaden zu thun ohnmächtig gemacht haben, da iſt, wie ich mir einbilde, die Verfaſſung ſo glücklich, als ſie ſeyn kann; weil jedes Geſetz, welches nicht mit dieſem Grundgeſetze nach der Lage, Verhältnis, Sitten, und Denkungsart des Volks gleiche Abſicht hat, welches nicht mittelbar und immittelbar die Freiheit und Vervollkommung des Volks zu erhalten ſucht, nicht anders als zum Verderben gereichen kann.

Nicht den Tyrannen oder Unterdrückern der Menſchlichkeit, ſondern den Leitern der Blinden, den Führern der Welt, welche Wahrheit und Glückſeligkeit verbreiten, die ihren Trieb nach Wahrheit und Weisheit ſo

veredeln, daß ſie ihrer Nation zu nutzen, fähig und willig ſind, die aus Liebe zu den Menſchen, nicht aus Ruhmſucht ihre Stimme erheben, und den Verſtand zu dem bereiten, was das Herz befolgen ſoll, iſt man Liebe, und Erkänntlichkeit ſchuldig.

In dieſe Klaſſe gehören unſtreitig, wenn ſchon nicht in gleich hohem Grade, jene ſehr ſchätzbare Schriftſteller welche ich in gegenwärtigem Band zu berichtigen die Ehre und das Vergnügen gehabt habe. Der

1) Welcher die Muſterung paßirt, iſt Sir James Stewart, Baronet, welcher die Grundſätze der Staatswirthſchaft in drei Octavbänden unterſucht, und auf eine

Art

Art bereichert hat, die ſeinem Herzen Ehre machen, und von ſeinen tiefen Einſichten zeugen. Das

2) Der Prüfung unterworfene Werk, beſtehet aus fünf Bänden, ſogenannter Berliner Beitrage zur Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer, der ſchon aus andern vortreflichen Werken rühmlichſt bekannte Herr von Benkendorf iſt. Das dritte Werk, iſt

3) Des berühmten Herrn von Schönfeld Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, in zwei Octavbänden beſtehend.

Das 4te und Lezte aus einem klei=
nen Octavband beſtehende Werk
macht des Herrn Licentiat Fetzer
patriotiſcher Vorſchlag, über
Brandſchaden = Verſicherungsan=
ſtalten aus.

Des Herrn Stewart vortreſliches Werk, iſt allen angehenden, auch alten Staats=wirthen beſtens zu empfehlen. Die Werke der Herren von Benkendorf und von Schön=feld ſind hauptſächlich zum Dienſt adlicher Landgüterbeſitzer geſchrieben, werden aber auch unadlichen Leſern, ja ſelbſt den Bauern nützlich seyn. Des Herrn Licentiat Fetzer Abhandlung, iſt besonders denen Policei=Ober= und Unterbedienten, auch in verſchie=denen Abſichten dem Staatswirth gewidmet.

Viel=

Vielleicht wird mir vorgeworfen, daß ich obbemeldete Schriftſteller in der Vorrede gerühmt, Bei Prüfung der Werke ſelbſt aber, verſchiedentlich getadelt hätte, folglich mit mir ſelbſt in Widerſpruch zu ſeyn ſchiene. Hierauf würde ich zu antworten geneigt ſeyn, daß da belöbte Autores Menſchen, und die Produkte menſchlichen Verſtandes keiner Vollkommenheit fähig wären, ſo verdienten ſie doch allemal ſchönen Gemählden, mit kleinen Flecken, verglichen, folglich Kennern angeprieſen zu werden.

Was ich hier zu Entſchuldigung der recenſirten Autoren behaupte, wünſche ich auch auf mich anwenden zu dürfen. Ich mache keinen Anſpruch auf die Unfehlbarkeit, vielmehr wird der Patriot mich ver-

pflichten, auch vielleicht dem Publikum nützen, der mir meine Unterlaſſungsſünden, oder auch meine ſchiefe Urtheile, ohne Bitterkeit, und blos in der Abſicht zeiget, um mich entweder rechtfertigen, oder bekehren zu können. Geſchrieben Mainz den 11ten December 1783.

I.

Sir James Stewart, Baronets,

Unterſuchung

der

Grundſätze

von der Staatswirthſchaft.

Des Herrn von Stewarts Unterſuchung der Grundſätze von der Staats-Wirthſchaft gehört unter die kleine Anzahl der Bücher die nicht genug bekannt gemacht werden können; aber auch denkende Leſer verlangen. Ich habe die zu Tübingen im Jahr 1769 in groß 8vo. erſchienene deutſche Ueberſetzung vor mir, die ich inſofern die Gegenſtände auf Deutſchland anwendbar ſind, der Prüfung zu unterwerfen gedenke.

Der geſchickte und durchgängig der Nachahmung und des Beifalls oder der Wiederlegung ſo würdige Herr Verfaſſer, fängt ſein erſtes Buch mit einer Einleitung an, worin er ſogleich, ſich über die Bedeütung der Wörter **Regierung**, und **Staatswirthſchaft** beſtimmt erklärt, und darin

mit mir völlig einſtimmig iſt, indem ich in meinem Syſtem die Staats-Regierungskunſt, von der Staatswirthſchaft, gleichfalls abgeſondert und die Gränzen eines jeden bezeichnet habe.

Ganz vortreflich ſagt der Herr Autor,

Der Staatsmann muß nur lenken, und freie unabhängige Menſchen, durch klare Bewegungsgründe ihres Privatnutzens, mit guter Manier dahin vermögen, daß ſie gewiſſen Entwürfen, deren letzter Endzweck ihre eigene Wohlfahrt iſt, willig beipflichten. Der Gegenſtand ſeiner Bemühungen muß ſeyn, nicht nur für die gegenwärtigen, ſondern auch für diejenigen Mitglieder der Geſellſchaft, die noch geboren werden ſollen, Lebensmittel, andere Nothwendigkeiten, und Beſchäftigungen zu verſchaffen. Dieſes geſchiehet, wenn jeder nur inſofern angehalten wird, zum Dienſte anderer etwas beizutragen, als er aus den wechſelſeitigen Dienſten einen Vortheil für ſich ſelbſt zu gewarten hat. Um dieſes thunlich zu machen, muß die Denkungsart eines Volks wohl ausſtudirt werden; die einem jeden anzuweiſende beſondere Beſchäftigungen müſſen zuforderſt ſeiner Neigung angemeſſen ſeyn, und wenn einmal

die

die Leute einen Geſchmack an der Arbeit bekommen haben, ſo muß man ſtufenweiſe auf dieſen ihren Neigungen fortarbeiten, damit ſie ſich auf lauter ſolche Sachen appliciren, durch welche der vorgeſetzte Zweck am füglichſten erreicht werden kann.

Im erſten Kapitel bezeichnet der Herr Verfaſſer die Eigenſchaften die er an dem Staatswirth, den er gemeiniglich Staatsmann nennt, zu finden wünſcht. Er will, daß er wachſam ſeye, viel Amtsfleiß, viel Geſchicklichkeit, ein grundehrliches Herz haben, die Geſellſchaft lieben, allen Claſſen mit Unparteilichkeit aufzuhelfen ſuchen, und keine Individual Vortheile begünſtigen ſolle, wenn ſie nicht mit der allgemeinen Wohlfahrt beſtehen können.

Sehr wahr wird behauptet, daß der Menſch in allen Zeitaltern, auf eine gleichförmige Art nach Gründen der Eigenliebe, des Vortheils, der Pflicht, oder der Leidenſchaften gehandelt; daß daraus eine große Verſchiedenheit der Verbindungen entſtanden, daß der Menſch ein geſelliges Geſchöpf ſey, und man daher in allen Zeitaltern und Himmelsgegenden eine gewiſſe Einrichtung von Regiment und Unterwerfung unter ihnen ge-

veredeln, daß ſie ihrer Nation zu nutzen, fähig und willig ſind, die aus Liebe zu den Menſchen, nicht aus Ruhmſucht ihre Stimme erheben, und den Verſtand zu dem bereiten, was das Herz befolgen ſoll, iſt man Liebe, und Erkänntlichkeit ſchuldig.

In dieſe Klaſſe gehören unſtreitig, wenn ſchon nicht in gleich hohem Grade, jene ſehr ſchätzbare Schriftſteller welche ich in gegenwärtigem Band zu berichtigen die Ehre und das Vergnügen gehabt habe. Der

1) Welcher die Muſterung paßirt, iſt Sir James Stewart, Baronet, welcher die Grundſätze der Staatswirthſchaft in drei Octavbänden unterſucht, und auf eine

Art

Art bereichert hat, die ſeinem Herzen Ehre machen, und von ſeinen tiefen Einſichten zeugen. Das

2) Der Prüfung unterworfene Werk, beſtehet aus fünf Bänden, ſogenannter Berliner Beiträge zur Landwirthſchafts-Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer, der ſchon aus andern vortreflichen Werken rühmlichſt bekannte Herr von Benkendorf iſt. Das dritte Werk, iſt

3) Des berühmten Herrn von Schönfeld Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, in zwei Octavbänden beſtehend.

Das 4te und Lezte aus einem kleinen Octavband beſtehende Werk macht des Herrn Licentiat Fetzer patriotiſcher Vorſchlag, über Brandſchaden-Verſicherungsanſtalten aus.

Des Herrn Stewart vortrefliches Werk, iſt allen angehenden, auch alten Staatswirthen beſtens zu empfehlen. Die Werke der Herren von Benkendorf und von Schönfeld ſind hauptſächlich zum Dienſt adlicher Landgüterbeſitzer geſchrieben, werden aber auch unadlichen Leſern, ja ſelbſt den Bauern nützlich ſeyn. Des Herrn Licentiat Fetzer Abhandlung, iſt beſonders denen Policei-Ober- und Unterbedienten, auch in verſchiedenen Abſichten dem Staatswirth gewidmet.

Viel-

Vielleicht wird mir vorgeworfen, daß ich obbemeldete Schriftſteller in der Vorrede gerühmt, Bei Prüfung der Werke ſelbſt aber, verſchiedentlich getadelt hätte, folglich mit mir ſelbſt in Wiederſpruch zu ſeyn ſchiene. Hierauf würde ich zu antworten geneigt ſeyn, daß da belobte Autores Menſchen, und die Produkte menſchlichen Verſtandes keiner Vollkommenheit fähig wären, ſo verdienten ſie doch allemal ſchönen Gemählden, mit kleinen Flecken, verglichen, folglich Kennern angeprieſen zu werden.

Was ich hier zu Entſchuldigung der recenſirten Autoren behaupte, wünſche ich auch auf mich anwenden zu dürfen. Ich mache keinen Anſpruch auf die Unfehlbarkeit, vielmehr wird der Patriot mich ver-

pflich-

pflichten, auch vielleicht dem Publikum nützen, der mir meine Unterlaſſungsſünden, oder auch meine ſchiefe Urtheile, ohne Bitterkeit, und blos in der Abſicht zeiget, um mich entweder rechtfertigen, oder bekehren zu können. Geſchrieben Mainz den 11ten December 1783.

I.

Sir James Stewart, Baronets,

Unterſuchung

der

Grundſätze

von der Staatswirthſchaft.

Des Herrn von Stewarts Unterſuchung der Grundſätze von der Staats-Wirthſchaft gehört unter die kleine Anzahl der Bücher die nicht genug bekannt gemacht werden können; aber auch denkende Leſer verlangen. Ich habe die zu Tübingen im Jahr 1769 in groß 8vo. erſchienene deutſche Ueberſetzung vor mir, die ich inſofern die Gegenſtände auf Deutſchland anwendbar ſind, der Prüfung zu unterwerfen gedenke.

Der geſchickte und durchgängig der Nachahmung und des Beifalls oder der Wiederlegung ſo würdige Herr Verfaſſer, fängt ſein erſtes Buch mit einer Einleitung an, worin er ſogleich, ſich über die Bedeutung der Wörter **Regierung**, und **Staatswirthſchaft** beſtimmt erklärt, und darin

mit mir völlig einſtimmig iſt, indem ich in meinem Syſtem die Staats-Regierungskunſt, von der Staatswirthſchaft, gleichfalls abgeſondert und die Gränzen eines jeden bezeichnet habe.

Ganz vortreflich ſagt der Herr Autor,

Der Staatsmann muß nur lenken, und freie unabhängige Menſchen, durch klare Bewegungsgründe ihres Privatnutzens, mit guter Manier dahin vermögen, daß ſie gewiſſen Entwürfen, deren letzter Endzweck ihre eigene Wohlfahrt iſt, willig beipflichten. Der Gegenſtand ſeiner Bemühungen muß ſeyn, nicht nur für die gegenwärtigen, ſondern auch für diejenigen Mitglieder der Geſellſchaft, die noch geboren werden ſollen, Lebensmittel, andere Nothwendigkeiten, und Beſchäftigungen zu verſchaffen. Dieſes geſchiehet, wenn jeder nur inſofern angehalten wird, zum Dienſte anderer etwas beizutragen, als er aus den wechſelſeitigen Dienſten einen Vortheil für ſich ſelbſt zu gewarten hat. Um dieſes thunlich zu machen, muß die Denkungsart eines Volks wohl ausſtudirt werden; die einem jeden anzuweiſende beſondere Beſchäftigungen müſſen zuforderſt ſeiner Neigung angemeſſen ſeyn, und wenn einmal

die

die Leute einen Geſchmack an der Arbeit bekommen haben, ſo muß man ſtufenweiſe auf dieſen ihren Neigungen fortarbeiten, damit ſie ſich auf lauter ſolche Sachen appliciren, durch welche der vorgeſetzte Zweck am füglichſten erreicht werden kann.

Im erſten Kapitel bezeichnet der Herr Verfaſſer die Eigenſchaften die er an dem Staatswirth, den er gemeiniglich Staatsmann nennt, zu finden wünſcht. Er will, daß er wachſam ſeye, viel Amtsfleiß, viel Geſchicklichkeit, ein grundehrliches Herz haben, die Geſellſchaft lieben, allen Claſſen mit Unparteilichkeit aufzuhelfen ſuchen, und keine Individual Vortheile begünſtigen ſolle, wenn ſie nicht mit der allgemeinen Wohlfahrt beſtehen können.

Sehr wahr wird behauptet, daß der Menſch in allen Zeitaltern, auf eine gleichförmige Art nach Gründen der Eigenliebe, des Vortheils, der Pflicht, oder der Leidenſchaften gehandelt; daß daraus eine groſe Verſchiedenheit der Verbindungen entſtanden, daß der Menſch ein geſelliges Geſchöpf ſey, und man daher in allen Zeitaltern und Himmelsgegenden eine gewiſſe Einrichtung von Regiment und Unterwerfung unter ihnen ge-

ſunden, die blos darin übereinſtimmten, daß der Endzweck einer freiwilligen Unterwerfung, auf die Beförderung des allgemeinen Beſten abzielen müſſe.

Eben ſo richtig wird verſichert, daß eine Regierung in beſtändiger Thätigkeit ſeyn, und der Hauptgegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit dahin gehen müſſe, die Folgen und Wirkungen neuer Einrichtungen zu bemerken, auch durch die Erfahrung geleitet, die etwanige Fehler ſo oft es rathſam, zu verbeſſern, zumalen unveränderliche Geſetze unter den Menſchen nicht beſtehen können, obgleich gewiſſe Grundgeſetze als unveränderlich anzuſehen ſind, ſo lange der Staat ohne Revolutionen bleibt.

Das zweite Kapitel ſpricht von der Denkungsart eines Volkes; es heißt: die Denkungsart eines Volks entſteht aus einer Verbindung von angenommenen Meinungen, die ſich auf Moral, Regierung, und Sitten beziehen; ich glaube Klima, Nahrungsmittel, und vornehmſte Gewerbe hinzufügen zu dürfen.

Nachdem der Herr Verfaſſer erklärt was er durch die Denkungsart des Volks verſtehet, und zugleich einige Mittel, wie man ſie kennen lernt, bezeich-

bezeichnet hat, ſo fährt er zu betrachten fort, in wie ferne dieſe Denkungsart, auf die Regierung einen Einflus haben müſſe, und wie der Staatsmann zu verfahren habe, wenn Nutzen oder Verfeinerung, eine Aenderung in der Regimentsverwaltung erfordern, oder auch wenn ſolche durch die Veränderung der Umſtände nothwendig wird. Er verſichert mit Grund, daß Bevölkerung, und Ackerbau die Grundlage des ganzen ſeyn müſſen, und daß die groſſe Veränderung des Zuſtands von Europa in den drei lezten Jahrhunderten, den Regierungsplan allenthalben durchaus verändert, und ein ganz neues Syſtem der Staatswirthſchaft veranlaßt hätten, deren Grundſätze er zu unterſuchen vorhabens ſey.

Unſer Lehrer zeigt durch Beiſpiele wie nöthig es ſey, die Denkungsart des Volks zu Rathe zu ziehen, wenn man einen tüchtigen Plan zur Staatswirthſchaft aufſtellen wolle; er behauptet daß bei einem Staatsman eine beſondere Gabe erfordert werde, die Gemüther des Volks zur Genehmhaltung auch ſogar eines ſolchen Plans zu bringen, der ihren Vortheil und Glückſeligkeit ganz ausnehmend befördert. Er verlanget daher, daß man ſich ſelbſt von Vorurtheilen und Anhänglichkeit an beſondere Meinungen, an beſondere Stän-

de, und Perſonen losmachen, der Denkungsart des Volks wenigſtens dem Scheine nach, nachgeben, und eben dadurch ihr eine Wendung beizubringen trachten müſſe, die fähig iſt, ihnen eine Veränderung ſchmackhaft zu machen, welche die veränderte Lage der Umſtände verlangt.

Dieſe jedermann einleuchtende Wahrheiten veroffenbaren ſich überall, wovon ich nur die Toleranz, und den Gebrauch des Caffe zum Beiſpiele nehmen will. Was für Mißfallen, und Unruhen haben nicht in manchen Staaten die Aufhebung einiger Feyertäge, die Einführung verbeſſerter Schulanſtalten, die Toleranz gegen fremde Glaubensgenoſſen die Verminderung der Klöſter u. ſ. f. veranlaßt, weil das Volk zu dieſen Revolutionen nicht vorbereitet war? Lauter Gegenſtände die in unſern Tagen keine Bewegung mehr verurſachen, weil die Völker durch Beiſpiele und Unterricht, dazu vorbereitet worden, und der Morgenröthe der Vernunft den Sieg zugeſtanden haben. Was für harte, zum Theil die natürliche Freiheit der Menſchen beleidigende Verbote, ſind nicht in unſern Tagen gegen den Gebrauch des Caffe in manchen deutſchen Staaten ergangen, ohne daß dieſer Zwang, die harte Strafen, die Menge von Auſſehern, die Men-

ſchen

ſchen zwingen können, ſich dieſes ſehr entbehrlichen Getränks zu begeben? Und dennoch liegt die Schuld des Ungehorſams blos an den nöthigen Vorbereitungen. Man höre nur auf bei Hofe, und bei den Groſſen Caffe zu trinken, und ſetze eine andere Art anſtändigen Getränks in die Stelle des Caffe, man veranlaſſe ferner die Aerzte gegen den Gebrauch dieſes ausländiſchen Gewächſes zu ſchreiben, ſo wird der groſse Hauſe dem Beiſpiele der Groſſen geſchwind folgen, ſo lange aber die Vornehmen, die Aerzte, die Geiſtlichen den beſten Caffe, in groſſen Ladungen verſchlingen, und gleichwohl dagegen Strafgeſetze machen, und den Gebrauch des Caffe, als der Geſundheit nachtheilig verdammen, ſo lange glaubt das Volk, und zwar mit Grund, daß man ihm die Annehmlichkeiten dieſer Welt mißgönnen, und ihrer Leichtglaubigkeit ſpotte.

Unſer Autor wendet ſeinen Satz ſehr geſchickt auf die Auflagen, oder Abgaben an. Er ſagt der groſſe Misbrauch in Anwendung der Abgaben, trage viel zur Abneigung, ſelbige richtig abzutragen bei; allein man verſäume auſſerdem die Denkungsart des Volks zu dergleichen Neuerungen vorzubereiten, daher dann der franzöſiſche Edelmann die Güterſteuer verabſcheue, die unter man-

chen Geſtalten ſich präſentirende Vermögensſteuer aber gern entrichte. So wie ferner in manchem Staat, die Kopfſteuer, und in einem andern die Steuer auf die Fenſter etwas ſchreckliches ſey. Er tadelt ferner, daß manche Staatsmänner den Gedanken zu einer neuen Auflage von dem Beiſpiele anderer Völker entlehnten, ohne ihre einheimiſche Umſtände damit in Vergl chung zu ſtellen. Andere bedienten ſich ſtatt vernünftiger Gründe, der Liſt, welche doch das Vertrauen zwiſchen ihnen, und dem Volke vernichtete, und unangenehme Folgen hätte.

So Beifalls würdig alles bisher geſagte iſt, eben ſo ſehr gefällt mir der Plan den ſich unſer Lehrer bei der vorhabenden Unterſuchung gemacht hat, und wovon er dem Leſer Rechenſchaft giebt. Er will die Geſellſchaften gleichſam aus der Wiege in ſeine Arme nehmen, und die Grundſätze unterſuchen, welche auf die Vermehrung der Menſchen, auf die Art für ihren Unterhalt zu ſorgen, auf den Urſprung ihrer Arbeit, auf die Wirkungen der Freiheit und Sklaverei, auf ihre Eintheilungen in Claſſen u. ſ. f. einen Einfluß haben.

Das dritte Kapitel unterſucht nach welchen Grundſätzen, und aus welchen natürlichen Urſachen

chen ſich die Menſchen vermehren; und was die Wirkungen der Zeugung in ſolchen Ländern ſind, in welchen ſich die Anzahl der Menſchen nicht vermehret.

Sehr richtig ſagt der Herr Verfaſſer, die erſte Grundurſache der Vermehrung der Menſchen ſey die Zeugung, die zweite die Lebensmittel, die Arbeit aber ſey das Mittel, die Naturprodukte zu vermehren; und je mehr dieſe vermehrt würden, deſtomehr könne die Anzahl der Menſchen zunehmen. Sodann vergleicht er das Vermögen zu zeugen, einer mit einem Gewichte beſchwerten Feder, die ihre Kraft nach dem Verhältnis der Verminderung des Wiederſtandes äuſſert. Wenn die Nahrung, heiſt es, eine Zeitlang ohne Vermehrung oder Verminderung geblieben iſt, ſo wird die Zeugung die Anzahl ſo hoch als möglich bringen; geſchieht es dann daß die Nahrung abnimmt, ſo wird die Feder überwältiget, und ihre Kraft wird weniger als nichts. Die Einwohner werden wenigſtens nach dem Verhältnis dieſer Ueberladung abnehmen. Wenn hingegen auf der andern Seite die Nahrung ſich vermehrt, ſo wird die Feder, die gleich nichts war, wieder anfangen, ihre Kraft in dem nemlichen Verhältniſſe zu äuſern, in welchem der Wiederſtand abnimmt; die Leute fangen

gen an beſſere Nahrung zu haben; ſie werden ſich vermehren, und in der Maaſe in welcher ſie an der Anzahl wachſen, wird die Nahrung wieder weniger werden.

Aus dieſen allgemein wahren Sätzen ſchließt der Autor weiter fort, daß die Anzahl der Menſchen dem Ertrage des Erdbodens jederzeit proportionirt geweſen ſeyn müſſe.

Im vierten Kapitel wird dieſe Materie, mit Beziehung auf die natürliche und unmittelbare Wirkungen des Ackerbaues in Anſehung der Bevölkerung fortgeſezt, und behauptet, daß der Ertrag des Erdbodens beſtändig mit deſſen Fruchtbarkeit, und mit der Arbeit der Einwohner im zuſammengeſezten Verhältnis ſtehen müſſe.

Unter dieſer Vorausſetzung theilet unſer Lehrer, die Menſchen in zwei Klaſſen, und zwar in ſolche welche ohne zu arbeiten von den ſelbſtwachſenden Früchten der Erde leben; und in andere, die das Erdreich zu bearbeiten, genöthiget ſind. Sodann wird unterſucht, was die Menſchen veranlaſſe, zu arbeiten, und was davon die natürliche Folgen, in Anſehung ihrer Vermehrung ſind.

Das

Das Bild welches der Herr Verfaſſer von einer urſprünglichen Geſellſchaft entwirft, iſt ſehr wohl gewählt, wir wollen ihn in ſeinen eigenen Worten hören.

Laſſet uns, ſagt er, den Begriff einer urſprünglichen Geſellſchaft, aus der älteſten Geſchichte borgen, um die Wirkungen des Ackerbaues, und der Vermehrung der Menſchen deſto beſſer ausfündig zu machen. Die Geſellſchaft iſt das ganze zuſammen genommen; dieſes ganze iſt Jacob, ſeine Söhne, ihre Weiber, ihre Kinder, und alle Knechte. Das Regiment betrift die Vorſchriften, die Jacob einem jeden von der Familie, in Anſehung ihrer beſondern Subordination und ihres Verhaltens gegeben. Die Vermehrung wird hier nicht im Verhältnis des Vermögens zu zeugen, ſondern nach Maasgab deſſen, wozu eine jede ſchon erzeugte Perſon gebraucht wird, fortgehen. Wenn Jacob ſein Schäferleben fortſezt, ſo muß er die Grenzen ſeines Rechts zu weiden, erweitern; er muß den Stamm ſeines Viehes vermehren, nach dem Verhältnis, in welchem die Mäuler in ſeiner Familie zunehmen. Alle dieſe beſondere Beſorgniſſe liegen auf ihm;

gen an beſſere Nahrung zu haben; ſie we vermehren, und in der Maaſe in welche der Anzahl wachſen, wird die Nahrung weniger werden.

Aus dieſen allgemein wahren Säßen ſchl der Autor weiter fort, daß die Anzahl der M ſchen dem Ertrage des Erdbodens jederzeit prop tionirt geweſen ſeyn müſſe.

Im vierten Kapitel wird dieſe Materie, mit Beziehung auf die natürliche und unmittelbare Wirkungen des Ackerbaues in Anſehung der Bevölkerung fortgeſezt, und behauptet, daß der Ertrag des Erdbodens beſtändig mit deſſen Fruchtbarkeit, und mit der Arbeit der Einwohner im zuſammengeſezten Verhältnis ſtehen müſſe.

Unter dieſer Vorausſetzung theilet unſer Lehrer, die Menſchen in zwei Klaſſen, und zwar in ſolche welche ohne zu arbeiten von den ſelbſtwachſenden Früchten der Erde leben; und in andere, die das Erdreich zu bearbeiten, genöthiget ſind. Sodann wird unterſucht, was die Menſchen veranlaſſe, zu arbeiten, und was davon die natürliche Folgen, in Anſehung ihrer Vermehrung ſind.

Das

Das Bild welches der Herr Verfaſſer von einer urſprünglichen Geſellſchaft entwirft, iſt ſehr wohl gewählt, wir wollen ihn in ſeinen eigenen Worten hören.

Laſſet uns, ſagt er, den Begriff einer urſprünglichen Geſellſchaft, aus der älteſten Geſchichte borgen, um die Wirkungen des Ackerbaues, und der Vermehrung der Menſchen deſto beſſer ausfündig zu machen. Die Geſellſchaft iſt das ganze zuſammen genommen; dieſes ganze iſt Jacob, ſeine Söhne, ihre Weiber, ihre Kinder, und alle Knechte. Das Regiment betrift die Vorſchriften, die Jacob einem jeden von der Familie, in Anſehung ihrer beſondern Subordination und ihres Verhaltens gegeben. Die Vermehrung wird hier nicht im Verhältnis des Vermögens zu zeugen, ſondern nach Maasgab deſſen, wozu eine jede ſchon erzeugte Perſon gebraucht wird, fortgehen. Wenn Jacob ſein Schäferleben fortſezt, ſo muß er die Grenzen ſeines Rechts zu weiden, erweitern; er muß den Stamm ſeines Viehes vermehren, nach dem Verhältnis, in welchem die Mäuler in ſeiner Familie zunehmen. Alle dieſe beſondere Beſorgniſſe liegen

gen an beſſere Nahrung zu haben; ſie we[rden] vermehren, und in der Maaſe in welcher der Anzahl wachſen, wird die Nahrung weniger werden.

Aus dieſen allgemein wahren Sätzen fährt der Autor weiter fort, daß die Anzahl der Menſchen dem Ertrage des Erdbodens jederzeit proportionirt geweſen ſeyn müſſe.

Im vierten Kapitel wird dieſe Materie, mit Beziehung auf die natürliche und unmittelbare Wirkungen des Ackerbaues in Anſehung der Bevölkerung fortgeſezt, und behauptet, daß der Ertrag des Erdbodens beſtändig mit deſſen Fruchtbarkeit, und mit der Arbeit der Einwohner im zuſammengeſezten Verhältnis ſtehen müſſe.

Unter dieſer Vorausſetzung theilet unſer Lehrer, die Menſchen in zwei Klaſſen, und zwar in ſolche welche ohne zu arbeiten von den ſelbſtwachſenden Früchten der Erde leben; und in andere, die das Erdreich zu bearbeiten, genöthiget ſind. Sodann wird unterſucht, was die Menſchen veranlaſſe, zu arbeiten, und was davon die natürliche Folgen, in Anſehung ihrer Vermehrung ſind.

Das

Das Bild welches der Herr Verfaſſer von einer urſprünglichen Geſellſchaft entwirft, iſt ſehr wohl gewählt, wir wollen ihn in ſeinen eigenen Worten hören.

Laſſet uns, ſagt er, den Begriff einer urſprünglichen Geſellſchaft, aus der älteſten Geſchichte borgen, um die Wirkungen des Ackerbaues, und der Vermehrung der Menſchen deſto beſſer ausfündig zu machen. Die Geſellſchaft iſt das ganze zuſammen genommen; dieſes ganze iſt Jacob, ſeine Söhne, ihre Weiber, ihre Kinder, und alle Knechte. Das Regiment betrift die Vorſchriften, die Jacob einem jeden von der Familie, in Anſehung ihrer beſondern Subordination und ihres Verhaltens gegeben. Die Vermehrung wird hier nicht im Verhältnis des Vermögens zu zeugen, ſondern nach Maasgab deſſen, wozu eine jede ſchon erzeugte Perſon gebraucht wird, fortgehen. Wenn Jacob ſein Schäferleben fortſezt, ſo muß er die Grenzen ſeines Rechts zu weiden, erweitern; er muß den Stamm ſeines Viehes vermehren, nach dem Verhältnis, in welchem die Mäuler in ſeiner Familie zunehmen. Alle dieſe beſondere Beſorgniſſe liegen auf ihm;

ihm; denn er iſt der Meiſter, der Regierer, der Staatsmann, und der Oberaufſeher. Seine Knechte werden, ſo wie es ihnen befohlen wird, arbeiten, wenn er aber nicht die nöthige Vorſicht gehabt hat, einige Ländereien zum Ackerbau einzurichten, ſobald er ſeine Familie beinahe bis zu derjenigen Anzahl angewachſen ſieht, die von ſeinen Heerden füglich ernährt werden kann; und wenn alsdann eine groſſe Dürre einfällt, welche alles Gras in Paläſtina verſenget: ſo wird er genöthiget ſeyn, eine Anzahl von ſeinem vorräthigen Vieh mit einigen Leuten von ſeiner Familie auf den Markt zu ſchicken, um es zu verkaufen, und für den daraus gelöſeten Preis Korn einzukaufen; denn ſchon in den erſteren Zeiten gab es Geld, es gab Leute, die grobere, feinere, und bunte Zeuge, zu alltäglichen und feſtlichen Kleidern verfertigten; es gab eine Handlung mit Korn, mit Speccreien, mit Balſam und Myrrhen. Jacob und ſeine Familie waren Schäfer, aber ſie lebten nicht blos von Fleiſch, ſie aſſen auch Brod; folglich war der Ackerbau damahls ſchon vorhanden, obgleich ſie ſelbſt ſich nicht damit abgaben. Indes fehlte nicht viel, daß die Hungersnoth ſie aufgerieben

hät-

hätte, wenn ſich nicht der tröſtliche Umſtand ergeben, daß Joſeph der oberſte Befehlshaber. in Egypten geworden wäre. Dieſer half ihrer Noth ab, wies ſeiner Familie das beſte Land im ganzen Königreiche zu ihrer Viehweide an, und lies es ihnen nicht an Brod fehlen.

Aus dieſem Beiſpiele erweiſet der Herr Verfaſſer zugleich, daß ſchon in den älteſten Zeiten Geld, Handlung, und Manufakturen eingeführt geweſen ſeyn müſſen, daß ferner die Anzahl der Menſchen ſich nach dem Vorrath der Nahrungsmittel, welche die Erde herfürbringt richten müſſe.

Aus dieſen und mehr andern Gründen ſchließt der Herr Verfaſſer ganz richtig fort, daß die Verſchaffung des nöthigen Unterhalts, die weſentliche Erfordernis zur Bevölkerung ſey; daß alles übrige vom Ackerbau abhange, und ſo lange der nöthige Unterhalt eines Volks nicht auf ſicherem Fuß ſtehe, ſo lange könne kein Staatsmann ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Zweige ſeiner Vorſorge für den Staat richten.

Die groſſe Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes, heißt es ferner, habe einige Perſonen zu dem Gedanken verleitet, daß die dem Luxus beförderlichen

Kün-

Künſte, dem Ackerbau ſowohl als der Ver- rung der Menſchen nachtheilig wären. Der Verfaſſer läugnet nicht, daß der Ackerbau Grundlage zur Vermehrung der Einwohner, das nöthigſte Stück zur Wohlfahrt eines V ſey; woraus aber keineswegs folge, daß ſich fa alle Einwohner mit dem Ackerbau beſchäftigen ſo len, indem der Menſch nur darum eſſe, damit ſeine Schuldigkeit thun, und nützlich ſeyn könne.

Ueber den lezten Satz ſuſpendire ich mein Ur theil, bis der Herr Verfaſſer ſelbigen mehr aus einander geſezt, und ſich darüber in der Folg deutlicher erklärt haben wird.

Im fünften Kapitel ſoll gezeiget werden, nac welcher Art, nach welchen Grundſätzen, und au was für politiſchen Urſachen der Ackerbau den Zu wachs der Einwohner vermehre.

Der Herr Verfaſſer nimmt eine an ſelbſtwach ſenden Früchten fruchtbare Gegend an, die z jeder Art der Kultur tauglich, von einem Volk bewohnt iſt, das unter einer freien Regierung in der lauterſten Einfalt, ohne Handlung, ohn entbehrliche Künſte, ohne Ruhmſucht lebt. E nimmt ferner in dergleichen Lande die Gegenwart eines Staatsmanns an, der denen die zuvor die

frei

freiwilligen Früchte der Erden in Ruhe und Müßiggang verzehrten, einen Geſchmack zur Arbeit und zum Ackerbau beibringt, und frägt endlich was dieſe, der hinzugekommenen Arbeit zuzuſchreibende Vermehrung der Nahrungsmittel für Folgen haben werde?

Unſer Lehrer vermuthet, und ich mit ihm, daß der Staatsmann welcher die Denkungsart eines ſolchen Volkes modelliren will, wechſelſeitige Gegenſtände der Bedürfnis erfinden und auf eine Art begünſtigen werde, daß ſie insgeſammt etwas anzügliches haben, wodurch denn jedermann zu einer beſondern Beſchäftigung angelockt, dadurch aber der vorigen Einfalt der Sitten Nachtheil erwachſen würde. Sodann wird die Nothwendigkeit gezeigt, darauf zu ſehen, daß kein Theil der Induſtrie durch ſein Uebergewicht den andern Theilen derſelben zum Nachtheil gereiche, und die Luſt ſich ſelbigem zu widmen, weder durch Ueberfluß noch Mangel niedergeſchlagen werde.

Wenn eine Geſellſchaft (ſagt der Herr Verfaſſer ſehr wahr) dieſen Plan nicht befolget, ſo wird die Anzahl ihrer Glieder aufhören zuzunehmen, weil die fleißigen die Müßigen nicht ernähren wollen. Der Landmann wird nicht arbeiten,

um für ſeine eigene Conſumtion einen überflüßigen Kornvorrath hervorzubringen, wenn ſich nicht gewiſſe andere Bedürfniſſe bei ihm hervorthun, die er durch dieſen Ueberfluß zu befriedigen gedenkt; und eben ſo wenig werden andere fleißige Perſonen arbeiten, um den Bedürfniſſen des Landmannes zu ſtatten zu kommen, auſſer in der Abſicht ſich ſelbſt dadurch Unterhalt zu verſchaffen, den ſie durch andere Mittel nicht ſo leicht erhalten können. Dieſes, heißt es, ſind die wechſelſeitigen Bedürfniſſe, wovon der Staatsmann der Schöpfer ſeyn muß, um die Geſellſchaft aneinander zu knüpfen.

Aus dieſem ſehr vernünftigen und wahren weitläuftiger ausgeführten Raiſonement, ziehet der Herr Verfaſſer folgenden richtigen, und allen Staatsaugen zu empfelenden Grundſatz

> Der Ackerbau bei einem freien Volke wird die Einwohner lediglich nach dem Verhältnis vermehren, nach welchem die Dürftigen in den Zuſtand geſezt ſind, daß ſie ihren Unterhalt durch ihre Arbeit erkaufen können.

Nun behauptet der Herr Verfaſſer weiter, und abermals mit Grund, daß wenn man in einem Lande welches wirklich hinlängliche Nahrung für ſeine Einwohner hervorbringt, Entwürfe zu Erwei-

weiterung des Ackerbaues machen wolle: ſo müſſe entweder dieſe Vermehrung der Nahrungsmittel, mit dem Wachsthum des Fleiſſes und der Bedürfniſſe des Volks in gehörigem Verhältnis ſtehen, oder es müſſe ein Ausweg geſucht werden, durch welche das überflüßige in andere Hände zu bringen ſey, denn wenn weder eines noch das andere geſchähe, weniger der Anbau des Erdreichs in richtige Grenzen eingeſchränkt würde, ſo müſſe die vorausgeſezte Verbeſſerung des Ackerbaues zu deſſen Schaden ausſchlagen; denn wenn das ganze nicht verzehrt werden könnte, ſo ſey nichts natürlicher, als daß der Ueberflus den Fleiß des Landmanns ermüde.

Hieraus ziehet der Autor einen andern ſehr wahren, und der Aufmerkſamkeit würdigen Grundſatz.

> Der Ackerbau, wenn er um der Vermehrung der Einwohner willen befördert wird, muß bei ſeiner Vermehrung mit der Zunahme der Induſtrie in gleichem Verhältnis bleiben, oder es muß ein Ausweg vor alles überflüßige beſorgt werden.

Es folget eine Vorſtellung von Erweiterung des Ackerbaues in einem Lande, deſſen Einwoh-

ner träge ſind, oder doch wenig Bedürfniſſe haben, die durch Fleiß und Arbeit zu erſetzen wären. In dieſem Fall, heißt es, wird ein Entwurf zur Aufnahme des Ackerbaues nicht gelingen, und ſollte er auch bewerkſtelliget werden, ſo wird doch ein Theil der Erde bald wieder unbearbeitet liegen bleiben.

Auch hierin bin ich mit dem tiefdenkenden Herren Verfaſſer vollkommen einig, und überzeugt, daß ein Reiſender dergleichen Fall in Europa ſelten vergebens ſuchen, und ſehr wenige Staaten nach dem Umfang ihrer Grundſtücke hinlänglich bevölkert finden werde. Allein es iſt noch ein dritter Fall nicht allein möglich, ſondern nur gar zu oft würklich. Wenn z. B. die Einwohner träge ſind, zur Induſtrie nicht angeführt, und ermuntert werden, viele, zum Theil eingebildete Bedürfniſſe haben, denen Vergnügungen der Sinne ausſchweifend ergeben, und in den Luxus mit ausländiſchen Dingen verliebt ſind, ſo möchte ich wiſſen wie man in dergleichen unglücklichen Staat, den Ackerbau befördern, und die Anzahl der Einwohner vermehren könne?

Endlich iſt der Herr Verfaſſer bemühet, durch einige Schlußfolgen die Begriffe ſeiner Leſer zu

erwei-

erweitern, ſodann ſeinen Entwurf weiter auszuführen.

1) Ein fruchtbarer Boden, der einem freien Volke zugehört, welches dem Ackerbau ergeben iſt, und eine Neigung zur Arbeit hat, wird noch über das, was zum Unterhalt der Arbeitsleute nöthig iſt, ein überflüßiges Maas von Nahrungsmitteln ertragen. Die Einwohner werden ſich vermehren; und nach dem Maaſe ihrer Vermehrung, wird ein Theil von dem ganzen, der mit ſolchem Ueberflus der hervorgebrachten Lebensmittel in einem Verhältnis ſtehet, ſich auf die Kunſtarbeit legen, und andere Bedürfniſſe dadurch erſetzen.

2) Nach der aus der Kunſtarbeit entſtehenden Wirkung theilt ſich das Volk in zwo Klaſſen, die erſte iſt die Klaſſe der Feldbauleute, welche den Unterhalt verſchaffen, und welche nothwendig zu dieſer Art von Geſchäften angehalten werden müſſen: die andere Klaſſe will ich freie Hände nennen, weil ihre Beſchäftigung darin beſteht, daß ſie ſich von dem Ueberflus der Feldbauleute zu ernähren ſuchen, und bei einer nach den Bedürfniſſen der Geſellſchaft eingerichteten Arbeit, ſich nach der Beſchaffenheit dieſer Bedürfniſſe richten,

ſo wie auch dieſe wiederum nach der Denkungs-art der Zeiten ſich verändern.

3) Wenn in dem Lande, von welchem die Rede iſt, beides Geld, und die üppigen Künſte, als unbekannt angenommen werden, ſo wird der Ueberflus der Feldbauleute, mit der Anzahl derjenigen im Verhältnis ſtehen, deren Arbeit hinlänglich iſt, die Einwohner mit ihren übrigen Nothwendigkeiten zu verſorgen. Sobald dieſes in Erfüllung gebracht iſt, und eben ſo viel verzehrt wird, als der Ertrag des Landes ausmacht, ſo werden die Einwohner aufhören ſich zu vermehren, oder es wird ſolches von ganz auſſerordentlichen Umſtänden herrühren, wenn ihre Bedürfniſſe nicht vermehrt werden.

Im ſechſten Kapitel ſoll gezeiget werden, wie die Bedürfniſſe der Menſchen ihre Vermehrung befördern.

Fürs erſte behauptet der Herr Verfaſſer mit Grund, daß in einem Lande wo Emſigkeit herſcht, und ein beträchtlicher Umfang eines fruchtbaren Bodens zu finden iſt, ſowohl der Luxus, als der Gebrauch des Geldes daſelbſt geſchwinde Glück machen werden. Ferner erklärt er was er unter Luxus, und Geld eigentlich verſtehe.

Un-

Unter dem Luxus verſtehet er die Conſumtion einer jeden Sache, die durch den Fleiß, und die Erfindſamkeit hervorgebracht wird, und unſern Sinnen oder unſerm Geſchmack in der Lebensart ſchmeichelt, die aber nicht unentbehrlich iſt, uns gut zu ernähren, gut zu kleiden, und uns vor den Ungemächlichkeiten der Witterung zu ſchützen, oder uns vor jedem andern, das uns ſchaden könnte in Sicherheit zu ſetzen.

Dieſe Erklärung ſcheinet nicht recht adäquat zu ſeyn, man conſumirt nicht alle Sachen, die dem Luxus zur Nahrung dienen z. B. die Edelgeſteine; mich deuchtet, daß der Luxus in der Begierde nach dem Vorzug, und in dem Verlangen beſtehe, es Leuten ſeines gleichen in der Lebensart, und Kleidungsſtücken zuvor, oder es denen höheren Klaſſen gleich zu thun. Alle Nationen haben ihren Luxus, und die dahin gehörigen Dinge, ſtehen unter der Botmäßigkeit der Mode, und der Einbildung.

Durch Geld verſtehet unſer Autor, eine ſolche Waare, welche von dem Menſchen zu denen obangeführten Beſtimmungen nicht wirklich gebraucht wird, jedoch aber durch die Meinung ſo man von ihr hat, einen ſolchen Werth bekommt,

daß ſie das allgemeine Maas des Werths, und ein völliger Erſatz für das wird, was man veräuſert.

Wahr iſt es, daß da das Menſchengeſchlecht noch roh war, ſich die Bedürfniſſe gar leicht berechnen, und die Gleichheit in dem etwanigen Werth der zu vertauſchenden Dinge ausfindig machen lieſſen; ſobald aber die Materien der Handlung durch die Vermehrung der Bequemlichkeiten bei den kultivirten Nationen entſtunden, ſo erſchwerten die verſchiedene Vertauſchungen der umlaufenden Dinge, die Handlung. Es war alſo eine nothwendige Wirkung der Natur und der Zeit, daß die Rechenkunſt dem Menſchen zu Hülfe kam, und den Werth der Zeichen einführte. Die eigentliche Beſtimmung des Geldes iſt vorſtellendes Zeichen aller Arten von Gütern zu ſeyn, daher denn auch das Gold und Silber in Europa den Preis hat, den es nach der öffentlichen und allgemeinen Stimme von Europa haben muß. Sobald aber das Geld einen numerairen Werth bekömmt, der nicht lediglich durch die Feine der Metalle, und das Gewicht beſtimmt wird, ſo hört auch das Geld auf, vorſtellendes Zeichen zu ſeyn, und wird eine Waare wie alle andere Waaren, woraus ſich dann die Verſchiedenheit der Wirkungen

gen und Folgen einſehen läßt, die entſtehen müſſen, wenn das Geld vorſtellende Zeichen, oder wenn es eine Waare iſt.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung kehre ich zu unſerm Lehrer zurück, welcher mit Grund behauptet, daß der Geſchmack an überflüßigen Dingen vielmehr an ſolchen die zu Erhaltung des menſchlichen Lebens nicht ſchlechterdings nothwendig ſind) den Gebrauch des Geldes einführen werde, er betrachtet es daher bei den Menſchen als den allgemeinen Gegenſtand ihrer Bedürfnis, oder ihres Wunſches, und zeigt, wie die Begierde nach Geld zur allgemeinen Leidenſchaft, und eben dadurch zum Mittel werde, die Induſtrie der freien Arbeiter zu vergröſſern, folglich ihre Anzahl zu vermehren, folglich auch um ihres Unterhalts willen, den Ackerbau zu befördern, auf welche Weiſe dann die Einwohner eines Landes an ihrer Anzahl zunehmen, ſo lange nicht das Erdreich einen Unterhalt für mehrere verſagt.

Indes ſchränkt der Autor dieſe allgemeine Sätze dadurch wie billig ein, daß er ein zur Verbeſſerung taugliches Land, ein arbeitſames Volk, einen Geſchmack an feineren Künſten, einen Hang zur Ueppigkeit bei den Reichen, und einen Trieb

zu ſinnreichen Erfindungen, bei den unteren Klaſſen der Menſchen, vorausſezt, und erinnert, daß nach dem höheren oder geringeren Grad der Wirkſamkeit oder des gemeinſchaftlichen Einfluſſes dieſer und dergleichen Umſtände, das Land, von welchem die Rede iſt, mehr oder weniger bearbeitet, folglich auch mehr oder weniger bevölkert ſeyn wird.

Eben ſo wahr wird verſichert, daß ein Erdreich welches unter einem ſo günſtigen Himmelsſtrich liegt, daß deſſen Produkte beinahe ohne alle Kultur wachſen, die Trägheit herſchen werde, und da ſelbige die gröſte unter allen Hinderniſſen ſey, welche der Arbeit und Kunſt entgegen ſtehen, ſo würden auch daſelbſt keine Manufakturen blühen; ſo würden auch die Reichen nicht üppig werden, oder ſich der Niedlichkeit und einer feineren Lebensart ergeben. Denn da die Erfindſamkeit der Künſtler einen Geſchmack in den Reichen erzeuge, ſo entzünde auch der Reiz des Reichthums, eine Eiferſucht in den Armen, und erwecke in ihnen den Trieb ſich in den Werken der Kunſt zu üben.

Der Reichthum würde demnach unter einem thätigen Volke als ein Götze angebetet, aber nicht ungebraucht gelaſſen, ſondern vermittels eines

ſchnel-

ſchnellen Umlaufs von einer Hand zu der andern veranlaßt, die Arbeitſamkeit der Einwohner zu vermehren, daher man denn auch die mehreſte Menſchen, nicht in den fruchtbarſten noch in den gröſten Ländern, ſondern vielmehr in ſolchen Himmelsgegenden finde, wo der Erdboden allein für ſolche die da arbeiten, und im Verhältnis gegen den Fleis eines jeden ergiebig iſt, und wo die freien Hände ſich mit nützlichen Manufakturen beſchäftigten, welche durch ſinnreiche Leute verfeinert, dasjenige beſtimmen würden, was man den Probierſtein des Geſchmacks zu nennen pflege. Dieſer Geſchmack vermehre den Aufwand, der Aufwand aber die Künſtler, welche wiederum um ihre Nahrung zu bekommen, zur Vervielfältigung der Nahrungsmittel eine Aufmunterung gäben, daher es denn abgeſchmackt ſey, in einem Lande über die Menge der Manufakturarbeiter zu klagen.

Ich unterſchreibe alles hier ſo gut geſagte, und erinnere nur noch, daß der Herr Verfaſſer in der Folge ſeinen Grundſatz durch Beiſpiele zu erläutern verſprochen, vorher aber im ſiebenten Kapitel die Wirkungen der Sklaverei, auf die Vermehrung und Beſchäftigung der Menſchen unterſuchen wolle.

Je freier und einfacher die Sitten eines Landes ſind, heißt es, deſtoweniger Einwohner werden darinnen gefunden, welches unter andern durch das Beiſpiel der Tartarn, der Amerikaniſchen Wilden bewieſen wird; welches dann ein ſtarkes Argument gegen die vorgebliche Anzahl der Menſchen in der alten Welt zu ſeyn ſcheint da ihre ſimple Lebensart ſich mit einer groſſen Vermehrung ihrer Volkszahl ſchlecht zuſammen reimt.

Der Herr Verfaſſer beantwortet dieſe Einwürfe kurz und gut folgendermaſſen. In alten Zeiten waren die Menſchen gezwungen den Erdboden zu bearbeiten, weil ſie die Sklaven anderer Menſchen waren. In den neueren Zeiten muß der Staatsmann künſtlicher zu Werke gehen, er kann nicht aus ſeinen Unterthanen Sklaven machen: ſondern er muß ſie dahin bringen, **daß ſie Sklaven ihrer eigenen Leidenſchaften und Begierden werden.** Dieſes iſt das einzige Mittel, ſie zu Bearbeitung des Bodens zu bewegen, und wenn dieſes auf eine oder andere Art geſchiehet, ſo wächſt die Anzahl der Menſchen ſtärker an.

Blos durch Sklaverei, heißt es ferner, konnten die Menſchen in alten Zeiten dahin gebracht werden mehr zu arbeiten, als ihre nothwendige

Be-

Bedürfniſſe erheiſchten, damit nun der arbeitende Theil des Staats, den andern unentgeldlich erhalten konnte, führte man die Sklaverei ein, die damals eben ſo nothwendig zu Vermehrung der Menſchen war, als ſie anjetzo in dieſer Abſicht verderblich ſeyn würde.

Im vorbeigehen bemerke ich hier, daß ich zwar dieſem Satz bis auf nähere Erläuterung beitrete, jedoch gewünſcht hätte, daß der geſchickte Herr Verfaſſer ſeine Erzählung mit dem Beiſpiele der Kinder Iſrael übereinſtimmend gemacht haben möchte. Wahr iſt es zwar daß ſie ſich nach dem Zeugnis der Bibel, unter der Sklaverei der Egypter zum Erſtaunen vermehrten, allein es iſt nicht weniger hiſtoriſch war, daß dieſe Vermehrungskraft in der Wüſten nicht aufhörte, ob ſie gleich keine Sklaven mehr Waaren, noch Manufakturen und Luxus hatten, ſondern auf eine erbärmliche Art lebten, und oft an den dringendſten Bedürfniſſen Mangel litten.

Ich lenke wieder ein. Wenn die Menſchen, ſagt unſer Lehrer, nicht zur Arbeit gezwungen ſind, ſo werden ſie lediglich für ſich ſelbſt arbeiten; und wenn ſie wenig bedürfen, ſo wird wenig zu arbeiten ſeyn. Wenn aber Staaten er-

rich-

richtet werden, welche müßige Leute nöthig haben, um ſich gegen äuſſere Gewaltthätigkeiten zu ſchützen, ſo muß für dieſe Leute Nahrung geſchaft, folglich der Landmann gezwungen werden, mehr zu arbeiten, als er zu ſeinen Bedürfniſſen nöthig hat.

In dieſer Abſicht ſey die Sklaverei eingeführt, und ſie wäre der Bevölkerung auf zweierlei Weiſe ungemein beförderlich geweſen, einmal weil die Sklaven gezwungen waren den Erdboden anzubauen, der ſowohl ihnen ſelbſt, als auch den müßigen freien Leuten die Lebensmittel verſchafte; fürs andere weil die zu Sklaven gemachte Leute, wenn ſolche verkauft wurden, das Leben erhielten, und für ihren Unterhalt nicht ſorgen durften, hier heißt es ferner, war alſo eine gewaltſame Methode, die Menſchen zur Verſchaffung der Lebensmittel arbeitſam zu machen; und ſobald dieſe Lebensmittel auf irgend eine Art verſchaft worden ſind, wird die Volkanzahl zunehmen.

Mir ſcheint dieſer Gedanke gewagt zu ſeyn, wenigſtens findet man nicht daß jene Länder in welchen die Sklaverei noch heute im Gange iſt, noch die Staaten welche die Sklaven tauſendweiſe aus Afrika holen, ſonderlich bevölkert wären. Wenn aber der Herr Autor ferner ſagt, Handlung, In-

duſtrie,

duſtrie, befördern die gröſſere Bevölkerung nur darum, weil ſie eine Aufmunterung zum Ackerbau geben, ſo habe ich wenig einzuwenden.

Der Schluß heißt, indes behaupte ich nicht daß die Sklaverei wirklich überall die Bevölkerung befördert habe, ſo wenig als ich behaupten kann, daß der Geiſt der Induſtrie der Holländer, allen freien Nationen in unſern Tagen gemein ſey. Dieſe Enſchränkung ſcheint mir allerdings nöthig zu ſeyn.

Das achte Kapitel fragt, welches iſt in einem Lande die rechte verhältnismäßige Anzahl der zum Ackerbau nöthigen Einwohner, und derer, die ſich mit allen übrigen nützlichen Nahrungsgeſchäften abgeben können?

Hier läßt ſich der Herr Verfaſſer in weitläuftige, aber ziemlich unzuverläßige Berechnungen ein, und will uns eine Methode zeigen, wie das Verhältnis des Landvolks zur Anzahl der freien Arbeiter eines Landes geſchätzt werden könne, und endlich fällt der Schluß dahinaus. daß 1) das Steigen der Ländereieinkünfte als ein Beweis der vermehrten Induſtrie und einer gröſſeren Anzahl der freien Arbeiter anzuſehen ſey. Da aber jene Einkünfte ſteigen könnten, und gleichwohl die Anzahl

zahl der Einwohner die vorige bleiben kann, ſo ſchließt er 2) Es müſſe alsdann dieſer veränderte Umſtand anzeigen, daß das platte Land von überflüßigen Eſſern befreiet, und dieſe genöthiget worden, ihren Geburtsort zu verlaſſen, um ſich in die Städte zu ziehen, wo ſie die Anzahl der freien Arbeiter, auf eine nützliche Art vermehren, und ſich der Induſtrie widmen. 3) Jemehr ein Land Ackerfeld hat, deſto ſtärker iſt es bewohnt, und deſtoweniger freie Arbeiter findet man allda. Wohingegen jemehr ein Land Grasfeld hat, deſtoweniger iſt es bewohnt, und deſto ſtärker iſt die Anzahl der freien Arbeiter.

Mir ſcheinen die angegebene Kennzeichen nur unter gewiſſen Umſtänden richtig zu ſeyn. Denn ſo kann z. B. eben ſo gut die Induſtrie des Landmanns als des Stadtmanns zu Erhöhung der Ländereieinkünfte Gelegenheit geben, wenn zumalen die rohen Landesprodukte auswärtigen Abſatz finden; und auf ähnliche Art verhält es ſich mit den andern Kennzeichen, wobei das Beſte iſt, daß ſie der Herr Verfaſſer ſelbſt nicht für ganz zuverläßig erkennt.

Im neunten Kapitel ſoll gezeigt werden, worauf ſich die Vertheilung der Einwohner in

Mayer-

Mayerhöfe, Dörfer, Flecken, kleine und groſſe Städte gründe.

Hier ſchreitet unſer Lehrer zu den Grundſätzen welche die Wohnplätze der Menſchen beſtimmen, wogegen nichts zu erinnern iſt. Sehr wahr, ſagt er, die Landleute müſſen auf dem Grundſtücke, daß ſie bearbeiten, oder doch nahe dabei wohnen. Die freien Arbeiter worunter er alles übrige begreift, theilet er in zwei Klaſſen, in die erſte ſezt er die Eigenthümer oder Gutsherren, auch die Rentenirer, oder die ſo von ihren Einkünften leben. Die zweite Klaſſe ſoll aus ſolchen beſtehen, die den Ueberflus der erzeugten Lebensmittel durch ihre Arbeit erkaufen müſſen.

Die von der erſten Klaſſe können wohnen wo ſie wollen: die von der Zweiten müſſen wohnen wo ſie können; wenn aber viel Perſonen aus der erſten Klaſſe einerlei Wohnungsort erwählen, ſo iſt eine beträchtliche Menge aus der zweiten Klaſſe gezwungen, nachzufolgen, um jene mit Conſumtibilien und Bequemlichkeiten zu verſehen, woraus dann kleine und groſſe Städte entſtehen; wird eine ſolche Stadt zum Sitze der ganzen Verwaltung öffentlicher Geſchäfte beſtimmt, so wird ſie zur Hauptſtadt; thun Handwerker ſich in Zünften

ſammen, ſo hängen ſie nicht von denen die ihre Kunſtprodukte conſumiren, ſondern von den Kaufleuten die damit Handel treiben, ab. In Anſehung der Lage ihrer Wohnungen aber, kommt es auf die Umſtände an, die ſich auf ihre Beſchäftigung, nichtweniger auf den Vorrath und Transport ihrer verarbeiteten Sachen beziehen. Die Anlegung der Seehäfen iſt der eingerichteten oder vergröſſerten auswärtigen Handlung beizumeſſen. So wenig wieder die hier erzählte Entſtehungsart der Mayerhöfe, Dörfer, Städte u. ſ. f. einzuwenden iſt; ſo ſehr iſt vielen deutſchen Staaten die Beobachtung der Lehre, ſo der Herr Verfaſſer in Anſehung anzulegender Manufakturen giebt, zu empfehlen. Wir wollen ihn in ſeinen eigenen Worten hören.

Er ſagt, es kommt fürs erſte auf den Platz und die Lage des Etabliſſements an, welches alsdann vorzüglicher iſt, wenn man es, im Fall dabei Maſchinen nöthig ſind, die vom Waſſer getrieben werden müſſen, an den Ufern eines Fluſſes oder Baches angeleget hat, oder auf die Nähe der Wälder, wenn viele Feurung erfordert wird; oder auf den Ort, welcher die in den Manufakturen zu verarbeitende Subſtanzen hervorbringt, als

Bergwerke, Kohlengruben, Ziegelhütten; fürs andere, auf die Bequemlichkeit des Transports, vermittels der Fracht, oder Schiffart, drittens auf die wohlfeile Lebensart; **folglich müſſen Manufakturen nicht häufig in groſſen Städten angelegt werden**, es ſey denn für ihre eigene Conſumtion. Doch iſt hier anzumerken, daß dieſe leztere Rückſicht nicht wohl immerfort ſtatt finden kann; denn da das Etabliſſement ſchon an ſich ſelbſt das Mittel iſt, die Preiſe zu erhöhen, ſo muß der Vortheil ſich in der Maaſe verringern, als das Unternehmen einen immer gröſſeren Fortgang gewinnt. Alſo iſt die beſte Regel dieſe daß man dergleichen Manufakturen an den Ufern ſchiffbarer Flüſſe anlege, wo alle nöthige Lebensmittel mit wenigen Koſten aus der Ferne können herbeigebracht werden. Dieſer Vortheil iſt beſtändig, die übrigen aber nicht, als die bisweilen ſogar zum Schaden ausſchlagen können, wenn ſich in Anſehung eben derſelben Umſtände, um welcher willen man vorzüglich dieſe oder jene Lage gewählt hatte, eine Veränderung zuträgt. Durch die Anlegung der Manufakturen ſehen wir Hütten,

und Weiden, in Dörfer, und Dörfer in Städte verwandelt.

Im zehnten Kapitel werden die Folgen erzählt, welche daraus entſtehen, daß die zwo Hauptklaſſen des Volks, nemlich die welche den Ackerbau, und die welche andere Gewerbe treiben, in Anſehung ihrer Wohnplätze von einander abgeſondert ſind.

Da die Verſammlung einer groſſen Menge Menſchen in ein und eben den Wohnplätzen eine neue Revolution in der Europäiſchen Staatswirthſchaft iſt, ſo bemühet ſich der Herr Verfaſſer einen hiſtoriſchen Abris davon zu geben; ſo wie er auch die daraus entſtandene Folgen, ſowohl in Abſicht auf den Staat, als auch in Anſehung der Gutsherrn unterſucht.

Ich übergehe dieſe, genug bekannte Geſchichte, und halte mich an die Folgen der Revolution, nach der Lage worin wir ſie heute ſehen.

Die Hauptſtädte, ſagt der Herr Verfaſſer, wachſen zu einer übermäßigen Gröſſe an, Paris und London kommen einigen Leuten als Ungeheuer vor, es heißt von ihnen, ſie gereichten dem ganzen übrigen Lande zur Laſt. Dies muß unterſucht wer-

werden. Alſo zur Unterſuchung. Der Herr Verfaſſer erzählt die vornehmſten Einwendungen gegen groſſe Städte, und beantwortet ſie zugleich.

1te Einwendung; die Geſundheit ſey darin nicht ſo gut, und die Ehen nicht ſo häufig. Ausſchweifungen, und Unordnungen aber, wären daſelbſt häufiger als auf dem Lande.

Antwort: dieſe Einwürfe lieſſen ſich gegen alle Städte überhaupt machen, träffen folglich nicht allein die, über deren Gröſſe man klage. Jene Uebel entſtünden mehr von der Denkungsart der Einwohner. In Anſehung des längeren Lebens intereßire dieſe Angelegenheit mehr den Privatmann als das Publikum.

2te Einwendung: in groſſen Städten überſtiege die Anzahl der Geſtorbenen die Anzahl der Gebohrnen, folglich würde das Land von Einwohnern entblößt, um die Hauptſtädte mit friſcher Mannſchaft zu verſehen.

Antwort: Zuforders wird geläugnet daß in allen groſſen Städten mehr Leute ſtürben, als gebohren werden; und wenn ſich dieſes auch ſo verhielte, ſo folge doch nichts anders daraus, als daß viele, die auf dem Lande gebohren ſind, in

 der

der Stadt ſterben, (ich füge hinzu daß unter den Sterbenden auch viele Fremde ſind, die theils ihres Vergnügens theils ihrer Geſchäfte wegen, ſich eine Zeitlang in groſſen Städten aufhalten) daß das Land die Städte mit Einwohner verſehen müſſe ſey nicht ſchlimm, denn wozu hätte es überflüßige Hände nöthig? Auſſerdem gereichten die hohen Preiſe in groſſen Städten dem Lande mehr zum Nutzen als zum Schaden, daß es in groſſen Städten koſtbar zu leben ſey, fühlten die niederen Klaſſen am wenigſten. Nur diejenige welche Leckerbiſſen von allerhand Art, prächtige Equipagen, groſſe Häuſer, koſtbare Bediente u. ſ. w. haben wollten, müſſen ſich einen groſſen Aufwand gefallen laſſen.

Indes iſt der Herr Verfaſſer ſo beſcheiden, daß er ſeine Meinungen nicht für Evangelia ausgiebt, ſondern zum Beſchluß dieſes Kapitels nur noch zeigen will, in welchen Abſichten ſeiner Meinung nach, Städte überhaupt einem Lande vortheilhaft ſind, auch in welchen Stücken ſelbige nachtheilig werden können; wir wollen ihm ruhig zuhören, und am Ende unſere eigene Meinung ſagen, dem Leſer aber die Entſcheidung überlaſſen.

Die allgemeine Vortheile ſo man den Städten zu verdanken hat, ſollen nach unſerm Lehrer ſeyn.

1) Daß ſie die unnöthige Laſt, oder die überflüßigen Menſchen vom platten Lande wegſchaffen.

2) Daß ſie die Bequemlichkeit verſchaffen Taxen aufzulegen, und ſelbigen eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie die Reichen verhältnismäßig treffen, ohne der Induſtrie nachtheilig zu ſeyn.

3) Die Vortheile die aus den Städten in Abſicht auf das Intereſſe der Ländereien entſtehen, ſind nicht weniger beträchtlich. Die allgemeine Erfahrung bezeugt dieſes; denn ſobald eine Stadt oder Dorf durch Errichtung von Handel oder Manufakturen zuzunehmen anfängt, ſo ſehen wir, daß auch die umher liegende Ländereien in ihrem Werthe ſteigen. Die Urſach davon ſcheint aus den vorher erwehnten Grundſätzen leicht hergeleitet werden zu können.

4) Groſſe Städte ſind endlich auch darum vortheilhaft, weil ſie die Anlegung groſſer Landſtraſſen nöthig machen, welche hinwiederum zu einer beträchtlichen Beförderung des Feldbaues gereichen.

Ich bilde mir ein in dieſem ganzen Raiſonement viel wahres, und manches verwerfliche zu finden, ich begnüge mich blos lezteres zu bemerken.

Bei der Frage, wozu hat der Landmann überflüßige Hände nöthig, erinnere ich, daß die Länder in welchen es auf dem Lande überflüßige Hände giebt, wohl ſehr ſelten ſeyn mögen; das Gegentheil oder der Mangel arbeitſamer Hände findet ſich weit häufiger, und die Kultur der Erde iſt noch nirgends, ſelbſt in England nicht, zur Vollkommenheit gebracht, folglich iſt es auch gar nicht nöthig die Städte zu vergröſſern, um müßige Eſſer vom Lande los zu werden, man ſollte vielmehr bedacht ſeyn, die Bevölkerung ſowohl in Städten und auf dem Lande durch ſchicklichere Mittel zu begünſtigen.

Wenn mittelmäßige Städte im Lande wohl vertheilt ſind, ſo ſind ſie ohne Zweifel in allen Abſichten weit nützlicher, als eine einzige ungeheure groſſe Hauptſtadt, im Fall nicht zufällige Umſtände dergleichen übermäßige Gröſſe rechtfertigen. Denn je gröſſer eine Stadt iſt, um ſo gröſſer iſt auch nothwendig ihre Conſumtion, je gröſſer die Conſumtion iſt, umſomehr wird die Zufuhr aus ent-

entfernten Gegenden nothwendig; je entfernter dieſe Gegenden ſind, um ſo höher kommen die Transportkoſten zu ſtehen, um ſo höher ſteigt der Preis der Waaren, umſoweniger kann der entfernte Landmann, dem Verderb unterworfen, oder die Transportkoſten nicht ertragende Dinge ins Geld ſetzen.

Dieſemnächſt kann die angeprieſene Bequemlichkeit Taxen aufzulegen, und die Reichen zur Mitleidentheit zu ziehen, auch ohne übermäßig groſſe Städte erreicht werden.

Gute Landſtraſſen ſind freilich allenthalben wünſchenswürdig, und erleichtern den Transport aller Lebensmittel, befördern daher auch mittelbarer weiſe den Feldbau; ſie ſetzen aber nicht groſſe Städte als nothwendig voraus, ſondern müſſen in wohl eingerichteten Staaten auf allen Poſtrouten nach allen Städten anzutreffen ſeyn. Wir haben in Deutſchland Gegenden, wo man um die gröſten Städten erbärmliche Landſtraſſen, findet, und man kennt kleine Staaten, die ganz vortrefliche Landſträſſen angeleget haben.

Aus dieſen wenigen Erinnerungen hoffe ich urtheilen zu dürfen, daß unſers Lehrers Lob groſſer Städte ein wenig übertrieben ſey, und die Ver-

theidigungsgründe nicht allemal aus den beſten Quellen genommen ſind.

Ich ſchreite zum eilften Kapitel, in welchem von der Eintheilung der Einwohner in Klaſſen, und von der Beſchäftigung, und Vermehrung derſelben gehandelt werden ſoll.

Ganz vollkommen bin ich mit unſerm Lehrer einverſtanden, daß unſere heutige Verfaſſungen, die Belebung der Induſtrie nothwendig machen, daß man um ſie zu befördern, diejenige die davon leben müſſen, in Beſchäftigung ſetze, daß man zu Erreichung belobten Endzwecks ziemlich genau wiſſen müſſe, was für eine Anzahl Einwohner bei jedem Gewerbe nöthig ſey, und dann ihre Anzahl in der rechten Proportion zum Abſatz ihrer Arbeit erhalte, daß man die Menſchen in gehörige Klaſſen eintheile, folglich überhaupt genommen dafür ſorge, Arbeit für die dermalige Einwohner aufzufinden, ſodann ihre Vermehrung zu befördern, und die zur Arbeit untüchtige zu verſorgen.

Wenn aber der Herr Verfaſſer den Adel von dieſer Regel ausnimmt, und ſelbigen durchaus kriegeriſch erzogen haben will, auch unter andern gewagten Meinungen ausruft.

Wenn

Wenn ſich alſo in einem Lande ein ſehr zahlreicher Adel findet, der ſich einbildet, die Handlung und niedrigeren Gewerbe wären ſeiner Abſtammung ſchimpflich, ſo muß ein rechtſchaffener Staatsmann auf die Denkungsart der vorigen Zeiten zurückſehen, und ſie mit der gegenwärtigen vergleichen. Alsdann wird er wahrnehmen, daß dieſe Geſinnungen ſich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt haben, und das noch nicht ſechs Generationen verfloſſen ſind, ſeitdem jene durch ganz Europa im Schwange geht. Er wird ferner finden, daß dieſe Geſinnungen, ob ſie gleich den gegenwärtigen Zeiten in der That minder angemeſſen ſind, doch noch immer herrliche Folgen hervorbringen; denn ſie dienen der Tugend zur Schutzwehr gegen die Lockungen des Reichthums; und es iſt gefährlich, wenn man eine Klaſſe von Leuten, die einen beträchtlichen Theil des Staatskörpers ausmacht, durchaus zwingen will, eine Denkungsart zu verleugnen die man ihnen, von ihrer Kindheit an, als die Probe einer edeln, und grosmüthigen Seele eingepräget hat. — — — — — — — —

Indeſſen hat doch dieſe Klaſſe (der Adel) den kriegeriſchen Geiſt und die hohen Geſinnun-

und Weiden, in Dörfer, und Dörfer in Städte verwandelt.

Im zehnten Kapitel werden die Folgen erzählt, welche daraus entſtehen, daß die zwo Hauptklaſſen des Volks, nemlich die welche den Ackerbau, und die welche andere Gewerbe treiben, in Anſehung ihrer Wohnplätze von einander abgeſondert ſind.

Da die Verſammlung einer groſſen Menge Menſchen in ein und eben den Wohnplätzen eine neue Revolution in der Europäiſchen Staatswirthſchaft iſt, ſo bemühet ſich der Herr Verfaſſer einen hiſtoriſchen Abris davon zu geben; ſo wie er auch die daraus entſtandene Folgen, ſowohl in Abſicht auf den Staat, als auch in Anſehung der Gutsherrn unterſucht.

Ich übergehe dieſe, genug bekannte Geſchichte, und halte mich an die Folgen der Revolution, nach der Lage worin wir ſie heute ſehen.

Die Hauptſtädte, ſagt der Herr Verfaſſer, wachſen zu einer übermäßigen Gröſſe an, Paris und London kommen einigen Leuten als Ungeheuer vor, es heißt von ihnen, ſie gereichten dem ganzen übrigen Lande zur Laſt. Dies muß unterſucht wer-

werden. Alſo zur Unterſuchung. Der Herr Verfaſſer erzählt die vornehmſten Einwendungen gegen groſſe Städte, und beantwortet ſie zugleich.

1te Einwendung; die Geſundheit ſey darin nicht ſo gut, und die Ehen nicht ſo häufig, Ausſchweifungen, und Unordnungen aber, wären daſelbſt häufiger als auf dem Lande.

Antwort: dieſe Einwürfe lieſſen ſich gegen alle Städte überhaupt machen, träffen folglich nicht allein die, über deren Gröſſe man klage. Jene Uebel entſtünden mehr von der Denkungsart der Einwohner. In Anſehung des längeren Lebens intereßire dieſe Angelegenheit mehr den Privatmann als das Publikum.

2te Einwendung: in groſſen Städten überſtiege die Anzahl der Geſtorbenen die Anzahl der Gebohrnen, folglich würde das Land von Einwohnern entblößt, um die Hauptſtädte mit friſcher Mannſchaft zu verſehen.

Antwort: Zuforders wird geläugnet daß in allen groſſen Städten mehr Leute ſtürben, als gebohren werden; und wenn ſich dieſes auch ſo verhielte, ſo folge doch nichts anders daraus, als daß viele, die auf dem Lande gebohren ſind, in

der Stadt ſterben, (ich füge hinzu daß unter den Sterbenden auch viele Fremde ſind, die theils ihres Vergnügens theils ihrer Geſchäfte wegen, ſich eine Zeitlang in groſſen Städten aufhalten) daß das Land die Städte mit Einwohner verſehen müſſe ſey nicht ſchlimm, denn wozu hätte es überflüßige Hände nöthig? Auſſerdem gereichten die hohen Preiſe in groſſen Städten dem Lande mehr zum Nutzen als zum Schaden, daß es in groſſen Städten koſtbar zu leben ſey, fühlten die niederen Klaſſen am wenigſten. Nur diejenige welche Leckerbiſſen von allerhand Art, prächtige Equipagen, groſſe Häuſer, koſtbare Bediente u. ſ. w. haben wollten, müſſen ſich einen groſſen Aufwand gefallen laſſen.

Indes iſt der Herr Verfaſſer ſo beſcheiden, daß er ſeine Meinungen nicht für Evangelia ausgiebt, ſondern zum Beſchluß dieſes Kapitels nur noch zeigen will, in welchen Abſichten ſeiner Meinung nach, Städte überhaupt einem Lande vortheilhaft ſind, auch in welchen Stücken ſelbige nachtheilig werden können; wir wollen ihm ruhig zuhören, und am Ende unſere eigene Meinung ſagen, dem Leſer aber die Entſcheidung überlaſſen.

Die

Die allgemeine Vortheile ſo man den Städten zu verdanken hat, ſollen nach unſerm Lehrer ſeyn.

1) Daß ſie die unnöthige Laſt, oder die überflüßigen Menſchen vom platten Lande wegſchaffen.

2) Daß ſie die Bequemlichkeit verſchaffen Taxen aufzulegen, und ſelbigen eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie die Reichen verhältnismäßig treffen, ohne der Induſtrie nachtheilig zu ſeyn.

3) Die Vortheile die aus den Städten in Abſicht auf das Intereſſe der Ländereien entſtehen, ſind nicht weniger beträchtlich. Die allgemeine Erfahrung bezeugt dieſes; denn ſobald eine Stadt oder Dorf durch Errichtung von Handel oder Manufakturen zuzunehmen anfängt, ſo ſehen wir, daß auch die umher liegende Ländereien in ihrem Werthe ſteigen. Die Urſach davon ſcheint aus den vorher erwehnten Grundſätzen leicht hergeleitet werden zu können.

4) Groſſe Städte ſind endlich auch darum vortheilhaft, weil ſie die Anlegung groſſer Landſtraſſen nöthig machen, welche hinwiederum zu einer beträchtlichen Beförderung des Feldbaues gereichen.

Ich bilde mir ein in dieſem ganzen Raiſonement viel wahres, und manches verwerfliche zu finden, ich begnüge mich blos lezteres zu bemerken.

Bei der Frage, wozu hat der Landmann überflüßige Hände nöthig, erinnere ich, daß die Länder in welchen es auf dem Lande überflüßige Hände giebt, wohl ſehr ſelten ſeyn mögen; das Gegentheil oder der Mangel arbeitſamer Hände findet ſich weit häufiger, und die Kultur der Erde iſt noch nirgends, ſelbſt in England nicht, zur Vollkommenheit gebracht, folglich iſt es auch gar nicht nöthig die Städte zu vergröſſern, um müßige Eſſer vom Lande los zu werden, man ſollte vielmehr bedacht ſeyn, die Bevölkerung ſowohl in Städten und auf dem Lande durch ſchicklichere Mittel zu begünſtigen.

Wenn mittelmäßige Städte im Lande wohl vertheilt ſind, ſo ſind ſie ohne Zweifel in allen Abſichten weit nützlicher, als eine einzige ungeheure groſſe Hauptſtadt, im Fall nicht zufällige Umſtände dergleichen übermäßige Gröſſe rechtfertigen. Denn je gröſſer eine Stadt iſt, um ſo gröſſer iſt auch nothwendig ihre Conſumtion, je gröſſer die Conſumtion iſt, umſomehr wird die Zufuhr aus ent-

entfernten Gegenden nothwendig; je entfernter dieſe Gegenden ſind, um ſo höher kommen die Transportkoſten zu ſtehen, um ſo höher ſteigt der Preis der Waaren, umſoweniger kann der entfernte Landmann, dem Verderb unterworfen, oder die Transportkoſten nicht ertragende Dinge ins Geld ſetzen.

Dieſemnächſt kann die angeprieſene Bequemlichkeit Taxen aufzulegen, und die Reichen zur Mitleidentheit zu ziehen, auch ohne übermäßig groſſe Städte erreicht werden.

Gute Landſtraſſen ſind freilich allenthalben wünſchenswürdig, und erleichtern den Transport aller Lebensmittel, befördern daher auch mittelbarer weiſe den Feldbau; ſie ſetzen aber nicht groſſe Städte als nothwendig voraus, ſondern müſſen in wohl eingerichteten Staaten auf allen Poſtrouten nach allen Städten anzutreffen ſeyn. Wir haben in Deutſchland Gegenden, wo man um die gröſten Städten erbärmliche Landſtraſſen, findet, und man kennt kleine Staaten, die ganz vortrefliche Landſträſſen angeleget haben.

Aus dieſen wenigen Erinnerungen hoffe ich urtheilen zu dürfen, daß unſers Lehrers Lob groſſer Städte ein wenig übertrieben ſey, und die Ver-

theidigungsgründe nicht allemal aus den beſten Quellen genommen ſind.

Ich ſchreite zum eilften Kapitel, in welchem von der Eintheilung der Einwohner in Klaſſen, und von der Beſchäftigung, und Vermehrung derſelben gehandelt werden ſoll.

Ganz vollkommen bin ich mit unſerm Lehrer einverſtanden, daß unſere heutige Verfaſſungen, die Belebung der Induſtrie nothwendig machen, daß man um ſie zu befördern, diejenige die davon leben müſſen, in Beſchäftigung ſetze, daß man zu Erreichung belobten Endzwecks ziemlich genau wiſſen müſſe, was für eine Anzahl Einwohner bei jedem Gewerbe nöthig ſey, und dann ihre Anzahl in der rechten Proportion zum Abſatz ihrer Arbeit erhalte, daß man die Menſchen in gehörige Klaſſen eintheile, folglich überhaupt genommen dafür ſorge, Arbeit für die dermalige Einwohner aufzufinden, ſodann ihre Vermehrung zu befördern, und die zur Arbeit untüchtige zu verſorgen.

Wenn aber der Herr Verfaſſer den Adel von dieſer Regel ausnimmt, und ſelbigen durchaus kriegeriſch erzogen haben will, auch unter andern gewagten Meinungen ausruft.

Wenn

Wenn ſich alſo in einem Lande ein ſehr zahlreicher Adel findet, der ſich einbildet, die Handlung und niedrigeren Gewerbe wären ſeiner Abſtammung ſchimpflich, ſo muß ein rechtſchaffener Staatsmann auf die Denkungsart der vorigen Zeiten zurückſehen, und ſie mit der gegenwärtigen vergleichen. Alsdann wird er wahrnehmen, daß dieſe Geſinnungen ſich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt haben, und das noch nicht ſechs Generationen verfloſſen ſind, ſeitdem jene durch ganz Europa im Schwange geht. Er wird ferner finden, daß dieſe Geſinnungen, ob ſie gleich den gegenwärtigen Zeiten in der That minder angemeſſen ſind, doch noch immer herrliche Folgen hervorbringen; denn ſie dienen der Tugend zur Schutzwehr gegen die Lockungen des Reichthums; und es iſt gefährlich, wenn man eine Klaſſe von Leuten, die einen beträchtlichen Theil des Staatskörpers ausmacht, durchaus zwingen will, eine Denkungsart zu verleugnen die man ihnen, von ihrer Kindheit an, als die Probe einer edeln, und grosmüthigen Seele eingepräget hat. — — — — — — — —

Indeſſen hat doch dieſe Klaſſe (der Adel) den kriegeriſchen Geiſt und die hohen Geſin-

nungen beibehalten; und ohnerachtet ſie in Anſehung der Glücksgüter ziemlich herunter gekommen iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie, wenn ihnen Verrichtungen anvertrauet werden, die eine gewiſſe Erhabenheit des Geiſtes erfordern unter allen Klaſſen am meiſten hervorglänzen. So lange in Friedenszeiten die Handlung blüht, ſo wird der arme Adel durch den Glanz derer, denen die öffentlichen Gelder durch die Hände gehen, durch das überwiegende Anſehen eines reichen Kaufmanns u. ſ. w. verdunkelt. Den ſchlimmen Bürgern wird er ein Gegenſtand der Verachtung, den guten ein Gegenſtand des Mitleidens; und die politiſchen Schriftſteller meinen Wunder was für einen wichtigen Dienſt ſie den armen Edelleuten erweiſen, wenn ſie den Vorſchlag thun, man ſolle ſie unter die niedrigeren Klaſſen des Volks aufnehmen. Allein wenn Gefahr von auſſen drohet, und wenn Armeen ins Feld geſtellt werden, da vergleiche man das Betragen der Truppen, die unter der Anführung kriegeriſcher Edelleute ſtehen, mit dem Betragen derer, die von den Söhnen der Arbeit und der Induſtrie angeführt werden; man vergleiche die, die nur auf Ruhm ſe-

hen, mit denen die nur auf Gewinn ſehen. Wenn der Staat auch nur duldet, daß der Adel in Verfall gerathe, und nicht die gehörige Aufmunterung bekomme, ſo werden daſelbſt die Edelleute bald verſchwinden — — und die Armee wird Sentiments annehmen, die dem Geiſte des Eigennutzes und der Geldbegierde angemeſſener ſind, u. ſ. f.

So muß ich ihm den Beifall verſagen, ob ich gleich auch zu der Klaſſe gehöre, dem er eine Art von Lob- und Schutzſchrift zu halten gut gefunden hat. Wenn die Beiſpiele nicht ſo gehäßig wären, ſo lieſſen ſich aus der alten und neueſten Geſchichte, Helden, Generäle und Admiräle aus Adlichem Blute entſproſſen, genug nennen, die neben dem kriegeriſchen Muth, eigennützig, geldbegierig, ja raubbegierig waren, folglich iſt die Uneigennützigkeit eben ſo wenig ein ausſchlieſſendes Vorrecht des Adels, als es ſehr mislich iſt, daß die angerühmte Geſinnungen vom Vater und Sohn forterben, man müſte denn die aus der Art geſchlagene Söhne für Baſtarde erklären wollen. Die Hauptſtützen der Lobrede wanken alſo gewaltig, und wenn der heutige Adel ſich nicht zu Krieges, Civil, und kirchlichen Dienſten qualificiren will, vielleicht auch nicht kann, ſo ſey er bemü-

het, ſeinen verwüſteten Landgütern durch ſein Beiſpiel allenfalls durch ſeine Adliche Hände einen höheren Werth zu verſchaffen, oder widme ſich der Handlung, den Manufakturen u. ſ. w. denn kein Mensch darf ſagen ich bin gebohren um nichts zu thun.

Wenn die nützliche Brauchbarkeit den Rang unter den Bürgern beſtimmt, wenn die wahre Ehre in der durch geleiſtete Dienſte und tugendhafte Handlungen verdienten Hochachtung der Mitbürger beſtehet; wenn eine erleuchtete Regierung nur nützlichen und wohlgedienten Unterthanen Belohnung ſchuldig iſt, mit was für Augen ſoll den die Geſellſchaft eine Klaſſe von Menſchen betrachten, die gutentheils, keine andere Empfehlungen als die Räubereien ihrer wilden und unruhigen Vorfahren aufzuweiſen hat? In den Augen der Weiſen iſt nur der Bürger gros, der dem Vaterlande mit vorzüglicher Treue und Muth dienet, nur dann iſt er edel, wenn Verdienſte, Talente, und Tugenden, ihn von andern unterſcheiden.

Ich läugne nicht, daß die öffentliche Erziehung in den Geiſt der Kinder deren Neigung, zuweilen das Schickſaal den Arm des Soldaten künftig zu leiten beſtimmt hat, den Geiſt der Ehre, den Enthn=

thuſiasmus des Ruhms, die Achtung der Tapferkeit, die Liebe des Vaterlandes erzeugen, und unterhalten müſſe; allein nicht die Geburt ſondern die Erziehung erſchaft Bürger die dem Staate zu dienen geſchickt ſind, ja, die Staatskunſt verliert eine ihrer ſtärkſten Springfedern wenn ſie den Zufall bei der Geburt belohnt. Man frage nicht lange wer die Voreltern eines Menſchen geweſen, man unterſuche ſeine eigenthümliche Eigenſchaften, man ermuntere, ehre, belohne perſönliche Talente; man bemühe ſich die Menſchen zu unterrichten, die wahre Tugend in junge Seelen zu ſäen und fruchtbar zu machen, man weiſe jedermann, ohne Unterſchied der Perſon und Religion einen ſeinen Verdienſten angemeſſenen Poſten an, und ſey ſtrenge gegen die Uebertreter billiger aus der Natur des Menſchen gezogener Geſetze; ſo wird es den Staaten niemals an Menſchen mangeln, die edel denken, als Helden würken, und ſich durch weſentliche Dienſte eine unterſcheidende Achtung erwerben werden.

Das zwölfte Kapitel handelt von dem groſſen Vortheil, eine wohlüberlegte Theorie, und eine vollſtändige Kenntnis von Factis, mit dem praktiſchen Theile der Regierungskunſt zu verbinden, in der Abſicht, die Vermehrung des Volks dadurch zu beſördern.

Der tiefdenkende Herr Verfaſſer äuſſert hier Meinungen an deren allgemeinen Richtigkeit er ſelbſt zweifelt, und die mir ziemlich gewagt ſcheinen. Ich begnüge mich einige dieſer Stellen zu bemerken.

Sehr beifallswürdig heißt es:

> Die Abnahme der Volkzahl iſt im Staate eben das, was die Auszehrung im menſchlichen Körper iſt; beides iſt ein Zeichen, daß es inwendig nicht richtig ſtehe, ſo lange die Volkzahl zunimmt, ſo befindet ſich der Staat in ſeiner Jugendſtärke; ihre Abnahme giebt uns ein Bild ſeines baufälligen Alters.

So ſchön dieſes geſagt iſt, ſo parador ſcheint es, wenn bald darauf verſichert wird.

> Die Urſach des Verfalls neuer Staaten entſpringt aus der Freiheit, und ſey damit unzertrennlich verbunden.

Wenn er den Misbrauch der Freiheit, zum Schöpfer der Entvölkerung gemacht hätte, ſo könnte man ihm vielleicht Beifall zuwinken, wenn er uns aber überreden will, daß der Sklavenſtand die Bevölkerung befördere, ſo irrt er offenbar, und ſein angeführtes Beiſpiel von Weſtindien wi-

der-

derlegt ihn ganz überzeugend. Er behauptet nemlich, daß man durch Einbringung der Sklaven, oder durch den Sklavenhandel den Abgang an Menſchen leicht erſetze, und ich läugne es, weil die Geſchichte lehrt, daß Weſtindien ſchlecht bevölkert ſey, und die dortige Sklaven wenig Neigung zum Kinderzeugen bei ihrer geringen Koſt, und ſcharfen Peitſche empfänden, ja viele derſelben den Kindern das Leben verkürzten, um ihren Tyrannen keine Werkzeuge zu Ausübung ihrer Grauſamkeiten zu hinterlaſſen: auſſerdem iſt das Hülfsmittel an und für ſich, ſehr unſicher; wer iſt Bürge dafür, daß Afrika nicht einmal ſeine wahren Vortheile einſehen, und ſeine Kinder benutzen lernt, folglich der Sklavenſtand aufhört; woher ſollen in dieſem Fall die Indianer ihren Menſchen Abgang erſetzen? Den Schluß welcher aus dieſem ſonderbaren Vorſchlag gezogen werden will, iſt eben ſo verwerflich. Es heißt:

Verſchiedene unſerer neueren Schriftſteller über dieſe Materie, empfehlen den ehelichen Stand aufs nachdrücklichſte allen Klaſſen von Einwohnern. Mir käme es aber gar nicht ungereimt vor, wenn allen Dorfprieſtern verboten würde ein paar Leute zu copuliren, die nicht erweislich machen können,

Ehen genau kennt, ſagen ſolle: in jeder Klaſſe, die, nach einem gewiſſen Verhältniſſe, in den Kirchſpielen, Städten, Flecken und Dörfern eines Landes vertheilet iſt, ſoll die Anzahl der Ehen bis ſoweit ſteigen; es ſollen Regeln feſtgeſezt werden, nach welchen, auf den Fall einer Concurrenz von zwei verſchiedenen Paaren, die zur Ehe ſchreiten wollen, das eine Paar vor dem andern die Erlaubnis dazu bekommen ſoll u. ſ. f. kann ein Mann der ſo oft die Freiheit prediget, ſelbige ſo empfindlich beleidigen? Kann er der Natur Geſetze vorſchreiben? Wird man nicht den Trieb der Natur auf eine geſetzwidrige Art befriedigen, wenn die Geſetz- und Ordnungsmäßige eingeſchränkt iſt? Sollte es nicht zweckmäßiger ſeyn, für die Erziehung Beſchäftigung und den Unterhalt einer groſſen Volksmenge zu ſorgen, als die Menſchen durch Unterdrückung des Naturtriebes zu vermindern? Ueberdem ſind die Kinder dem gemeinen Mann weniger läſtig, als dem vornehmen Theil der Geſellſchaft. Erſtere fangen ſchon an, ihren Unterhalt zu verdienen, wenn ſie kaum reden gelernt, und ihre Kleidungsſtücke ſind von geringem Werth; mit den Kindern der Vornehmen, verhält es ſich umgekehrt, auch lehret die Erfahrung, daß der gemeine Mann weit häufiger zum Eheſtand ſchreitet, als die Vornehmen, welche die Koſten einer

daß ihre Kinder, nach aller Wahrſcheinlichkeit, dem Staate nicht zur Laſt fallen werden. Könnte man eine ſolche Verordnung wohl mit Vernunft tadeln? Diejenigen die von andern ernährt werden müſſen, ſind für den Staat kein Gewinn, ſondern eine Laſt, ſo lange ſie ihm unbrauchbar ſind. Nichts iſt leichter als heiraten, nichts auch natürlicher, beſonders bei geringen Leuten. Allein gleichwie es um ernten zu können nicht genug iſt, daß man pflüge und ſäe, ſo iſt es auch um Kinder zu erziehen, nicht genug daß man heirathe. Jedes Thier, das eine Brut hervorbringt, die ſich ſelbſt nicht helfen kann, muß ein Neſt haben: aber nicht jeder der ein Kind zeugen kann, kann auch ein Haus bauen, oder die Miethe dafür bezahlen.

Ich läugne nicht daß Kinder ſo keine Erziehung erhalten, noch etwas gelernt haben, wovon ſie ſich nähren können, folglich zur Bettelei Zuflucht nehmen müſſen, eine Laſt für den Staat ſind, allein iſt das Gegenmittel ſo der Autor vorſchlägt, nicht ärger als die Krankheit ſo er zu heilen beabſichtet? Er will daß ein Staatsmann, der die Situation ſeines Volks, den Zuſtand jeder Klaſſe, und die Anzahl der darin vorhandenen

Ehen genau kennt, ſagen ſolle: in jeder Klaſſe, die, nach einem gewiſſen Verhältniſſe, in den Kirchſpielen, Städten, Flecken und Dörfern eines Landes vertheilet iſt, ſoll die Anzahl der Ehen bis ſoweit ſteigen; es ſollen Regeln feſtgeſezt werden, nach welchen, auf den Fall einer Concurrenz von zwei verſchiedenen Paaren, die zur Ehe ſchreiten wollen, das eine Paar vor dem andern die Erlaubnis dazu bekommen ſoll u. ſ. f. kann ein Mann der ſo oft die Freiheit prediget, ſelbige ſo empfindlich beleidigen? Kann er der Natur Geſetze vorſchreiben? Wird man nicht den Trieb der Natur auf eine geſetzwidrige Art befriedigen, wenn die Geſetz- und Ordnungsmäßige eingeſchränkt iſt? Sollte es nicht zweckmäßiger ſeyn, für die Erziehung Beſchäftigung und den Unterhalt einer groſſen Volksmenge zu ſorgen, als die Menſchen durch Unterdrückung des Naturtriebes zu vermindern? Ueberdem ſind die Kinder dem gemeinen Mann weniger läſtig, als dem vornehmen Theil der Geſellſchaft. Erſtere fangen ſchon an, ihren Unterhalt zu verdienen, wenn ſie kaum reden gelernt, und ihre Kleidungsſtücke ſind von geringem Werth; mit den Kindern der Vornehmen, verhält es ſich umgekehrt, auch lehret die Erfahrung, daß der gemeine Mann weit häufiger zum Eheſtand ſchreitet, als die Vornehmen, welche die Koſten einer

groſſen Nachkommenſchaft fürchten, und ſich daher lieber mit dem Dienſt barmherziger Schweſtern behelfen, als ſich dem ſanften Joche des Eheſtandes unterwerfen. Ein Staatsmann der die Menſchen zu ſchäzen, und ihre natürliche Kräfte zu benutzen verſtehet, darf wenigſtens in ſolchen Staaten, die mit andern Gemeinſchaft haben, Commercien unterhalten, Krieg führen, u. ſ. w. niemals den Ueberflus, deſto öfter aber den Menſchenmangel fürchten.

Wenn übrigens der Herr Verfaſſer das zählen und claßificiren des Volks, nicht weniger Fündlingshoſpitäler empfiehlt, ſo verdient er im Fall dabei zweckmäßig verfahren wird, lauten Beifall.

Im dreizehnten Kapitel wird die abgehandelte Materie, mit Beziehung auf die Nothwendigkeit, für jede Klaſſe der Einwohner genaue Verzeichniſſe der Gebohrnen, Verſtorbenen, und Verheuratheten zu halten fortgeſezt.

Alles was in dieſem Kapitel gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen Volksberechnungen erinnert worden, alles was zu Begünſtigung der Zählung und Klaßification der Menſchen behauptet wird, unterſchreibe ich mit Uebereinſtimmung des

Her-

Herzens. Nichtweniger iſt es wahr, daß die Hauptbeſchäftigung eines Staats dahin gerichtet ſeyn müſſe, die Menſchen in Beſchäftigung zu ſetzen, und zu erhalten, ſich zu dieſem Ende eine genaue Kenntnis von dem Zuſtand aller Gattungen einer jeden Klaſſe zu erwerben, damit keine zu hoch ſteige, noch zu tief ſinke, ſondern ſich auf dem Fuß erhalte, der dem Geſuch der Werke ihrer beſondern Induſtrie am angemeſſenſten iſt.

So ſehr ich alſo über dieſe Punkte mit dem gelehrten Herren Verfaſſer einverſtanden bin, ſo wenig kann ich mich jedoch überwinden, ſeiner Methode die verſchiedene Klaſſen im Gleichgewichte zu erhalten, beizutreten, zumalen man würkſamere Mittel zu Erreichung belobter Abſichten hat, als in gewiſſen Klaſſen das Heurathen einzuſchränken.

Meines Bedünkens muß der Staatsmann um den Trieb zur Arbeitſamkeit zu befördern, um die Fähigkeiten der Menſchen wohl zu nutzen, um Geſchicklichkeiten unter das Volk zu verbreiten, um dem Nacheifer Nahrung zu geben, die hauptſächlichſten Gewerbe in ein gerechtes Verhältnis gegen einander ſetzen und erhalten, auch bei allen Vorrechten und Freiheiten womit er dieſes oder jenes Gewerbe begünſtiget, keine andere Abſicht ha-

ben, als einen etwa matt werdenden Theil des Nahrungsſtandes wiederum in das gehörige Gleichgewicht zu bringen. Der Staatsmann hat zwei mächtige Hülfsmittel in Händen, den Zuſammenhang des Nahrungsſtandes zu befördern, das Gleichgewicht herzuſtellen, und nach richtigen Endzwecken zu leiten, das erſte ſind die Abgaben, das andere die Freiheit. Vermöge der höheren oder geringeren Abgaben, kann er den engen Nahrungsſtand nach Gefallen bilden und dirigiren; und wenn jedermann die Freiheit hat, ſich auf eine Art zu beſchäftigen, zu welcher er die ſtärkſte Neigung ſpüret, wenn man dem Nahrungsſtande alle Hinderniſſe wegräumet, ſo wird er die Nacheiferung beleben, und durch die Vielheit der Handthierungen dem gemeinen Weſen Vortheile verſchaffen.

Das vierzehnte Kapitel ſoll uns belehren, wie der Ackerbau, und die Vermehrung der Einwohner übertrieben werden können.

Hier erſcheinen abermals verſchiedene Sätze die einer Berichtigung bedürfen, und andere die ganz vortreflich ſind.

Der Herr Verfaſſer geſtehet ein, daß der Ackerbau die Grundlage zur Volksvermehrung ſey.

In

In dem Geſichtspunkte woraus er die Vermehrung betrachte, ſey dieſelbe einem Staate auf keine andere Weiſe nützlich, als in der Maſſe, in welcher die durch die Fortpflanzung hinzugekommene Anzahl denen ſchon vorhin exiſtirenden Einwohnern, welche er für den Staatskörper der Societät anſiehet, nützlich wird. Wo alſo der durch die Fortpflanzung erlangte neue Zuwachs weiter nichts thäte, als daß er ſich ſelbſt ernährte, da könne er nicht einſehen, was die Societät dadurch gebeſſert ſey, daß dieſe Menſchen in die Welt geſezt worden ſind.

Wenn unſer Lehrer die Menſchen etwa als eine Heerde Vieh betrachtet, die ihre Kleidungsſtücke mit auf die Welt bringen, und keine andere Bedürfniſſe kennen, als ihr Futter zu ſuchen, und ihr Geſchlecht fortzupflanzen, ſo würde er ohne Zweifel richtig geurtheilt haben; bedenkt man aber, daß kein Menſch des andern Hülfe entbehren kann, und daß derjenige ſo blos um ſich zu ernähren den Acker bauet, Kleidungsſtücke, Häuſer, und hundert andere Dinge, von andern Menſchen nöthig hat, ſo ſiehet jedermann ein, daß ein Menſch den andern leben macht, folglich auch einer dem andern nützlich wird, er mag ſich ſtellen wie er will. Wollte man einwenden, daß derjenige ſo

nur den Acker baue, um ſich zu ernähren, keine Vergütungsmittel beſitze, um von ſeinem Nebenmenſchen die ihm abgehende Bedürfniſſe einzutauſchen, ſo würde ich antworten, daß es ſich damit in Grönlaud und andern wilden Horden ſo verhalten könne, daß aber dieſer Gedanke auf einen civiliſirten Staat gar nicht paſſe, folglich iſt es dann auch wahr, daß der erſte Grundſatz nach welchem der Herr Verfaſſer die Menge der Ackerleute proportionirt haben will, auf den Sand gebauet ſey.

Der folgende Grundſatz iſt auch ſo richtig nicht, als er es dem Herrn Verfaſſer ſcheinet. Er ſagt:

Der Ackerbau iſt aufs höchſte getrieben, wenn die Erde ſo bearbeitet wird, daß ſie die möglichſt größte Quantität Früchte zum Gebrauche des Menſchen hervorbringt; und wenn man von der Cultur zweener Flecke Landes, die einerlei Gröſſe haben, urtheilen will, ſo kann man von dem, der die gröſte Quantität Nahrungsmittel gewähret, ſagen, daß er am beſten angebauet ſey. Allein, wenn von der Vermehrung der Einwohner die Rede iſt, ſo iſt mit dergleichen Antwort die Frage noch nicht abgethan, denn wenn gleich auf bei-

beiden Flecken Landes einerlei Quantität Nahrungsmittel wächſt, ſo wird doch, wenn die Bewohner des einen ſparſamere Eſſer ſind, als die Bewohner des andern, ſchon dieſer einzige Umſtand eine Ungleichheit verurſachen. Wenn alſo der Ackerbau nur in Rückſicht auf die Bevölkerung betrachtet wird, ſo müſſen wir dasjenige Land für das Beſtbevölkerte halten, wo die Produkte im häufigſten, und zugleich die Einwohner am mäßigſten ſind. Nun wiſſen wir ſchon beiläufig, wieweit ſich der Ackerbau und die Bevölkerung erſtrecken müſſen, u. ſ. w.

Mit nichten, Herr Autor, der angegebene Probierſtein iſt ziemlich unſicher. 1) Frage ich, in welchem Welttheile liegt die Provinz in welcher die Erde dergeſtalt angebauet iſt, daß ſie die möglichſt gröſte Quantität Früchte trägt? Der vorausgeſezte Anbau gehört noch ad pia deſideria, ſo lange wir nicht alle Brache, alle Vermiſchungen in den Grundſtücken abſchaffen, ſo lange wir nicht die Aecker ſtatt des Pflugs durch Menſchen Hände umgraben, alljährlich Düngen, nach Nothdurft wäſſern, und die Feldfrüchte ſtatt des Säens pflanzen können; ſo lange läßt ſich auch nicht mit Grund behaupten, daß die Kultur den höchſten Grad der

Vollkommenheit erreichet, noch daß wir einen Ueberflus von Menſchen zum Ackerbau widmen. Dieſemnächſt iſt es nicht genug daß der Acker die gröſte Quantität von Produkten liefere, ſondern es muß ſich mit der Quantität eben ſo verhalten. Ein Scheffel Haver und 1 Scheffel Waitzen nehmen zwar beide ein gleiches Volumen ein, ſind aber bei weitem nicht von gleichem Werth. Ein Morgen Landes mit Zuckerrohr, mit Specerei oder auch mit Gärtnerwaaren beſamet, trägt ungleich mehr ein als ein Kartoffelfeld, folglich müſſen alle dieſe Umſtände in Anſchlag kommen, wenn daraus nach des Herrn Verfaſſers Vorſchlag gefolgert werden ſoll 2) Kann bei der Berechnung nicht geſagt werden, daß unter zwei Flecken Landes gleicher Gröſſe, derjenige am beſten angebauet ſey, der die gröſte Menge Nahrungsmittel gewähre, ſondern man muß zugleich beſtimmen, ob dieſe gleich groſſe Aecker, auch von gleicher Qualität ſind, und ob die Produkte ſo ſie liefern, gleich nothwendig, gleich einträglich für den Eigenthümer ſind 3) Iſt es nicht allgemein wahr daß jenes Land, für das Beſtbevölkerte zu halten ſey, wo die Produkte am häufigſten, und die Bewohner ſparſame Eſſer ſind, ſonſt müſten Holland, und die Schweitz eine armſelige, und Polen eine

glän-

glänzende Rolle in Anſehung der Bevölkerung ſpielen.

So zweideutig alſo die angegebenen unbeſtimmten Merkmale ſind; ſo erbaulich iſt gleichwohl die folgende Regel.

Die Staatswirthſchaft, heißt es, einer Regierung iſt zur Vollkommenheit gedien, wenn jede Klaſſe überhaupt, und jedes Individuum inſonderheit in Stand geſezt iſt, der ganzen Societät, nach dem Maaſe des Beiſtandes, den ſie von ihr erhalten, wieder zu helfen, und beizuſtehen. Dieſes leitet mich auf den Begriff von einer freien und vollkommnen Geſellſchaft, welche iſt, ein allgemeiner ſtillſchweigender Contrakt, woraus durchgehends zwiſchen allen denen, welche die Geſellſchaft ausmachen, wechſelſeitige und verhältnismäßige Dienſte entſpringen.

An einem andern Orte wird eben ſo weiſe als wahr geſagt.

Der beſte Weg, die Mitglieder einer freien Societät zuſammen zu vereinigen, iſt die wechſelſeitigen Verbindlichkeiten zu vermehren.

ren, und eine allgemeine Abhängigkeit des einen vom andern zu ſtiften. Dieſe Abſicht läßt ſich nicht füglicher erreichen, als wenn man einer gewiſſen Anzahl Einwohner die Verſchaffung der für alle übrigen erforderliche Quantität Lebensmittel zueignet, und das übrige unter gehörige Klaſſen vertheilt, welche alle andere Bedürfniſſe zu liefern haben. Ich behaupte ferner, daß dieſe Vertheilung nicht nur die vernünftigſte iſt, ſondern daß ſich auch die Menſchen natürlicherweiſe dieſelbe ganz gern werden gefallen laſſen, u. ſ. f.

Endlich behauptet der Verfaſſer und zeiget durch Beiſpiele, daß es ein groſſer Unterſcheid ſey wenn der Ackerbau als ein Handlungsgewerbe, oder wenn er nur als das nächſte Subſiſtenzmittel getrieben würde; auch hierin hat er vollkommen Recht, und alle Gewerbe müſſen den Handelsgeiſt beſitzen, wenn er aber aus dieſen an ſich richtigen Satz den Schluß ziehet, daß ein Menſch der nur ſich allein von ſeinem Stückchen Acker nützlich ſeyn will, ſammt ſeinem Acker von einem Erdbeben verſchlungen würde, ſolches im politiſchen Verſtande keinem Menſchen zum Nachtheil gereiche, ſo iſt der Schluß verwerflich, weil 1) in einem

civi-

civiliſirten Staate kein Ackersmann, ſeine Bedürfniſſe, ohne anderer Beiſtand befriedigen, folglich der angenommene Satz gar nicht exiſtiren kann; und weil 2) ein Menſch der andern Menſchen einigen Verdienſt und Arbeit zuwirft, keine ganz unnütze Perſon iſt, folglich es auch der Geſellſchaft allerdings nachtheilig ſey, wenn dieſer Menſch ſammt ſeinem Acker vom Erdbeben verſchlungen würde. Ich zweifle ob der Herr Verfaſſer wenn er eben ſo ſtark in der Ausübung wäre, als er es in der Theorie iſt, ſich ſo oft verirrt haben würde.

Ich will dieſes lange Kapitel welches noch viel gutes enthält, verlaſſen, und mich zum 15ten Kapitel wenden, wobei ich weniger zu erinnern haben werde, weil es die Anwendung der im vorhergehenden Kapitel enthaltenen Grundſätze, auf den Zuſtand der Bevölkerung und des Ackerbaues in Großbritanien, als eines mir unbekannten Landes enthalten ſoll.

Weder des Doctor Brackenridge Berechnungen, noch unſers Verfaſſers Anmerkungen darüber, die beide gewiſſermaſſen richtig ſeyn können, verlange ich zu unterſuchen. Nur ſcheinet mir der Herr Verfaſſer in ſeiner Anwendung einen Irthum

zu behaupten, der einem ungeübten Leſer nachtheilig werden könnte, wodurch ich dann veranlaßt werde, dabei einen Augenblick ſtehen zu bleiben. Oberwehnter Doktor verſichert, daß England an Volkzahl abnehmen würde, wenn Irrland und Schottland nicht den Abgang erſezten. Ob dieſes wahr oder falſch begehre ich nicht zu unterſuchen, allein des Herrn Verfaſſers Antwort verlangt Erläuterung. Er ſagt:

Dieſes iſt eine zufällige keine nothwendige Folge. Denn wenn dieſe aufgeſchoſſene Avanturiers nicht nach England kämen, ſo würden ſich Englands Einwohner ſelbſt, ohne Zweifel deſto beſſer vermehren, wofern nur mehrere Ehen daſelbſt getroffen würden, wovon man hoffen könnte, daß ſie fruchtbar wären, und daß die Eltern ihre Kinder gros ziehen könnten. Ich möchte daher die Einbringung erwachſener Leute in ein Land gewiſſermaſſen der Einbringung der Sklaven in unſern Colonien vergleichen, indem durch beides der Arbeitspreis verringert wird, welcher Umſtand hernach gewiſſe Klaſſen der Landeskinder vom Heirathen abhält, weil ſie nicht ſoviel verdienen können, als ſie zur Ernährung einer Familie bedür-

dürfen; begeben ſich dergleichen Leute dem ohngeachtet in den Eheſtand, ſo vermehren ſie, wie ich ſchon geſagt habe, ihr Geſchlecht auf keine reelle Art. Wenn nun künftig, **keine Schott- und Irländer mehr nach England zögen, ſo würde der Arbeitslohn ſteigen; alsdann aber würden die, welche izt keine Kinder ernähren können, hierzu im Stande ſeyn, und folglich die Engländer ſich aus ſich ſelbſt, das iſt, durch ihre eigene Zucht vermehren.**

Was unſer Lehrer hier behauptet, ſcheinet eben ſo wenig, als ſeines Gegners Anführen eine nothwendige ſondern nur eine zufällige Folge zu ſeyn. Denn ob gleich wahrſcheinlicherweiſe beim auſſenbleiben Schott- und Irländer, der Arbeitslohn für den Engländiſchen Arbeitsmann ſteigen würde, ſo müſte doch nothwendig der erhöhete Arbeitslohn, auch den Preis der Waare erhöhen, der erhöhete Preis der Waare würde ſehr natürlich die Nachfrage und den Abſatz vermindern, der verminderte Abſatz, würde die Arbeiter nöthigen um den vorigen Lohn zu arbeiten, folglich würde alles geſchwinde wieder ins alte Gleiß kommen, ohne daß die Bevölkerung in England dadurch ge-

wonnen, oder die fremden Arbeiter entbehrlicher geworden wären. Ich übergehe die Folgen, weil unſer Lehrer an einem andern Orte davon zu handeln verſpricht.

Das ſechzehnte Kapitel führt zur Aufſchrift, warum einige Länder volkreicher als andere ſind, die es natürlicher weiſe eben ſo wohl ſeyn könnten?

Auch dieſe Frage ſoll nach unſerm Verfaſſer unter dem unmittelbaren Einfluß der bereits von ihm dargelegten Sätze ſtehen. Ich will es gern einräumen, und blos einige Zweifel gegen die Anwendung wagen.

Unſer Lehrer fragt, was verſteht man unter dem Ausdruck ein Land iſt volkreich, indem dieſer Ausdruck auf verſchiedene Art verſtanden werden könne, wenn man nicht auf die Umſtänden acht gäbe. Anſtatt dieſe Frage zu entſcheiden, beliebt es ihm den Leſer durch Beiſpiele aufmerkſam zu machen, die nur nicht recht befriedigend ſcheinen. Es heißt z. B.

Ich habe ſagen gehört, Frankreich ſey eine Wüſten, und man finde darin keine Leute, auſſer in den Städten, da man hingegen in England keine halbe Stunde weit gehen kann, ohne

ohne einen auch wohl zwei Mayerhöfe anzutreffen u. ſ. w. dieſer Unterſchied aber, entſcheidet nach meiner Einſicht noch nicht, daß eines von dieſen beiden Ländern volkreicher ſey als das andere, ſondern er rührt lediglich von Umſtänden her, die ſich auf den Ackerbau, und auf die Vertheilung der freien Arbeiter beziehen.

Bis hieher verdient der Herr Verfaſſer vollkommnen Beifall, wenn er aber zur Urſach angiebt, daß die Verzäunungen, zu den vielen Mayerhöfen in England Gelegenheit gegeben, und die Wölfe, die Franzoſen behindert hätten ein gleiches zu thun; und daß aus dieſen Urſachen die Engliſchen Mayer auf ihren Feldern, die Franzöſiſchen aber ſich in Dörfer gezogen hätten, ſo ſcheint die angegebene Urſach unſicher und unzulänglich zu ſeyn. Wenn er ferner behauptet, daß die zugenommene Gröſſe von Paris, das Land rings umher von müßigen Eſſern befreiet, und der Landmann dadurch gewonnen habe, ſo zweifle ich, ob er viel Beifall erhalten, und aus dieſen Beiſpielen beweiſen wird, was er beweiſen ſoll. Paris hat zwar die Nachbarſchaft von Menſchen befreiet, ob es aber müßige Eſſer waren, und ob der Landmann dabei gewonnen daran zweifle ich

bis zu beſſerer Aufklärung; das von Schottland genommene Beiſpiel iſt beſſer, doch nicht recht paſſend, ja man hat Mühe aus dem ganzen weitſchweifigen Raiſonement zu errathen, daß dadurch bewieſen werden ſoll, daß ein Land wohl bevölkert ſey, wenn der Ackerbau und die Städtiſche Gewerbe in einem verhältnismäßigen Gleichgewichte ſtehen, und erſterer als ein Handlungsgewerbe betrachtet werde, bei welchem es auf die Verſchaffung eines Ueberſchuſſes angeſehen iſt, der gegen die Arbeit aller Künſtler und Handwerker zum Verkauf kommt. Dieſer ſo ziemlich erzwungene, gleichwohl allgemein wahre Satz, leidet indes nach Verſchiedenheit der Lage der Staaten mehr oder weniger Abfälle, bei welchen ich mich nicht aufhalten ſondern unſerm tiefſinnigen Lehrer auf dem Fuße folgen will.

Im ſiebzehnten Kapitel unterſucht er, auf welche Art und in welchen Verhältniſſen, ſich bei einem Volke Ueberflus oder Mangel zeige. Er will, daß in den mehreſten Ländern Europens, die Lebensmittel welche das Land hervorbringt, beinahe von deſſelben Einwohnern verzehrt werden; und er hält dafür, daß der Theil Früchte, der aus dem Lande verführt wird, gegen die Inländiſche Conſumtion ſehr geringe zu rechnen ſey. Das

beſte

beſte iſt, daß er dieſes als keinen allgemeinen Satz behauptet, ſonſt würden die Weinländer, die Schweitz, die Holländer und mehr andere übel zurecht kommen.

Nach einem langen auf lauter Muthmaßungen gegründeten Diſcours, fällt endlich das Reſultat dahinaus. Das in guten Jahren nicht ſoviel Frucht wachſe das Volk auf zwei Jahr zu ernähren, und in Mißjahren nicht weniger, als daß es zehen Monath ſich davon erhalten könne. So unſicher, und vielleicht überflüßig dieſe ganze Spekulation iſt; ſo trete ich doch gern dem eigentlich zum Zweck gehörigen Schlußſatz des Verfaſſers bei, vermöge welchem er verſichert, daß wenn die fruchtbare Jahre gemeiner, das menſchliche Geſchlecht zahlreicher ſeyn würde; wären aber die Misjahre häufiger, ſo würde die Anzahl der Menſchen kleiner ſeyn, woraus er dann folgert, daß die Anzahl der Menſchen allemal in einem Verhältnis mit dem Nahrungsvorrath ſtehe, und beſtändig ſo lange zunähme, bis ſie dieſem beinahe die Wage halte.

Das achtzehnte Kapitel führt zur Aufſchrift, was ſind die Urſachen und Folgen davon, wenn ein Land voll bewohnt iſt?

Forderſamſt erklärt der Herr Verfaſſer ganz richtig, was er eigentlich unter einem vollbevölkerten Land verſtehe; ſodann wirft er die Frage auf, ob die Vermehrung der Menſchen die wirkende Urſach des Ackerbaues, oder der Ackerbau die wirkende Urſach der Vermehrung der Menſchen ſey? In der Antwort wird behauptet, daß die Vermehrung der Menſchen eine Wirkung des Ackerbaues ſey, wenn man die von ſelbſt, folglich ohne Kultur wachſende Früchte, wozu in der Kindheit der Geſellſchaften jedermann gleiches Recht hat, davon ausnimmt; auch dieſer Satz iſt wahr, zumalen die vermehrte Menſchen, denen Erdprodukten einen vermehrten Werth geben, und dadurch den Landmann veranlaſſen, dieſe Produkte zu vermehren, zu verkaufen, und ſich einen die Koſten überſteigenden Ueberſchuß zu verſchaffen. Eben ſo richtig behauptet der Autor, daß ein vollbevölkertes Land, an Volkzahl abnehmen, und gleichwohl ſtark genug bevölkert bleiben könne, im Fall die begütertſten die einheimiſche Naturprodukte nicht achten, ſondern mit fremden Delicateſſen gefüttert ſeyn wollen, folglich den gewerbſamen Mann veranlaſſen, dergleichen Vorräthe in Menge anzuſchaffen, und ſolche gegen einheimiſche Kunſtprodukte zu vertauſchen; als wodurch die Geburten der Induſtrie einen gröſſeren Werth erhal-

halten, und viel Menſchen beſchäftigen, und zwar ſo lange beſchäftigen können, bis die Nachbaren erwachen, und ſich ihre eigene Vortheile zu nuze machen. Ueberhaupt finde ich bei dieſem ganzen Kapitel wenig zu erinnern, kann alſo auch

Zum neunzehnten Kapitel fortſchreiten, worin die Frage erörtert wird, ob die Einführung der Maſchinen in den Manufakturen dem Staate nachtheilig, oder der Vermehrung hinderlich ſey?

Der gelehrte Herr Verfaſſer erklärt ſich mit vieler Sachkenntnis und Wahrheit vor die Maſchinen, ich ſtimme mit ein, und betrachte den Staatshelden mit Mitleiden, welcher die durch Einführung einer Maſchine, müßig gewordenen Arbeiter, nicht zu andern nüzlichen Geſchäften anzuwenden verſtehet; Wer Einſicht und Genie beſizt, hat allezeit Mittel in Händen dem nüzlichen Fleis, Nahrung zu geben, und wenn auch dem Mann von Geiſt Unternehmungen mislingen, ſo präſentiren ſich doch ſeinen durchdringenden Auge ſogleich andere Hülfsmittel.

Das zwanzigſte Kapitel enthält vermiſchte Anmerkungen über den Ackerbau, und die Vermehrung der Einwohner. Ein Kapitel über welches ſich allein ein Buch ſchreiben lieſſe, wenn man

die hier vorkommende Gegenſtände in ihr wahres Licht ſetzen, und aus den verſchiedenen Standorten, aus welchen ſie der Herr Verfaſſer beleuchtet, unterſuchen wollte. Da dieſes dem Plan meines Werks nicht angemeſſen iſt; ſo bemerke ich nur, daß wer denen verſchiedenen Wendungen welche der Autor den Sachen zu geben verſtehet, nachſpüren will, ſich mit Gedult waffnen, und nicht eher urtheilen müſſe, bis er die Sache im Zuſammenhang, aus allen möglichen Geſichtspunkten, ſowohl mit einander, als jeden beſonders erwogen habe. Unter dieſer Vorſicht wird man dem Genie des Herrn Verfaſſers Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und einſehen, daß keine Sache unter allen Umſtänden nützlich, und keine andere, in allen möglichen Situationen ſchädlich ſey.

Das ein und zwanzigſte und lezte Kapitel dieſes erſten Buchs, beſtehet in einer kurzen Wiederholung der darin befindlichen Hauptgegenſtände, wobei ich mich nicht verweilen, ſondern zum zweiten Buche übergehen will, welches von der Handlung und Induſtrie ſpricht.

In der Einleitung wiederholt und entwickelt der gelehrte Herr Verfaſſer, ſeinen Operationsplan,

plan, auf eine ſehr natürliche, einleuchtende, und beifallswürdige Art, und giebt unter andern folgende der Beobachtung ſehr würdige, aber ſehr oft vernachläßigte Regel.

Der Eigennutz iſt die vornehmſte Triebfeder, die einzige Bewegursach die ſich ein Staatsmann zu Nutze machen muß, wenn er ein freies Volk dahin bringen will, dem Plan, wornach er daſſelbe zu regieren gedenkt, beizutreten. Ich bitte aber, mich nicht ſo zu verſtehen, als meinte ich, der Staatsmann ſelbſt müſſe ſich durch den Eigennutz leiten laſſen: keinesweges der Eigennutz, in Abſicht auf ihn, iſt Patriotiſmus, und kann nur in Anſehung derer, die darnach regieret werden ſollen, Eigennutz genannt werden. Dieſe Triebfeder bewegt die Menſchen, auf tauſenderlei verſchiedene Art zu handeln, und jede Handlung zieht gewiſſe nothwendige Folgen nach ſich. Es muß daher beſtändig dieſe Frage erwogen werden: welche Handlungen werden unter dieſen oder jenen Umſtänden, die Menſchen für vortheilhaft anſehen? u. ſ. f.

Im erſten Kapitel wird von den gegenſeitigen Verbindungen zwiſchen Handlung und Induſtrie

geurtheilt, und forderſamſt von den Worten Handel, und Induſtrie eine dem Zweck des Verfaſſers gemäße Erklärung gegeben. Es heißt:

Die Handlung iſt eine Operation, mittels welcher der Reichthum, oder die verarbeiteten Sachen entweder einzelner Perſonen, oder ganzer Societäten, durch eine Klaſſe von Menſchen, die man Kaufleute nennt, umgetauſcht werden können, und zwar gegen ein Aequivalent, wofür man alles, was man braucht, bekommen kann, ohne daß dadurch die Induſtrie im geringſten unterbrochen, noch die Conſumtion gehemmt wird.

Induſtrie heißt, wenn ein freier Mann ſeine künſtliche Arbeit dazu anwendet, daß er ſich, vermittels der Handlung, ein ſolches Aequivalent verſchaft, wodurch man allen Bedürfniſſen genug thun kann.

Sodann werden Handlung und Induſtrie als wechſelsweiſe von einander abhängig, vorgeſtellt, und gezeigt, daß der Handel dreierlei Perſonen, nemlich einen der verfertigt, einen andern der das Verfertigte verhandelt, und einen dritten, der es verbraucht, erfordere; daß ferner Induſtrie, von Arbeit zu welcher man gezwungen

wird,

wird, verſchieden ſey; daß die Sklaverei den Fortgang der Induſtrie hemme, und daß das Principium, ſowol der Handlung als der Induſtrie, vom Geſchmack derjenigen abhänge, welche ein Aequivalent geben können, woraus die Nachfrage entſtehet, welche hinwiederum die vornehmſte Triebfeder der ganzen Operation iſt.

Mir ſcheint alles in dieſem Kapitel vorgetragene Beifall zu verdienen; wenn aber der Herr Verfaſſer zu verſtehen giebt, daß man den Fortgang der Induſtrie bei einer Kolonie die dem Mutterlande zu Kopf wachſen will, durch Einführung der Sklaverei am beſten Einhalt thun könne; ſo ſchlägt er ein Mittel vor, welches zuweilen von widrigem Erfolg iſt, welches England zu ſeinem unwiederbringlichen Schaden erfahren hat. Bekanntlich hat man den Nordamerikanern die Induſtrie, wenn ſie weiter als auf dem Ackerbau gieng, direkte und indirekte erſchwert; Allein anſtatt durch di ſes traurige Hülfsmittel die Abhängigkeit unauflößlich zu machen, hat es denen zur Mittelmäßigkeit verdammten Unglücklichen zum Beweggrund gedient, zu Zerbrechung ihrer Ketten das Aeuſerſte zu wagen, und der Erfolg hat ihr kühnes Unternehmen gerechtfertiget.

Das zweite Kapitel handelt von der Nachfrage.

Was der Herr Verfaſſer im erſten Buche **Bedürfniſſe** genannt hat, das drückt er hier, wo von der Handlung die Rede iſt, unter **Nachfrage** aus, und erklärt dieſe Redensart um Zweideutigkeiten zu vermeiden nach ihren verſchiedenen Bedeutungen folgendermaaßen:

1) Das Wort Nachfrage werde allemal in einer Beziehung auf Waaren genommen, indem eine Nachfrage nach Geld, (in Wechſelbriefen ausgenommen) dieſen Namen nicht führen. Wenn derjenige ſo mit einem Vorrath von Waaren verſehen ſich ſich davon loszumachen wünſche, ſo biete er ſelbige zum Verkauf an, und wenn er, um Käufer zu finden, den Preiß herunterſetze, ſo ſey man zu ſagen gewohnt, die Nachfrage nach Gütern ſtehe niedrig, anſtatt zu ſagen, die Nachfrage nach Geld ſtehe hoch.

2) Hieſſe die Nachfrage gegenſeitig, wenn eine gedoppelte Operation vorgehe, oder der zuerſt Verkäufer war, der Käufer im zweiten Falle wird. Unter welchen Umſtänden, er diejenigen Nachfrager nennt, welche den höchſten Preiß bezahlt haben. Z. B. wenn ein mit Gütern beladenes

denes Schiff in den Haven kömmt, um zu verkaufen, und dagegen andere Güter einzukaufen, ſo hieſſe die Nachfrage im Haven hoch oder niedrig, nach Masgabe der Höhe des angebotnen Preiſes, nicht aber nach Masgabe der geſuchten Quantität, noch der Anzahl derer, die deswegen Nachfrage thun. Wäre alles verkauft, ſo würde das Schiff der Nachfrager; und wenn deſſen Nachfrage verhältnißmäßig höher wäre, als die vorige, ſo hieſſe es, der Haven biete an, und das Schiff verlange.

3) Sey die Nachfrage einfach oder zuſammengeſezt. Einfach, wenn nur einer nach der Waare früge: zuſammengeſezt, wenn es ſich damit umgekehrt verhalte, welches ſich jedoch nicht ſowol auf die Perſonen, als auf das Intereſſe beziehe; denn wenn auch zwanzig Menſchen aus einerlei beſtimmtem Intereſſe nach einerlei Waare frügen, ſo mache jedoch dieſes zuſammen nur eine einfache Nachfrage aus; die alsdann erſt zuſammengeſezt würde, wenn verſchiedene Intereſſen eine Concurrenz hervorbrächten. Wenn demnach in dem Tauſch-Kontrakte die Nachfrage auf einer Seite einfach, und auf der andern zuſammengeſezt ſey, ſo führe die zuſammengeſezte allein, den Namen der Nachfrage.

4)

4) Die Nachfrage ſey groß oder klein; groß, wenn die verlangte Quantität gros iſt; klein, wenn die verlangte Quantität klein iſt.

5) Die Nachfrage ſey entweder hoch oder niedrig, nach Masgabe des Preiſes der dafür angeboten wird, woraus denn folge, daß eine große Nachfrage ein großer Verkauf; und die Folge einer hohen Nachfrage, ein ſtarker Preis ſey.

6) Die Natur der Nachfrage muntere die Induſtrie auf, und wenn ſie regelmäßig, ſo ſey die Wirkung davon, daß die Verſorgung mit den verlangten Waaren größtentheils mit der Nachfrage im Verhältniß befunden werde, und dann gemeiniglich nur einfach ſey; Sie würde aber zuſammengeſezt, wenn ſie unerwartet, oder wenn die gewöhnliche Verſorgung durch einen Zufall ins Stocken gerathen. Endlich habe

7) die Nachfrage nicht allemal die nemliche Wirkung in Steigerung der Preiſe. Man müſſe daher ſorgfältig auf den Unterſchied acht geben, zwiſchen der Nachfrage nach Dingen ſo zur erſten Bedürfniß gehören, und nach mindernöthigen Bequemlichkeiten; nichtweniger zwiſchen einer Nachfrage, welche von unmittelbaren Verbrauchern geſchiehet, und einer andern, welche Kaufleute

leute, die kaufen, um zu verkaufen, zum Urſprung hat, weil in beiden Fällen die Concurrenz verſchiedene Wirkungen habe, und z. B. erkläre, woher die groſſe Verſchiedenheit des Kornpreiſes, und der einförmige Preis der mehreſten Waaren auf Meſſen entſtehe.

So richtig überhaupt dieſe Bemerkungen ſind, ſo nothwendig ſcheint es mir auch, daß ſie der Leſer wohl faſſe, weil er ſonſt Mühe haben würde, den Autor in der Folge zu verſtehen.

Das dritte Kapitel handelt von den erſten Grundſätzen des Tauſches, und wie dieſer zur Handlung erwachſe?

Der Herr Verfaſſer leitet ganz richtig, aus den Grundſätzen des erſten Buches, den Urſprung der Handlung und der Induſtrie her, und zeiget, daß die Handlung der Bevölkerung und dem Ackerbau ihren Urſprung zu danken haben. Nunmehro ſchreitet er zu einer ſo wichtigen als zu Aufklärung ſeines Gegenſtandes nöthigen Unterſuchung; einer Unterſuchung an welcher die wenigſten Staatsmänner denken, und daher auch nur gar zu oft fauſſe couche machen, oder unzeitiges Kindbett halten.

Die

Die Gegenſtände der Unterſuchung ſind: 1) wie die Handlung unter den Menſchen ausgebreitet werde; 2) wie ſolche Manufakturen in Gang kommen, wo Sachen, die nicht ſowol zum Nutzen als zum Zierrath dienen, verfertigt werden, und wie ſich 3) die Menſchen zur mühſeligen Arbeit bequemen, um Dinge zu erlangen, die ihnen nicht unumgänglich nöthig ſind.

Unſer Lehrer ſchreibt dieſe Erſcheinung hauptſächlich der Einführung des Geldes, und einem Geſchmacke zu, den deſſen Beſitzer an überflüßigen Sachen haben. Er verneinet, daß es in den alten Zeiten an Geld gefehlt habe, und hält den Satz für irrig, daß der größte Theil des dermalen in unſern Händen befindlichen Geldes aus Amerika gekommen ſey; wannenhero die Handlung weit weniger als eine Folge von der Menge des gemünzten Geldes, ſondern vielmehr als dem Geſchmacke an überflüßigen Dingen wodurch das alte und neue Geld in Umlauf gebracht würde, zuzurechnen ſey.

So lange die Begierden der Menſchen (ſagt der Autor, und ich mit ihm) bloß durch ihre phyſikaliſche Bedürfniſſe beſtimt werden; ſind ſie in gewiſſe Grenzen eingeſchränkt; So bald ſie ſich

aber

aber ſelbſt eine Art politiſcher Bedürfniſſe erſchaffen, werden alle Schranken niedergeriſſen. Die Schwierigkeit, Bedürfniſſe anderen Bedürfniſſen anzupaſſen führe das Geld ein, welches ein genaues Aequivalent für jedes Ding ſey, woraus der Verkauf als eine Verfeinerung des Tauſches entſtehe. Die Handlung ſey eigentlich ein doppelter Verkauf, denn der Handelsmann kaufe nicht für ſich, ſondern für andere. Er ſey eine zuſammengeſezte Maſchine, die uns einmal anſchaft was wir bedürfen; die uns gleichfalls abnimmt, was wir überflüßiges beſitzen; ja die uns, wenn wir das allgemeine Aequivalent, oder Geld, nöthig haben, ſo viel davon giebt, als ſie Credit in unſere Umſtände ſezt. Daher dann die Einführung einer ſo dienſtfertigen Maſchine, jedem unter uns den Wunſch abdringt, ſich ihrer bedienen zu können; welches denn die ſehr natürliche Urſach ſey, warum die Menſchen ihre Arbeiten über die bloſe Befriedigung ihrer phyſikaliſchen Bedürfniſſe ausdehnen.

Der Herr Verfaſſer übergehet das ſtuffenweiſe Steigen der Induſtrie um Manufakturen zur Vollkommenheit zu bringen, er begnüget ſich, und zwar ganz richtig, zu bemerken, daß die Verfeinerung der Kunſtprodukte nicht ſowol den

Ge-

Geſchmack der Reichen am Luxus zum Urſprung habe, ſondern vielmehr in dem Beſtreben und der Erfindſamkeit der Künſtler anzutreffen ſey, als welche durch fleißiges Nachdenken täglich Mittel erfänden, die ihnen im Wege ſtehenden Unbequemlichkeiten zu heben, oder doch zu vermindern. Hierin zeige ſich alſo eine Urſach warum die Menſchen arbeiten, ohne vom Mangel gedrückt zu werden. Sie bemüheten ſich die Werkzeuge des Luxus ſelbſt zu beſitzen, nachdem Geiz oder Ehrſucht ſie angeſpornet hätte ſelbige zum Gebrauch anderer zu erfinden.

Das bisher geſagte, ſoll die Handlung in ihrer Kindheit vorſtellen. Ich habe nichts dagegen, doch hätten füglich mehrere wo nicht ſtärkere mitwirkende Urſachen angegeben werden können.

Zulezt entwickelt unſer Lehrer verſchiedene Vortheile der Kommerzien; giebt dem Staatsmann einen Wink, wie er ſelbige zu benutzen habe, und zeiget, wie nöthig Handelsleute, oder Zwiſchenhändler, zwiſchen dem Käufer und Verkäufer ſind, wenn Manufakturen und Kommerzien in Flor gebracht werden ſollen. Ich unterſchreibe alles hierüber geſagte und ſchreite

Zum

Zum vierten Kapitel, worin gelehrt werden ſoll, wie die Waarenpreiſe durch die Handlung beſtimmt werden.

Bei dem Waarenpreiſe, ſagt der Herr Verfaſſer, müſſe man zwei Dinge, nemlich den reellen Werth der Waare, und den Profit auf ihren Abſatz, als wirklich exiſtirend, und gleichwol ganz von einander unterſchieden, betrachten. Der erſte hänge von der darauf verwendeten Zeit, dem Unterhalte des Handwerksmannes, und dem Werth der Materialien ab. Der andere ſey die Summe dieſer drei Stücke, vermehrt mit dem Profit auf den Verkauf. Nun zeigt der Autor, durch welche Hülfsmittel man dieſes alles wiſſen könne, und die Nothwendigkeit, die erſten Koſten und den Profit genau von einander zu unterſcheiden; Er fährt fort zu verſichern, daß in einem Lande in welchem Kommercien eingeführt ſind, die Manufakturen Glück machen müſſen, theils wegen des dadurch beförderten geſchwinden Abſatzes, theils wegen des beſtimmten Preiſes der verfertigten Sachen, theils wegen des gewiſſen Profits für den fleißigen Handwerksmann; und er ſchließt mit der ſo wichtigen als wahren Regel, daß je genauer jeder dieſer Umſtände mit Rückſicht auf die ganze Zergliederung der Manufaktu-

ren unterſucht werden, um ſo leichter ſey es dem Staatsmann jeden Fehler und jeden Misbrauch zu verbeſſern, der die Preiſe über das gehörige Maas erhöhet.

Das fünfte Kapitel ſoll uns belehren wie ſich die auswärtige Handlung einem arbeitſamen Volke öffne, und was dieſelbe für Folgen in Anſehen derjenigen Kaufleute habe, die den Grund dazu legen.

Zuförders wird auf eine ſehr einfache Art erklärt, was man unter Paßiv- und Aktivhandlung verſtehe, ſodann mit Grund behauptet, daß nichts geſchickter ſey eine vortheilhafte auswärtige Handlung einzuführen, als niedrige und beſtimmte Preiſe, der inländiſchen Natur- und Kunſtprodukte, weil dadurch Fremde zum Kaufen herbeigezogen werden; nichtweniger denen Kaufleuten des Landes dadurch bequeme Gelegenheit gegeben wird, deſſen Produkte mit größerem Vortheil an andere Nationen zu verführen. Nun werden die Folgen von einem neuen Kommerz mit fremden Ländern in Anſehung der dieſen Handel unternommenen Kaufleute bezeichnet, und angenommen, daß ſie bei ihrer Ankunft, in einem des Handels unkundigen Lande, die Preiſe der mitgebrachten

Waa-

Waaren nicht nach dem reellen Werth derſelben, ſondern nach der Begierde welche ſie bei den Fremden darnach entdecken, oder auch nach derſelben Zahlungsvermögen proportioniren, folglich darauf groſſen Profit machen werden. Es ſey aber ein vom Kaufhandel unzertrennlicher gleichwol nachtheiliger Umſtand, daß die Kaufleute geſchwinde auf Mittel und Erfindungen verfallen, dem fremden Volke wenn es einen Ueberfluß an anſtändigen Tauſchmitteln hat, einen Geſchmack an Verfeinerungen und artigen Sachen einzuflöſſen, und ihre Begierden durch Geſchenke an die Werkzeuge des Luxus zu feſſeln, damit ſie die Kommercien gegen andere Nationen, welche an den groſſen Vortheilen Theil zu nehmen ſich beſtreben, aushalten können.

Der Herr Verfaſſer nimmt ſodann als einen Erfahrungsſatz an, daß je länger eine ſolche Handlung beſtehet, und je mehr Geſchmack die Einwohner des auswärtigen Landes an europäiſchen Waaren gewinnen, um ſo mehr auch ihre eigene Produkte im Werthe ſteigen, in welchem Verhältniſſe dann nothwendig die Vortheile ſo darauf zu machen waren, fallen, ja ſelbſt dann fallen, wenn die Handlung durch ganze Kompagnien betrieben wird; als welches wenigſtens

aus der Urſache eine weiſe Einrichtung ſeyn ſoll, weil auf dieſe Art keine Concurrenz zwiſchen unſern Kaufleuten ſtatt finden könne. Der Herr Verfaſſer verſpricht gehörigen Orts zu zeigen, daß kein beſſeres Mittel ſey, die Preiſe, zum Beſten der Nation niedrig zu erhalten, als dieſe (nemlich die Kompagnie) Einrichtung, ob ſie gleich in Rückſicht auf Privatperſonen entgegen geſezte Wirkungen hervorbringen könne. Zu Unterſtützung dieſes, nicht allen Sekten der Staatsklugen verdammlichen Satzes, ſagt der Herr Verfaſſer:

> Wenn keine privilegirte Kompagnien errichtet ſind, ſondern die Handlung frei und offen iſt, ſo werden unſere Kaufleute, durch ihre Gierigkeit, von der neuen Handlung zu profitiren, die Geheimniſſe derſelben verrathen; Sie werden beim Einkauf der auswärtigen Produkte einander im Wege ſtehen; und dieſer Umſtand ſteigert die Preiſe, und begünſtiget das Kommerz der allerunwiſſendſten Wilden.

Der Herr Verfaſſer fährt fort einige Zweifel gegen dieſes Syſtem aufzuſtellen, und zu prüfen, ich aber behalte mir mein Urtheil vor, bis ſich unſer

Lehrer verſprochenermaaßen über die ausſchlieſſen- de Handlungsgeſellſchaften, deren Vorzuge und Nachtheile vollſtändig erklärt haben wird, denn ob ich gleich groſſe Handlungsgeſellſchaften unter gewiſſen Umſtänden nothwendig halte; ſo glaube ich doch daß bei Ertheilung dergleichen Octroi, viel Behutſamkeit und mancherlei Einſchränkun- gen nöthig ſind, daher ich dann des Herrn Ver- faſſers offenherziges Bekänntnis abwarten will, ehe ich mich vor oder wieder ihn erkläre.

Im ſechſten Kapitel iſt der tiefdenkende Ver- faſſer bemühet, die Folgen von der Einführung ei- ner paßiven auswärtigen Handlung bei einem Vol- ke, das in der Einfalt der Sitten lebt, und nicht arbeitet, zu unterſuchen.

Der Herr Verfaſſer fängt mit Schilderung der Umſtände an, die ſich zutragen, wenn ein Paßivhandel bei einer der Handlung unkundigen Nation eingeführt wird; er benuzt ferner dieſe ganz ſchickliche Gelegenheit, eine Verbindung unter den Grundſätzen der Handlung, und des Ackerbaues vorzuſtellen, und zu beweiſen, daß die Handlung in allen Ländern wo ſie eingeführt wird, die An- zahl der Menſchen vermehre. Nichtweniger be- ſchreibt er die Folgen eines zunehmenden Geſchmacks

am überflüßigen bei ſolchen Nationen, die bisher ſehr einfach gelebt haben, und wozu die Beförderung der Induſtrie, unter den niederen Klaſſen der Menſchen diene.

Alles über dieſen Gegenſtand vorgetragene iſt ſo natürlich, ſo faßlich, und ſo wahr geſagt, daß ſich weder etwas abnehmen, noch zuſetzen läßt.

Das ſiebente Kapitel handelt von der doppelten Concurrenz, deren Erklärung allerdings Schwierigkeiten macht, folglich auch ein wenig mehr Aufmerkſamkeit erfordert, wenn man ſich davon einen beſtimmten Begriff machen will.

Unſer Lehrer heißt doppelte Concurrenz, wenn die Concurrenz in einem gewiſſen Grade, auf die beiden Seiten des Handels zugleich ſtatt findet, oder wechſelsweiſe von einer Seite zur andern ſchwankt. Er geſtehet, daß ihn die Armuth der Sprache zwinge zu Beiſpielen Zuflucht zu nehmen, um verſtändlich zu werden, und die Grundſätze zu unterſuchen, welche ein Staatsmann zu beobachten hat, um ſie zu einem Mittel zu machen, ſowohl den Wohlſtand und Ueberflus im Lande zu befördern, als der Nation Ueberlegenheit gegen auswärtige zu verſchaffen. Er beklagt, daß die Ausdrücke Nachfrage und Concurrenz oft mit ein-

einander verwechſelt würden, ohngeachtet ſie weſentlich von einander unterſchieden wären, indem erſteres das Principium ſey welches die Handlung in Gang bringe, wohingegen leztere ſie unterhalte, und zur Vollkommenheit führe. Um alſo dunkle und wiederſprechende Begriffe zu vermeiden, bemühet er ſich belobte Ausdrücke mit einander zu vergleichen, nichtweniger ihre Verhältniſſe, Verſchiedenheit, und Uebereinſtimmungen zu bezeichnen. Er ſagt daher,

Nachfrage und **Concurrenz** bezögen ſich beide auf kaufen und verkaufen; **Nachfrage** aber ſey nur beim kaufen, **Concurrenz** aber bei beiden anzuwenden.

Nachfrage bezeichne eine Neigung etwas zu kaufen, **Concurrenz** hingegen ein Verlangen den Vorzug zu erhalten.

Nachfrage könne ohne **Concurrenz** ſeyn, Concurrenz aber ſchlieſſe allezeit Nachfrage in ſich.

Nachfrage hieſſe einfach, wenn auf Seiten der Käufer nur ein gemeinſchaftliches Intereſſe obwalte.

Concurrenz wäre einfach, wenn ſie nur auf einer Seite des Contrakts Platz hätte.

Nachfrage heiſſe zuſammengeſezt, wenn unter den Käufern verſchiedenes Intereſſe herrſche.

Concurrenz heiſſe zuſammengeſezt, wenn zu ein und ebeñ der Zeit auf beiden Seiten des Contrakts ſich ein Wetteifer fände.

Einfache Concurrenz erhöhe die Preiſe; doppelte Concurrenz ſchränke ſich auf den gemeinen Werth der Waare ein.

So lange doppelte Concurrenz herſche, ſtehe das Gleichgewicht zwiſchen Arbeit und Nachfrage, ſo ziemlich eben, wohingegen einfache Concurrenz es umſtürze.

Der Herr Verfaſſer hat dieſe wichtige Verſchiedenheiten ſo ſchön und deutlich auseinander geſezt, und mit Beiſpielen erläutert, daß ich das Kapitel ganz und mit Bedacht zu leſen anrathe, weil man bei einem Auszug allezeit verlieren, und ſchwerlich hinlängliche Ueberzeugung erhalten würde.

Das achte Kapitel führt zur Aufſchrift, was heiſſen Koſten, Gewinn, und Verluſt?

Um Zweideutigkeiten zu vermeiden, werden hier die relative Ausdrücke: Ausgabe, Gewinn und

und Verluſt kurz und gut unterſucht, und ihre Beſtimmung gezeiget. Der Herr Verfaſſer nennt jene eine Nationalausgabe, welche zum Vortheil fremder Staaten, den Fond der Nation vermindert; den Nahmen öffentliche Ausgabe legt er ihr bei, wenn das durch einen Nationalbeitrag geſammelte Geld, im Lande ſelbſt ausgegeben wird; Privatausgabe nennt er das von Privatperſonen ausgegebene Geld, welche keine andere Wirkung als die Beförderung der einheimiſchen Circulation hat. Endlich bemerkt er die Verſchiedenheit zwiſchen Geldausgeben, und Geldvorſchieſſen, weil erſteres eine Abſicht zu verzehren anzeiget, lezteres aber eine künftige Veräuſerung zum Gegenſtande hat.

Gewinn, und Verluſt ſind nach unſers Lehrers Eintheilung, poſitiv oder relativ, oder zuſammengeſezt. Der poſitive Gewinn entſpringe aus einer Vermehrung der Arbeit, Induſtrie, Erfindſamkeit; er ſey für niemand mit Verluſt verbunden, und bewürke eine Vermehrung der gemeinen Wohlfahrt. Dahingegen ſey mit dem poſitiven Verluſt für niemand ein Gewinn verbunden. Relativer Gewinn ſey das wodurch jemand einen Verluſt leiden muß; Relativer Verluſt hingegen, dasjenige wodurch ein Individuum

ren unterſucht werden, um ſo leichter ſey es dem Staatsmann jeden Fehler und jeden Misbrauch zu verbeſſern, der die Preiſe über das gehörige Maas erhöhet.

Das fünfte Kapitel ſoll uns belehren wie ſich die auswärtige Handlung einem arbeitſamen Volke öffne, und was dieſelbe für Folgen in Anſehen derjenigen Kaufleute habe, die den Grund dazu legen.

Zuförders wird auf eine ſehr einfache Art erklärt, was man unter Paßiv- und Aktivhandlung verſtehe, ſodann mit Grund behauptet, daß nichts geſchickter ſey eine vortheilhafte auswärtige Handlung einzuführen, als niedrige und beſtimmte Preiſe, der inländiſchen Natur- und Kunſtprodukte, weil dadurch Fremde zum Kaufen herbeigezogen werden; nichtweniger denen Kaufleuten des Landes dadurch bequeme Gelegenheit gegeben wird, deſſen Produkte mit größerem Vortheil an andere Nationen zu verführen. Nun werden die Folgen von einem neuen Kommerz mit fremden Ländern in Anſehung der dieſen Handel unternommenen Kaufleute bezeichnet, und angenommen, daß ſie bei ihrer Ankunft, in einem des Handels unkundigen Lande, die Preiſe der mitgebrachten

Waa-

Waaren nicht nach dem reellen Werth derſelben, ſondern nach der Begierde welche ſie bei den Fremden darnach entdecken, oder auch nach derſelben Zahlungsvermögen proportioniren, folglich darauf großen Profit machen werden. Es ſey aber ein vom Kaufhandel unzertrennlicher gleichwol nachtheiliger Umſtand, daß die Kaufleute geſchwinde auf Mittel und Erfindungen verfallen, dem fremden Volke wenn es einen Ueberfluß an anſtändigen Tauſchmitteln hat, einen Geſchmack an Verfeinerungen und artigen Sachen einzuflößen, und ihre Begierden durch Geſchenke an die Werkzeuge des Luxus zu feſſeln, damit ſie die Kommercien gegen andere Nationen, welche an den großen Vortheilen Theil zu nehmen ſich beſtreben, aushalten können.

Der Herr Verfaſſer nimmt ſodann als einen Erfahrungsſatz an, daß je länger eine ſolche Handlung beſtehet, und je mehr Geſchmack die Einwohner des auswärtigen Landes an europäiſchen Waaren gewinnen, um ſo mehr auch ihre eigene Produkte im Werthe ſteigen, in welchem Verhältniſſe dann nothwendig die Vortheile ſo darauf zu machen waren, fallen, ja ſelbſt dann fallen, wenn die Handlung durch ganze Kompagnien betrieben wird; als welches wenigſtens

aus der Urſache eine weiſe Einrichtung seyn ſoll, weil auf dieſe Art keine Concurrenz zwiſchen unſern Kaufleuten ſtatt finden könne. Der Herr Verfaſſer verſpricht gehörigen Orts zu zeigen, daß kein beſſeres Mittel sey, die Preiſe, zum Beſten der Nation niedrig zu erhalten, als dieſe (nemlich die Kompagnie) Einrichtung, ob ſie gleich in Rückſicht auf Privatperſonen entgegen geſezte Wirkungen hervorbringen könne. Zu Unterſtüzung dieſes, nicht allen Sekten der Staatsklugen verdammlichen Satzes, ſagt der Herr Verfaſſer:

> Wenn keine privilegirte Kompagnien errichtet ſind, ſondern die Handlung frei und offen iſt, ſo werden unſere Kaufleute, durch ihre Gierigkeit, von der neuen Handlung zu profitiren, die Geheimniſſe derſelben verrathen; Sie werden beim Einkauf der auswärtigen Produkte einander im Wege ſtehen; und dieſer Umſtand ſteigert die Preiſe, und begünſtiget das Kommerz der allerunwiſſendſten Wilden.

Der Herr Verfaſſer fährt fort einige Zweifel gegen dieſes Syſtem aufzuſtellen, und zu prüfen, ich aber behalte mir mein Urtheil vor, bis ſich unſer

Lehrer verſprochenermaaßen über die ausſchlieſſende Handlungsgeſellſchaften, deren Vorzuge und Nachtheile vollſtändig erklärt haben wird, denn ob ich gleich groſſe Handlungsgeſellſchaften unter gewiſſen Umſtänden nothwendig halte; ſo glaube ich doch daß bei Ertheilung dergleichen Octroi, viel Behutſamkeit und mancherlei Einſchränkungen nöthig ſind, daher ich dann des Herrn Verfaſſers offenherziges Bekänntnis abwarten will, ehe ich mich vor oder wieder ihn erkläre.

Im ſechſten Kapitel iſt der tiefdenkende Verfaſſer bemühet, die Folgen von der Einführung einer paßiven auswärtigen Handlung bei einem Volke, das in der Einfalt der Sitten lebt, und nicht arbeitet, zu unterſuchen.

Der Herr Verfaſſer fängt mit Schilderung der Umſtände an, die ſich zutragen, wenn ein Paßivhandel bei einer der Handlung unkundigen Nation eingeführt wird; er benuzt ferner dieſe ganz ſchickliche Gelegenheit, eine Verbindung unter den Grundſätzen der Handlung, und des Ackerbaues vorzuſtellen, und zu beweiſen, daß die Handlung in allen Ländern wo ſie eingeführt wird, die Anzahl der Menſchen vermehre. Nichtweniger beſchreibt er die Folgen eines zunehmenden Geſchmacks

Nachfrage heiſſe zuſammengeſezt, wenn unter den Käufern verſchiedenes Intereſſe herrſche.

Concurrenz heiſſe zuſammengeſezt, wenn zu ein und eben der Zeit auf beiden Seiten des Contrakts ſich ein Wetteifer fände.

Einfache Concurrenz erhöhe die Preiſe; doppelte Concurrenz ſchränke ſich auf den gemeinen Werth der Waare ein.

So lange doppelte Concurrenz herſche, ſtehe das Gleichgewicht zwiſchen Arbeit und Nachfrage, ſo ziemlich eben, wohingegen einfache Concurrenz es umſtürze.

Der Herr Verfaſſer hat dieſe wichtige Verſchiedenheiten ſo ſchön und deutlich auseinander geſezt, und mit Beiſpielen erläutert, daß ich das Kapitel ganz und mit Bedacht zu leſen anrathe, weil man bei einem Auszug allezeit verlieren, und ſchwerlich hinlängliche Ueberzeugung erhalten würde.

Das achte Kapitel führt zur Aufſchrift, was heiſſen Koſten, Gewinn, und Verluſt?

Um Zweideutigkeiten zu vermeiden, werden hier die relative Ausdrücke: Ausgabe, Gewinn und

und Verluſt kurz und gut unterſucht, und ihre Beſtimmung gezeiget. Der Herr Verfaſſer nennt jene eine **Nationalausgabe**, welche zum Vortheil fremder Staaten, den Fond der Nation vermindert; den Nahmen **öffentliche Ausgabe** legt er ihr bei, wenn das durch einen Nationalbeitrag geſammelte Geld, im Lande ſelbſt ausgegeben wird; **Privatausgabe** nennt er das von Privatperſonen ausgegebene Geld, welche keine andere Wirkung als die Beförderung der einheimiſchen Circulation hat. Endlich bemerkt er die Verſchiedenheit zwiſchen **Geldausgeben**, und **Geldvorſchieſſen**, weil erſteres eine Abſicht zu verzehren anzeiget, lezteres aber eine künftige Veräuſerung zum Gegenſtande hat.

Gewinn, und **Verluſt** ſind nach unſers Lehrers Eintheilung, **poſitiv** oder **relativ**, oder zuſammengeſezt. Der poſitive Gewinn entſpringe aus einer Vermehrung der Arbeit, Induſtrie, Erfindſamkeit; er ſey für niemand mit Verluſt verbunden, und bewürke eine Vermehrung der gemeinen Wohlfahrt. Dahingegen ſey mit dem **poſitiven Verluſt** für niemand ein Gewinn verbunden. **Relativer Gewinn** ſey das wodurch jemand einen Verluſt leiden muß; **Relativer Verluſt** hingegen, dasjenige wodurch ein Individuum

einen Profit machen muß. Unter zuſammengeſezten Gewinn oder Verluſt, verſteht er jene Arten des Profits und Verluſts, die theils relativ, theils poſitiv ſind, und beide bei ein und eben dem Handlungsgeſchäfte ſubſiſtiren können.

Das neunte Kapitel, ſoll die allgemeine Folgen bezeichnen, welche für eine handelnde Nation, aus der Eröfnung einer activen auswärtigen Handlung entſpringen.

Nach unſerm Lehrer heißt eine handelnde Nation jene, die ihre Staatswirthſchaft nach dem Intereſſe der Handlung einrichtet. Die Deutſche iſt alſo keine handelnde Nation, wenn man ſie aus ihren zweckwiedrigen Maasregeln nach obigen Merkmalen beurtheilet, man müßte denn die kaiſerl. Erblanden, wo es endlich Tag zu werden anfängt, davon ausſchlieſſen, zumalen andere deutſche Staaten zum Theil mit Feſſeln beladen ſind, die ſie nicht zerreiſſen können.

Sehr wahr heißt es ferner, wie das ganze Syſtem der neueren Politik ſich auf eine auswärtige Activhandlung gründe; zugleich aber, ſage ich, iſt es eben ſo wahr, daß man in manchen Staaten ſich zu dieſem Endzweck ganz verkehrter Mittel bediene.

Nun

Nun verſichert der Autor, daß eine Nation die ſich bei ihrem Commerz immer paßiv verhalte, von der Willkühr derjenigen abhänge, die eine Activhandlung mit ihr treiben, ja ſie müſſe mit groſſen natürlichen Vortheilen, oder mit einem beſtändigen Zufluſſe des Goldes und Silbers aus ihren Bergwerkern begünſtiget ſeyn, wenn ſie im Stande ſeyn wolle, eine gegenſeitige Handlung zu unterhalten, die der Vermehrung ihres Reichthums nicht offenbar zum Schaden gereichen ſolle.

Mit Erlaubnis Herr Autor: ſowohl der Paßiv- als Activhandel können nach Beſchaffenheit der Umſtände ſchädlich oder nützlich ſeyn. Das Beiſpiel verſchiedener Seemächte, deren Handel in manchen Weltgegenden Aktiv und in andern Paßiv iſt, und beide mit gutem Fortgang betrieben werden, beweiſet, daß zwar überhaupt betrachtet, ein Aktivhandel vorzüglich ſey, daß aber unter ſicheren Umſtänden ein Paßivhande gewiſſere Vortheile gewähren könne.

Ich kehre wieder zu unſerm Lehrer der für die erſte Folge eines Aktivhandels, eine vermehrte Nachfrage nach der Arbeit der Einwohner, zu Verſorgung der auswärtigen hält, und mit Grund behauptet, daß wenn dieſe Vermehrung plötzlich

entſtehe, ſo erhöhe ſie die Nachfrage; erfolgte ſie nach und nach, ſo vermehre ſie ſelbige. Das ſchleunige Steigen der Nachfrage ſcheinet ihm der Vorläufer vom Verfall der Handlung, die allmählige Vermehrung derſelben aber die ächte Grundlage eines daurenden Reichthums zu ſeyn. Die zum Beweis dieſes Satzes weitläuftig ausgeführte Urſachen ſind einleuchtend. Wenn die Nachfrage ſchnell ſteiget, und das Maas überſchreitet, ſo werden zu Verfertigung der beliebten Waaren den andern Gewerben, beſonders dem Landmann die nöthige Hände entzogen; dadurch leidet die Landwirthſchaft; die Materialien, und der Arbeitslohn ſteigen im Preiſe, dieſe Steigerungen vertheuren die Waare; andere Nationen bemühen ſich die nemliche Waaren weit wohlfeiler zu liefern, und reiſſen uns dieſen Handlungszweig aus den Händen. Je ſchneller dieſe Revolution iſt, je trauriger ſind die Folgen; wohingegen wenn die Nachfrage nach und nach gleichſam unvermerkt vermehret wird, ſo vermehret ſie in eben der Proportion die Menſchen, die Vermögensumſtände, die Reichthümer, alle Gewerbe bleiben in Ordnung und werden mit Muth verſchönert, ohne daß man auf fremden Märkten den Preis der Waaren erhöhen, und dadurch den Abſatz zu vermindern nöthig hat.

Nun

Nun kommt unſer tiefdenkender Lehrer, auf
ten für jeden Staatsmann wichtigen Punkt, er
ll zeigen:

> Was die Vermehrung des Reichthums, der aus den Ländern fremder Völker hergeholt wird, für natürliche Folgen habe, wenn der Staasmann nicht aufmerkſam genug iſt, die Herbeiſchaffung und Lieferung ſowohl der Lebensmittel, als der Manufakturwaaren, in dem Verhältnis zu vermehren, in welchem die Anzahl der Eſſer, und die Nachfrage nach Werken der Induſtrie zunimmt.

Nachdem er weitläuftig erzählet, und bewie-
n hat, daß die Vermehrung der Lieferungen,
e Vermehrung der Einwohner nach ſich ziehen
nne, daß ferner der Unterhalt bemittelter Leute
n weit gröſſerem Umfang als eines armen Vol-
s ſey, und daß bei ſolchen Umſtänden, die Ver-
ehrung des Reichthums, in einem Lande deſſen
Boden entweder gar keiner Verbeſſerung fähig
t, oder wo man die Vorſicht aus der Acht gelaſ-
n, durch Zufuhr der Lebensmittel eine Vermeh-
ung der Einwohner zu veranlaſſen, die kläglichſte
olgen haben werde; ſo ſchließt er ſehr richtig,
s einzige, das natürlichſte Mittel die Induſtrie

im

im Gang zu erhalten ſey, für eine ſolche Herbeiſchaffung der Lebensmittel zu ſorgen, die mit der deshalb geſchehenen Nachfrage beſtändig in Proportion ſtehet.

Das zehnte Kapitel handelt von der Balanz zwiſchen der Arbeit und der Nachfrage.

Hier erwäget unſer Autor mit vieler Sachkänntnis die Proportionen zwiſchen Nachfrage und Lieferungen, welche er um deſto verſtändlicher zu werden, als zwei Quantitäten betrachtet, die in der Wagſchale einer politiſchen Balanz liegen; er zeiget nichtweniger daß wenn die Arbeit der Nachfrage proportionirt iſt, die Balanz unter dem Einflus einer doppelten Concurrenz ſchwanke, folglich Handlung und Induſtrie in Flor ſind, daß aber da ſich dieſes Gleichgewicht durch natürliche Urſachen mit der Zeit von ſelbſt aufhebe, die Vorſorge des Staatsmanns zu derſelben Erhaltung unentbehrlich, und deſſen Vernachläßigung von den traurigſten Folgen ſey, indem dadurch entweder der Geiſt der Induſtrie erlöſcht, oder deren Produkte werden ſo theuer, daß die mehreſten Liebhaber ſie nicht bezahlen können.

Es

Es iſt leicht, fährt er fort wahrzunehmen, daß man auf dem Wege ſey, in eine der gedachten Extremitäten zu verfallen, wenn man das wechſelsweiſe Ueberſchlagen der Waagſchale beobachtet. Geſchiehet das Ueberſchlagen auf eine Seite ſehr oft und die Balanz wird durch mehrmahls auf einander folgende gezwungene Wiederherſtellungen des Gleichgewichts zurecht gebracht, erhält auch ſodann aufs neue das Uebergewicht, ſo iſt die lezte Periode bald vollendet. Wenn hingegen das Ueberſchlagen dergeſtalt wechſelt, daß bald die Wageſchale der Nachfrage, bald die vom Waarenvorrath überwiegend iſt, ſo iſt die lezte Periode weiter entfernt. Handlung und Induſtrie ſubſiſtiren ſodann noch fernerhin, befinden ſich aber in einem convulſiviſchen Zuſtand. Bewegt ſich dahingegen die Balanz ganz ſanft hin und her ſo werden Handlung und Induſtrie, eben ſo wie Ackerbau und Bevölkerung ihre wechſelſeitige Vermehrung immer weiter treiben.

Endlich beweiſet der Herr Verfaſſer aus der älteren Geſchichte (und er hätte wie ich glaube unſere heutige Geſchichte ſicher mit zu Zeugen aufrufen können) daß der Mangel einer ſolchen richtigen Balanz, die mächtigſte und berühmtſte handelnde Staaten, unter der Laſt ihrer eigenen Gröſſe

erdrücken laſſe; indem durch den Umſturz dieſer Balanz entweder die Handwerksleute ſich untereinander ruiniren; oder die verfertigte Waaren bleiben ihnen zum Theil liegen; oder ihre Gewinſte ſteigen und conſolidiren ſich; oder ſie können die ganze Nachfrage nicht befriedigen. Dies ſind die unmittelbare Folgen von dem Umſturz der Balanz; folglich muß der Staatsmann um dergleichen Handlungtreibenden Staat vor dem Verfall zu bewahren, die treffendſte und unabläßige Sorge anwenden, eine vollkommne Balanz zwiſchen den arbeitenden Händen, und der Nachfrage zu erhalten. Er muß alſo zu verhüten trachten, daß niemals die Wageſchale der Nachfrage ein Uebergewicht bekömmt, noch die Wageſchale der Arbeit ſich zu einem Ausſchlage neigt. Dieſe Abſichten wird und kann er ſo ziemlich erhalten, wenn er im erſten Fall zu neuen Unternehmungen aufmuntert, ſelbige begünſtigt, und unterſtützt, um die Lieferungen zu vergröſſern; im andern Fall aber die ausgeſuchteſten Mittel anwendet, um die Ausfuhr zu vermehren, folglich zu verhindern, daß die Arbeiter nicht auſſer Arbeit und Brod kommen.

Ich bin vollkommen von des gelehrten Herren Verfaſſers Meinung, und überzeugt, daß man durch keine natürlichere Wege einen handelnden

en Staat bilden, in blühenden Zuſtand verſetzen, nd darin erhalten kann, ſo ſehr auch die Herren Phyſiokraten dieſe Hülfsmittel verketzern, und in iner unbegränzten Freiheit, Troſt und Hülfe ſu- hen wollen.

Das eilfte Kapitel frägt, warum dieſe Balanz it der Zeit zerſtöhrt wird.

Die Vermehrung der Lebensmittel, ſagt der Herr Verfaſſer ſehr wahr, beziehet ſich auf die Beſchaffenheit des Erdreichs; ſo lange dieſes mit erträglichen Koſten fruchtbar gemacht werden kann, wird der Ackerbau in jedem Lande, das fleißige Einwohner hat, gut von ſtatten gehen; ſobald ber die fernere Verbeſſerung des Ackerbaues röſſere Koſten erfordert, als ſich aus dem natürli- hen Ertrage, und den geſetzten Preiſen der Lebens- ittel hoffen läßt, ſo fängt der Ackerbau an zu ocken, er würde auch der Vermehrung der Ein- wohner ohngeachtet zum Stillſtand kommen, wenn icht die Folgen der Induſtrie, dieſe Vermehrung orwärts trieben. Die Fleißigen fahren alſo fort ich zu vermehren, die Lebensmittel hören auf in Ueberflus zu ſeyn, und die Einwohner gerathen arüber mit einander in Concurrenz.

Dieſes, heißt es, ſey keine zufällige, ſondern eine unausbleibliche Folge, weil die Lebensmittel einer der nothwendigſten Artikel ſind. Hierdurch wird der Gewinn derer welche Lebensmittel zum Verkauf vorräthig haben, erhöhet. Dieſe nothwendige Vermehrung des Werths der Lebensmittel, erhöhet nothwendig den Preis aller Arbeit, und da dieſes ſteigen keine Vermehrung desjenigen Theils des Preiſes iſt, den wir Profit nennen, ſo iſt hier keine Aenderung zu treffen, als durch die Vermehrung des Vorraths von Lebensmitteln. Denn wenn der Staatsmann ſich in Anſehung der Urſach des Preisſteigens irren, und um ihr Fallen zu befördern, zu Verfertigung gröſſerer Quantitäten Waaren Zuflucht nehmen wollte, ſo würde er ſtatt ſeinen Zweck zu erreichen, unter Leuten die gegen einen mäßigen Profit arbeiten, die ſchädliche einfache Concurrenz einführen, und dadurch alle Luſt zur Induſtrie erſticken. Wollte er aber auf der andern Seite den Vorrath der Lebensmittel durch die Zufuhr aus der Fremde vermehren, ſo würde er der Induſtrie des Ackerbaues ein Ende machen. Hier finden ſich alſo Schwierigkeiten, aus denen man ſich nur durch eine rechte Anwendung der öffentlichen Gelder heraus wickeln kann.

Der-

Parsons Library University of Michigan

Dergleichen nothwendiges Steigen der Preiſe der Arbeit kann auf die Ausfuhr einen, oder auch keinen Einflus haben, hat er ihn nicht, ſo kann man den Sachen ihren Lauf laſſen, hat er aber Einflus auf die Ausfuhr, ſo muß der Preis der Lebensmittel, wenigſtens in Anſehung derer herunter geſezt werden, welche für die auswärtige Nachfrage arbeiten.

Nun wird ein ander Beiſpiel von einer andern natürlichen Vermehrung des innerlichen Werths der Waaren gegeben, ohne daß ſolches ein innerliches Gebrechen des Staats anzeiget. Wenn z. B. in der Kindheit der Induſtrie ein Zweig derſelben ſich in einer beſondern Provinz unterſtützet findet, ſo muß ſich doch dieſer Vorzug früher oder ſpäter vermindern, und zwar in dem Verhältnis, in welchem die Induſtrie ſich verbreitet, und die Leute blos von ihrer Induſtrie leben müſſen, folglich nicht mehr ſo wohlfeil arbeiten können.

Eine dritte Urſach, ſagt der Herr Verfaſſer, von einer nothwendigen Vermehrung des innerlichen Werths der Güter, rührt von den Anlagen her. Denn wenn die Fremden gezwungen werden, den Handwerksleuten die ſie mit Waaren

verſehen, das ihnen abgenommene wieder zu erſetzen; ſo müſſen nothwendig dadurch die Preiſe erhöhet, und der Markt leer gemacht werden, folglich muß die Wirkung natürlicher Urſachen jeder Vermehrung endlich ein Ziel ſetzen, wenn nicht der Staatsmann beſtändig beſchäftigt iſt, ihre unmittelbare ſchlimmere Wirkungen abzuwenden.

Aus dieſen und andern allerdings beträchtlichen Urſachen mehr empfiehlt der Herr Verfaſſer dem Staatsmann auf die Unterhaltung eines allmähligen ſtärkeren Zuwachſes der Lebensmittel, der Einwohner, der Werke der Induſtrie, und der Nachfrage bedacht zu ſeyn; auch die kleinen Schwankungen der Balanz zu dulden, wenn ſie durch wechſelsweiſe Concurrenz beiden Seiten des Contrakts günſtig werden kann; dagegen aber wenn die Concurrenz zu lange auf einer dieſer beiden Seiten ſtehen bleiben, und einen gänzlichen Umſturz der Balanz drohen ſollte, die leichtere Wageſchale zu beſchweren, ohne jedoch anders als im größten Nothfall etwas vom Gewichte der ſchwerſten Schale wegzunehmen.

Ich finde dieſe Maximen dem Gegenſtande ſo angemeſſen, daß ich weder etwas hinzuzuthun, noch davon wegzunehmen vermag, und daher eile, um zu ſehen was

Das

Das zwölfte Kapitel, welches von der Concurrenz unter Nationen handelt, zu lehren hat.

Sehr ſinnreich vergleicht unſer Lehrer die Europäiſchen Handlungsnationen mit einer Schiffsflotte, wovon jedes Schiff ſich beſtrebet einen gewiſſen Haven zuerſt zu erreichen; deren jedes den Staatsmann ſeiner Nation zum Steuermann hat, auf alle dieſe Schiffe, heißt es wehet einerlei Wind, und dieſer Wind iſt das Principium des Eigennutzes, der jeden, der die Waaren verzehren will, antreibt, da zu kaufen, wo er ſie am beſten, und wohlfeilſten erhalten kann; die natürlichen Vortheile eines jeden Landes bezeichnen den Grad der Güte jedes Schiffes; aber derjenige Steuermann, der am geſchickteſten zu ſegeln weis, und der ſeinen Rivalen den Wind abgewinnt, der wird, wenn alle übrige Umſtände einander gleich ſind, ihnen ſicherlich zuvorkommen, und ſeinen Vortheil behaupten.

Dieſes Bild iſt meines Erachtens völlig paſſend, und alles in dieſem Kapitel geſagte, denen Staatswirthen zu genauer Beobachtung zu empfehlen, zumalen es eine groſſe Wahrheit iſt, daß einheimiſche Gebrechen alleine, kaum hinlänglich ſind, eine handelnde Nation zu Grunde zu

richten, wenn ſie aber Nebenbuler hat, die aus ihren Fehlern Nutzen zu ziehen verſtehen, ſo gehet alles ſeiner Vernichtung mit zwar langſamen aber deſto verſicherteren Schritten entgegen, und die Nacheifrung fremder Nationen gewinnt ohngeachtet aller derjenigen nachtheiligen Umſtände, welche die Begleiterinnen neuer Unternehmungen zu ſeyn pflegen, einen glücklichen Fortgang.

Im dreizehnten Kapitel ſoll gezeigt werden, in wiefern die Regierungsform eines beſondern Landes, ſeiner Concurrenz mit andern Nationen, in Handlungsſachen, günſtig, oder ungünſtig ſeyn könne.

Aus der leider nur gar zu bekannten Eiferſucht der Nationen untereinander nimmt der Herr Verfaſſer Anlas zu unterſuchen, in wiefern die Regierungsform ihrer Concurrenz untereinander günſtig oder nachtheilig ſeyn könne, ſodann ziehet er aus einer Vergleichung der politiſchen Grundſätze unſerer Vorfahren, mit dem heutigen Syſtem, den Schluß, daß da die Subordination der Unterthanen unter ihren Souverains bei allen freien Regierungen ſich nicht weiter erſtrecke, als auf einen pünktlichen Gehorſam gegen die Geſetze, ſo hänge auch das groſſe politiſche Hindernis, welches

ches dem Fortgang der Handlung und der Induſtrie im Wege ſtehet, weit mehr von einer willkührlichen, unordentlichen und unbeſtimmten Subordination, unter ganzen Klaſſen ſowol, als unter einzelnen Perſonen ab, als es von dem Unterſchied der Regierungsform, Geſetzgebung und Verwaltung herrühre.

So gern ich alles in dieſem Kapitel geſagte unterſchreibe, ſo ſehr wünſchte ich, daß alle dirigirende Staats- Kommercien- und Finanzbediente nachſtehenden Diſcours wohl beherzigen, und oben an, in ihr Breviair ſetzen möchten.

Die unbeſtimmte Subordination, ſagt der Herr Verfaſſer, ſie mag ein Fehler in der Staatsverfaſſung, oder nur ein Misbrauch ſeyn, iſt in Anſehung der daraus entſpringenden Folgen einerlei; Sie iſt es die die Induſtrie hemmt und zernichtet, ſie iſt gröſtentheils die Urſach, welche ihren gleichen Fortgang in allen Ländern hindert. Es würde, wenn man die Abſicht hat, eine Handlung aufzurichten, weniger ſchädlich ſeyn, die unterſte Klaſſen der Einwohner geradezu zu Sklaven zu machen, und ſie wie andere Waaren zu behandeln, als dieſe Unglückliche nur dem Namen nach frei, und unter einer unregelmäßigen Subordi-

ordination ſeufzen zu laſſen. Es iſt einerlei, ob dieſe Irregularitäten durch Leute, die zu den oberen Klaſſen gehören, oder durch den Staatsmann ausgeübet werden. Nicht ſowol die Größe der Auflagen, als die Unordnung, die bei derſelben Eintreibung vorgeht, iſt dasjenige, was die Induſtrie zu Grunde richtet. Dieß macht den Lebensunterhalt unſicher, da doch ſelbſt der Begriff der Induſtrie es in ſich faßt, daß ein jeder fleißiger Mann, nicht nur einen geſicherten Lebensunterhalt, ſondern noch außerdem einen gewiſſen Profit haben müſſe. Die Auflagen mögen noch ſo hoch ſeyn, **wenn ſie nur proportionirt, allgemein, ſtuffenweiſe vermehrt und beſtändig ſind**, ſo können ſie zwar die Wirkung haben, daß die auswärtige Handlung gehemmet wird, und daß die Müßigen hungern müſſen, nie aber werden ſie die fleißigen Einwohner ruiniren. Dagegen wenn ſie willkührlich, unter Leuten von einerlei Zuſtand ungleich vertheilt, plötzlich und unerwartet ſind, auch ihren Gegenſtand oft verändern, ſo iſt es der Induſtrie nicht möglich ſich zu behaupten u. ſ. f.

Auch der Schluß dieſes Diſcourſes, wo der ſinnreiche Verfaſſer die Regierungsformen mit den Maſchinen vergleicht, gefällt mir beſonders.

Es

Es hat, ſagt unſer Lehrer, mit der Regierung eben die Beſchaffenheit als mit den Maſchinen; je einfacher ſie ſind, deſto ſolider, und dauerhafter ſind ſie. Je künſtlicher ſie zuſammengeſezt ſind, deſto bequemer ſind ſie zwar gerathen, aber auch deſto leichter in Unordnung. Die Regierungsformen der neueren Staaten gleichen den Taſchenuhren, die immer etwas unrichtig gehen, bisweilen iſt die Feder zu ſchwach für das Werk, bisweilen zu ſtark für die Maſchine; und wenn die Räder nicht von den geſchickten Händen eines **Graham**, oder eines **Julien le Roi** nach einer determinirten Proportion verfertiget worden ſind, ſo greiffen ſie nicht recht in einander ein; dann ſteht die Maſchine ſtille, wird ſie forcirt, ſo ſpringt ein oder der andere Theil entzwei; und die Hand des Künſtlers iſt unentbehrlich, wenn das ganze Werk wieder in Ordnung kommen ſoll.

Im vierzehenten Kapitel wird behauptet, daß Sicherheit, Bequemlichkeit und Glückſeligkeit, keine unzertrennliche Gefährten der Handlung und Induſtrie ſind.

Der Herr Verfaſſer beweiſet dieſen parados ſcheinenden Satz aus der Verfaſſung von Sparta, und den Geſetzen des **Lykurg**, wovon er ei-

nen Schattenriß liefert; worüber wir uns um ſo weniger einlaſſen, als es ſchwerlich einem heutigen Staat einfallen wird, ſich nach der Spartaniſchen Regierungsform zu modelliren.

Das fünfzehente Kapitel iſt intereſſanter, indem es jene Grundſätze darlegt, die ein Staatsmann vor Augen haben muß, der Handlung und Induſtrie, auf einen dauerhaften Fuß zu ſetzen, geſonnen iſt.

Der gelehrte Herr Verfaſſer behauptet mit Grund, daß die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage, die auswärtigen und einheimiſchen Vortheile einer Nation befördere, daß ſie aber von ganz verſchiedenen Grundſätzen abhangen, indem ſo bald die Frage von der Handlung mit Auswärtigen zur Sprache kähme, würde das Intereſſe der verſchiedenen Geſellſchaften getrennt. Jedes Land, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, erſcheine unter der Regierung eines beſondern Steuermannes, die einander, ſo wie im Schachſpiele beſtändig entgegen arbeiten müſten. Derjenige ſo an der Spitze eines Volks ſtünde, ſo nur aufs Verzehren bedacht wäre, müſte alle Mühe anwenden, und kein einziges Hülfsmittel vernachläßigen, um das Volk zu unterrichten und

auf-

aufzumuntern, ſich ihre Bedürfniſſe ſelbſt zu verſchaffen. Der andere hingegen welcher ein erfindſames Volk regiert, muß die Bemühungen des erſteren fruchtlos zu machen trachten, welchen Zweck er erreicht, wenn er wohlfeil verkauft, und durch neue Erfindungen der Induſtrie den Geſchmack des Volks, welches er in der Abhängigkeit zu erhalten wünſcht, zu reitzen verſtehet. Aus dieſem Grunde leget der Autor die Grundſätze vor, welche das Verhalten der verſchiedenen Unternehmer, bei jeder Stufe ihres Glücks oder Unglücks beſtimmen müſten. Er zeiget ferner, wie man zu Erreichung ſeines Zwecks jeden günſtigen Umſtand benutzen könne und müſſe.

Alles in dieſem langen Kapitel geſagte verdient die gröſte Aufmerkſamkeit, und lauten Beifall. Ich will zum Muſter, und um die Neugierde des Leſers zu erwecken, nur einige allgemeine Grundſätze, in des Verfaſſers eigenen Worten mittheilen.

Der erſte allgemeine Grundſatz iſt, daß man eine gewiſſe Anzahl Einwohner auf die möglichſt nützlichſte Art in Arbeit ſetze, um von den unentbehrlichſten Sachen einen ſolchen Vorrath hervorzubringen, der allemal gröſ-

ſer

ſer iſt, als es die eigenen Bedürfniſſe der Einwohner erfordern, und Mittel erfinde, wodurch ein jeder freie Arbeiter in den Stand geſezt wird, durch eine Art von Beſchäftigung, ſich ſein Auskommen zu verſchaffen.

Sind dieſe erſte Gegenſtände in Ordnung gebracht, ſo iſt ein Volk mit allem Unentbehrlichen reichlich verſehen, ja, es hat auch einen Ueberſchuß im Vorrath, für eine allenfalls hinzukommende ſtärkere Anzahl freier Arbeiter; bis dieß geſchiehet, wird jener Ueberſchuß ein Exportationsartikel ſeyn. So bald aber eine größere Quantität Manufakturwaaren, als zuvor, auswärts verlangt wird; ſo wird eine ſolche Nachfrage die Wirkung haben, daß die Anzahl der Einwohner nach und nach bis zur Gleichheit des oberwehnten Ueberſchuſſes anwächſt; wobei man jedoch vorauszuſetzen hat, daß der Staatsmann unterdeſſen alle gehörige Sorgfalt bewieſen habe, dieſe neu hinzugekommene Anzahl, die aus einer nützlichen Vermehrung der Einwohner erzielt werden muß, ſo zu beſchäftigen, daß die hinzugekommene Nachfrage befriediget werden könne. Alsdann werden dieſe hinzugekommene freie Arbei-

beiter, durch das Aequivalent, welches ſie von den Fremden erhalten, zugleich das ganze Land reicher machen, für ſich ſelbſt aber denjenigen Theil der Nationalprodukte kaufen, deſſen Ausfuhr bisher nur deswegen erlaubt war, weil er im Lande ſelbſt nicht abgeſezt werden konnte.

Zu gleicher Zeit muß der Staatsmann fortfahren, dienliche Ermunterungen zur Aufnahme des Ackerbaues zu geben, damit ſich immer ein Ueberfluß an Lebensmitteln finde, und dieſen muß man auswärts verführen dürfen, inmittels aber als die Proviſion für noch ungebohrne fleißige Arbeiter betrachten.

Eben ſo muß er auch alle ein gewiſſes Maas überſchreitende auswärtige Concurrenz um die für die einheimiſche benöthigte Quantität Lebensmittel abſchneiden; und durch Prämien auf die Ausfuhr die Pächter alle des überflüßigen Vorraths entledigen, der ihnen zur Laſt bleiben kann, wenn die Preiſe zu tief fallen.

Sollte ein Steigen der Kornpreiſe von natürlichen Urſachen entſtehen und eine Er-

wei-

weiterung des Ackerbaues ſie nicht wieder zum Fallen bringen können; ſo muß der Staatsmann eine Auflage auf den ganzen Staat machen, um diejenigen welche für Fremde arbeiten, dafür, daß ſie ihre Lebensmittel theurer zahlen müſſen, ſchadlos zu halten; oder er muß die Fremden dafür, daß ſie die Manufakturwaaren theurer bezahlen müſſen, auf eine andere Art entſchädigen.

Er muß alle Manufakturprodukte, die blos auf den Luxus gehen, als ſolche, die blos zum Gebrauch der Fremden verfertigt werden, anſehen, und jede einheimiſche Concurrenz um dergleichen Waaren möglichſt zu hemmen ſuchen.

Er muß alles mögliche thun, die Lieferung der verfertigten Arbeit beſtändig in Proportion mit der Nachfrage zu erhalten; und wenn er mit aller ſeiner Sorgfalt nicht hindern kann, daß jene ſtärker als dieſe ausfällt, ſo muß er die unabgeſezte Waaren als überflüßige Sachen der Fremden anſehen, und um die Bilanz gleich zu erhalten, den Verkauf ſolcher Waaren im Lande ſelbſt, unter gewiſſen Einſchränkungen befördern.

Er

Er muß die Beförderung des gemeinen Beßten als einen unmittelbaren Gegenſtand von dem Intereſſe eines jeden betrachten; und es durch eine uneigennützige Verwaltung der öffentlichen Gelder beweiſen.

Hieraus entſpringt die allen Regierungen zukommende Autorität, zu Beförderung der Glückſeligkeit, das Ganze mit Taxen zu belegen, auch dadurch die Balanz zwiſchen Arbeit und Nachfrage im Gleichgewicht zu erhalten, als wovon der geſunde Zuſtand einer handelnden Nation hauptſächlich abhängt.

Findet es ſich daß der Mangel auswärtiger Nachfrage von den größeren natürlichen Vortheilen anderer Länder herrührt, ſo muß er ſeine Sorgfalt dem Luxus der Nachbaren Vorſchub zu thun, verdoppeln; zu Hauſe aber die Simplicität unterſtützen, die Prämien auf die Ausfuhr erhöhen, und keine Koſten ſcheuen, den Handwerksleuten aufzuhelfen, wenn die Koſten des Unterhalts, den Verdienſt ihrer Induſtrie überſteigen.

Im

Im ſechzehenten Kapitel erfolgen Erläuterungen über einige im vorigen Kapitel dargelegte Grundſätze, die Beförderung und Unterſtützung der auswärtigen Handlung betreffend.

Hier iſt der Herr Verfaſſer zuforderſt bemühet, unſere Aufmerkſamkeit auf die Verſchiedenheit unter den Grundſätzen der auswärtigen und einheimiſchen Handlung zu lenken, ohne ſich vor der Hand auf die einheimiſche einzulaſſen; ſodann zeiget er den weſentlichen Unterſchied, zwiſchen einer auswärtigen Handlung, welche eine Nation entweder nothwendig oder zufälligerweiſe von der andern abhängig machen, und er ſagt allem Phyſiokratiſchen Geſchrei zu Trotze ſehr wahr, daß beide ſehr verſchiedene Wirkungen hervorbringen, welche beide die Aufmerkſamkeit des Staatsmanns verdienen.

Schon die Exiſtenz eines auswärtigen Handels (heißt es) bringt mit ſich, daß diejenige Nationen, welche ſich auf jeder Seite des kaufmänniſchen Kontrakts befinden, ein verſchiedenes Intereſſe haben, da beide ſich beſtreben, aus dem Kauf oder Verkauf den beſten Vortheil vor ſich ſelbſt zu ziehen. Dieſe Unterhandlungen zeigen eine gegenſeitige

De-

Dependenz der einen Nation von der andern an, die entweder nothwendig oder zufällig ſeyn kann. Sie iſt nothwendig, wenn eine Nation ſich nicht ohne Beihülfe einer andern erhalten kann. Sie iſt zufällig, wenn die Bedürfniſſe einer beſondern Nation blos deswegen nicht durch ihre eigene Einwohner angeſchaft werden können, weil es dieſen an Einſichten und Geſchicklichkeiten mangelt. Wenn demnach eine Nation findet, daß eine andere, in Anſehung beſonderer Gewerbszweige, nothwendig von ihr dependire, da iſt eine ſichere Grundlage zur auswärtigen Handlung. Wo aber die Dependenz zufällig iſt, da erfordert ſolches eine kluge Behandlung und die Vorſorge eines geſchickten Staatsmannes.

Nun zeiget er auch die erſten Züge der Methode, welcher man folgen ſoll, wenn von leztetem Fall die Rede iſt. Man ſoll jeden Artikel der Ausfuhr in einem Preiſe zu erhalten ſuchen, um den er füglich geliefert werden kann, und dieſen Preis unter keinem Vorwand ſteigern laſſen. Man ſoll auf der andern Seite verhüten, daß die große Klaſſen der Arbeiter, welche für die auswärtige Nachfrage arbeiten, und vielleicht aus poli-

litiſchen Urſachen ihre Vortheile auf das kleinſt mögliche eingeſchränkt ſehen müſſen, durch eine zufällige Verminderung dieſer auswärtigen Nachfrage nicht unter dieſen Maasſtab herunter geſezt werden. Man muß gedachtem Zufall dadurch möglichſt abhelfen, daß man dieſer Gattung Induſtrie Gelegenheit zum Verkauf, auf eine oder andere Weiſe, ſelbſt mit Verluſt verſchaffe, und dieſen Verluſt lieber auf alle Einwohner fallen, als eine einzige Klaſſe erdrücken laſſen.

Ich unterſchreibe mit völliger Ueberzeugung die vorgeſchlagene und umſtändlich ausgeführten Methoden, kann mich aber nicht entbrechen, den Schluß des Kapitels wörtlich herzuſetzen, und ihn als ein Gegengift, gegen die unbegränzte Freiheit der Phyſiokraten anzupreiſen:

> Wenn alle Mitglieder der Geſellſchaft ſich mit Arbeiten der Induſtrie beſchäftigten, ſo würde nicht nöthig ſeyn, das Publikum zu Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt in Contribution zu ſetzen. Allein, da ein Theil der Einwohner gebraucht wird, durch den Verkauf ihrer an die Fremden gelieferten Arbeit den Staat zu bereichern, und der andere dieſe Reichthümer mittels eines über-

flüßi-

flüßigen Aufwands, im Lande circuliren läßt, ſo dünkt es mich ein gutes Auskunftsmittel zu ſeyn, wenn man einen Theil des circulirenden Privatgeldes, in den öffentlichen Schatzkaſten ziehet, damit, wenn durch die Folgen des Reichthums der Particuliers die Preiſe nothwendig ſteigen, der Staatsmann allezeit im Stande ſey, die Unkoſten der Prämien auf die Ausfuhr zu beſtreiten, und hierdurch ſeine Nation in den Stand zu ſetzen, fernerhin ihre Waaren an die Fremden für die vorige Preiſe zu liefern, u. ſ. f.

Das ſiebzehente Kapitel handelt von den Aneigen des Verfalls einer auswärtigen Handlung.

Wie wenige Fürſten, ſagt der Herr Autor mit Bahrheit, finden wir, die aus politiſchen Grünen Sparſamkeit oder Pracht zeigen! Und iſt es icht bei ſolcher Bewandnis nöthig, daß man ihen die natürliche Folgen von beiden unter die Auen ſtelle? Noch nöthiger aber iſt es, die Mittel uszufinden, welche, zur Verminderung der Ungeächlichkeiten, die aus dem einen oder andern entehen können, ergriffen werden müſſen. Welies er bei den Grundſätzen der Beſteurung näher nterſuchen, und die Methode ausfindig machen

will, welche der Anwendung öffentlicher Gelder zur Richtſchnur dienen muß.

Hier aber wird gezeiget, daß wenn die Manufakturen abnehmen, oder in eine Art von Stillſtand gerathen, man die Urſach dieſer unangenehmen Erſcheinung kennen zu lernen befliſſen seyn müſſe, zumalen dergleichen Urſachen von mancherlei Natur vorkommen, deren jede eine beſondere Behandlung erfordert, die der Herr Verfaſſer ſtückweiſe, und zwar gut, erweget.

Zulezt verlangt der Herr Autor, daß ein Staatsmann mit Mittel wieder alle und jede Gebrechen gewaffnet ſeyn ſoll. Wäre der Luxus auf dem Wege dem Handel mit den Fremden zu ſchaden, ſo ſey es Pflicht jeden Arbeiter aufzufangen den der Geiſt der Mode ruinirt hat, und ihm eine andere nützliche Beſchäftigung anzuweiſen. Es ſey Pflicht ſein eigenes Beiſpiel, dem Beiſpiele derjenigen welche dem Luxus mehr ergeben ſind, entgegen zu ſetzen, und nach dem Verhältniſſe des Eingangs den er bei ihnen findet, jeden Kanal zu öffnen, um die Waaren zu verſchlieſſen, welche die zur Wiederherſtellung der auswärtigen Handlung in Arbeit geſezte Leute verfertigt haben. Iſt er aber vielleicht ſelbſt geneigt den Luxus aufzumun

muntern, ſo muß er ſich hüten, nicht durch ſein Beiſpiel, die Anzahl derjenigen zu vermindern, welche ſowohl für die einheimiſche Conſumtion als für die fremde Nachfrage arbeiten, welchen Zweck er zu erreichen hoffen kann, inſofern er einen reichen Vorrath an Lebensmitteln im Lande erzenget, und die Preiſe aller Arten von Manufakturen niedrig hält, weil er nach Proportion der vermehrten Nachfrage die Anzahl der Arbeiter nach und nach vermehrt; anerwogen ihm auf dieſe Art der Luxus mehrere Arbeiter verſchaffen wird, ohne der ausländiſchen Handlung einigen Abbruch zu thun.

Das Reſultat des ganzen viel Sachkänntnis verrathenden Diſcourſes iſt, daß des Staatsmanns größte Kunſt darin beſtehe, ſeine Staatsverwaltung der Lage der Umſtände genau anzupaſſen, und ſie nach unveränderlichen Grundſätzen zu führen.

Im achtzehnten Kapitel ſollen Methoden gezeiget werden, wie die Preiſe der Manufakturwaaren herunter zu bringen, um ſie auf auswärtigen Märkten verkäuflich zu machen.

Die Methoden, ſagt der Herr Verfaſſer, die Preiſe der Manufakturwaaren herunter zu bringen, um ſie auswärts verkäuflich zu machen, ſind von zweifacher Art. Die erſte Art begreift ſolche, die aus einer guten Staatsverwaltung entſpringen, und aus natürlichen Urſachen die Preiſe im Lande herunter bringen. Die andere ſolche, welche ihre Wirkung lediglich auf Exportationsartikel, zufolge einer geſchickten Anwendung der öffentlichen Gelder erſtrecken.

Sodann ſagt unſer Lehrer ſehr wahr, daß nicht alle Krankheiten auf einerlei Art geheilt werden könnten, noch es allezeit in des Staatsmanns Macht ſey, nach Gefallen zu verfahren, er müſſe daher eben ſo ſehr bedacht ſeyn, nachtheilige Urſachen zu entfernen, als ihnen vorzubeugen.

Die Urſachen der hohen Preiſe werden unter vier Klaſſen gebracht. Die erſte: wenn ein hoher Profit und der wirkliche Werth der Waare conſolidirt iſt. Die Zweite: wenn die unentbehrlichſte Lebensbedürfniſſe zu theuer werden. Die dritte: gründet ſich auf die natürlichen Vortheile anderer Länder: die vierte Urſach liegt in der gröſſeren Geſchicklichkeit anderer Nationen bei Verfertigung ihrer Manufakturwaaren; in ihrer gröſ-

ſeren

ſeten Kenntnis der Handlungswiſſenſchaft, oder um mit wenigem alles zu ſagen, in der Vollkommenheit ihrer Staatswirthſchaft.

Der Herr Verfaſſer fährt fort ſehr gute Methoden anzuzeigen, durch deren richtige Anwendung man eine bereits eingerichtete Handlung erhalten kann, er unterſucht nicht weniger wie jene Nationen welche unvorſichtig genug geweſen, zur Erhöhung anderer arbeitſamen Nationen beizutragen, indem ſie mit ihnen eine ihnen ſelbſt ſchädliche Handlung getrieben, ihrem gänzlichen Geldmangel vorbeugen können, und zeiget zugleich wie ſie anzuweiſen, ihre natürliche Vorzüge zu benutzen; und ſich zu einer Gleichheit mit den blühendſten Staaten zu erheben.

Alles in dieſem langen Kapitel geſagte verdient geleſen, erwogen, und nach der verſchiedenen Lage der Umſtände angewendet zu werden. Auch der Schluß des Kapitels wo der Unterſchied zwiſchen der Theorie und Ausübung erklärt wird, iſt vortreflich, und richtig. In der Theorie heißt es, erſcheinen alle zu verbeſſernde Gebrechen klar und einfach; in der Praxis hingegen ſind ſie oft ſchwer zu entdecken, und nicht ſelten ſo in einander verwickelt, daß die mehreſten Mittel ihre Dienſte

verſagen, oder doch mit groſſen Unbequemlichkeiten verknüpft ſind. Der Autor giebt daher den vernünftigen Rath, der Theoreticus ſoll ſich hüten, ſeiner Wiſſenſchaft zuviel zu trauen; und der Practicus ſoll die Behutſamkeit nicht übertreiben, wenn er ſchon die Geſchäfte nicht auf ihre Grundſätze zurückführen und ſelbige, jedermann begreiflich machen kann. Der Schluß heißt, ein guter Theoreticus könne in Berathſchlagungen vortreflich ſeyn, aber ohne eine lange und beſtätigte Erfahrung werde er in der Praxi ein ungeſchickter Staasmann ſeyn.

Ich gebe dem Herren Verfaſſer völligen Beifall, ob ich gleich wohl weis, daß man in vielen Staaten hierauf wenig Rückſicht nimmt, nichtsweniger die Staatswirthe zu den Seltenheiten Deutſchlandes gehören, die in beiden Fächern gleich ſtark ſind; allein dieſer Mangel ſollte uns zum Beweggrund dienen, zweckmäßigere Erziehungsanſtalten vor alle Stände zu bilden, auch jene ſeltene Perſonen die eine gründliche Theorie mit einer bewährten Ausübung verbinden, aufzuſuchen, an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen, auch ſie für den Pfeilen des Neides, der Unwiſſenheit der Bosheit, in Sicherheit zu ſetzen.

Das neunzehnte Kapitel beſchäftiget ſich mit der Handlung in ihrer Kindheit, und von der auswärtigen und inländiſchen Handlung, in Beziehung auf die verſchiedenen Grundſätze, die darauf einen Einflus haben.

Der Herr Verfaſſer theilt die Handlung ab, in Kindheit, Männliches, und hohes Alter, oder in andern Worten, in ihre Kindheit, in die auswärtige, und in die inländiſche Handlung. Er will, daß ſo lange die Handlung in der Kindheit iſt, man den Grund zur Induſtrie legen, die Bedürfniſſe vervielfältigen, die Lieferung für ſelbige aufmuntern, die Einfuhr auswärtiger Artikel einſchränken, und aufheben, auch dem Luxus den Willen laſſen müſſe, ſo lange er dahin gerichtet iſt, den Müßiggang zu vertreiben, den Mangelleidenden Brod zu verſchaffen, die Geſchicklichkeit zu befördern. Lauter Grundſätze, die ich in meinen Schriften vielfältig eingeſchärft, und ausführlich gelehrt habe. Vielleicht finden ſie jedoch aus dem Munde eines tiefſinnigen Engländers mehr Eingang, ich will mirs daher nicht verdrieſſen laſſen, ihn ſelbſt über dieſen Gegenſtand zu hören.

Der Staatsmann, der ſich vornimmt dieſe Handlung in der Kindheit bis zu einer aus-

wärtigen Handlung anwachſen zu machen, muß die Bedürfniſſe anderer Nationen unterſuchen, und die Produkten ſeines eigenen Landes in Betrachtung ziehen. Alsdenn muß er beſtimmen, was für Arten der Manufakturen ſich am beſten zur Befriedigung der erſten, und zur Conſumtion der lezten ſchicken. Er muß den Gebrauch ſolcher Manufakturen bei ſeinen Unterthanen einführen; und ſich beſtreben, durch allerlei Aufmunterungen zu dieſen neuen Zweigen der Conſumtion, die Bevölkerung und den Ackerbau in ſeinem Lande höher zu treiben, er muß ſeinem Volke die beſten Meiſter in der Arbeit verſchaffen. und daſſelbe mit allen nützlichen Maſchinen zu ſeinem Gewerbe verſorgen; und vor allen Dingen muß er ihnen zum Debit ihrer verfertigten Arbeit verhelfen, wenn die einheimiſche Nachfrage zur Conſumtion derſelben zu ſchwach iſt. — — — — —

Die Hauptregel alſo, wornach ſich ein Staatsmann bei dieſer erſten Art der Handlung zu richten hat, beſteht darin, daß er die Einwohner zur Verarbeitung aller

Zwei-

Zweige der natürlichen Landesprodukte aufmuntere, indem er eine gröſſere einheimiſche Conſumtion veranlaßt; alle Concurrenz von Fremden verhindert; den Profit gerade ſo hoch ſteigen läßt, als zur Beförderung der Geſchicklichkeit, und zur Erweckung des Nacheifers in Erfindungen und Verbeſſerungen dienlich iſt; und endlich den Induſtrieuſen ihre verfertigte Arbeit abnimmt, ſo oft die Nachfrage ins Stecken geräth. Dieſe Arbeit muß indeſſen mit Schaden, auf Koſten des Publici ausgeführt werden, bis ſolches mit Vortheil geſchehen kann. Er muß keine Koſten ſparen, in jedem Zweige der Induſtrie die geſchickteſten Meiſter zu bekommen, und eben ſo wenig in der erſten Errichtung der Manufakturen es daran fehlen laſſen, ſondern nützliche Maſchinen, und überhaupt alles anſchaffen, was zum glücklichen Fortgang der Unternehmung nöthig oder nützlich ſeyn kann. Er muß auch beſtändig ein Auge auf den Profit richten der bei jedem Zweige der Induſtrie gemacht wird; und ſobald er findet, daß der reelle Werth

der Waaren ſoweit herunterkommt, daß ſie aus dem Lande geführt werden können, ſo muß er die Arbeiter vermehren, und demjenigen Profit ein Ende machen, den er bisher nur als ein Mittel, die Manufakturen zur Vollkommenheit zu bringen, erlaubet hat u. ſ. w.

Dieſer hohe Profit, welchem unſer Lehrer ein Ende machen will, iſt ſo zu ſagen, das Gerüſte welches man abbrechen muß, wenn das Gebäude vollendet iſt; denn ſobald der Staatsmann den auswärtigen Abſatz, einzurichten bedacht nimmt, muß er die Arbeiter vermehren, ſie in Concurrenz bringen, auch ſowohl den Preis der Lebensmittel, als des Arbeitslohns herunter ſetzen; und wenn der Luxus des Volks dieſen Schritt erſchweret, muß er die Sitten der Reichen angreifen, und der einheimiſchen Conſumtion überflüßiger Sachen einen Stoß geben, um mehrere Leute zur Verſorgung der Fremden zu haben.

So vernünftig dieſes ganze Raiſonement iſt, ſo Antiphyſiokratiſch iſt es auch, der Herr Verfaſſer mag zuſehen wie er dergleichen verketzerte Grundſätze gegen die Herren Phyſiokraten vertheidiget, wir aber wollen weiter gehen, und ſehen

hen wie ſich unſer Mentor im zwanzigſten Kapitel über den Luxus erklärt.

Der Luxus ſoll nach ihm in der Conſumtion überflüßiger Dinge beſtehen. Eine Erklärung, die mir eben ſo wenig als des Herrn Home, und anderer Meinung mehr, hinlängliche Genugthuung verſchaft. Meine Erklärung ſcheint mir beſtimmter, ob ich ſie gleich nicht für ganz beſtimmt ausgebe. Meines Ermeſſens beſtehet der Luxus in der Begierde es Perſonen gleiches Standes zuvor, und Leuten höheren Standes, in allem in die Augen fallenden Aufwand gleich zu thun, denn wenn ſchon der eine nach ſeiner beſondern Neigung, das vorzügliche in einer wohl beſezten Tafel, und häufigen Gaſtereien, der andere in Gärten und Luſthäuſern, der Dritte in Hausgeräth, der Vierte in Kleidungsſtücken, der Fünfte in der Menge und Koſtbarkeit ſeiner Concubinen, u. ſ. w. ſetzet, manche auch es in allen Stücken andern zuvor zu thun bemühet ſind; ſo lauft doch alles dahinaus, daß man geſehen, bewundert werden, und es andern Leuten zuvor thun will.

Der Luxus iſt alſo von der Verſchwendung, von einer lüderlichen Lebensart, von groben Ausſchweifungen, weit unterſchieden, ſo wie auch ein

Ding

Ding in manchem Stande Luxus, und in andern Bedürfnis ſeyn kann.

Indes will ich niemand meine Meinung aufdringen, ſondern nur noch mit zwei Worten unſers Verfaſſers Gedanken über dieſen Gegenſtand vortragen. Er unterſcheidet Luxus, Sinnlichkeit, und Ausſchweifung, wie ganz billig, von einander. Es kann jemand, ſagt er, eine groſſe Menge überflüßiger Dinge conſumiren, aus dem Grunde ſich ſehen zu laſſen, oder es andern zuvorzuthun; ja, er kann ſelbſt aus politiſchen Urſachen, und um die Induſtrie aufzumuntern einen groſſen Aufwand machen, und dieſen Menſchen nennt er Luxuriers. Der Sinnlichkeit könne man ſich allenthalben ſowohl in einer ſtrohernen Hütte als in einem Pallaſt überlaſſen: Ausſchweifung ſteht aber blos mit den Umſtänden im Verhältnis. Es könne folglich ſowohl der Luxus, als die Sinnlichkeit, oder jede andere Leidenſchaft zur Ausſchweifung getrieben, und durch dieſes Mittel laſterhaft werden. Auch hierwieder iſt nichts einzuwenden. Nun heißt es, iſt die Ausſchweifung in der Conſumtion, inſofern laſterhaft, als ſie auf unſer moraliſches, phyſiſches, oder politiſches Intereſſe einen Einflus hat, wenn alſo der Aufwand den jemand macht, in keiner von die-

dieſen Betrachtungen Schaden bringt, ſo kann er mäßig, und vom Laſter frei genennt werden.

Mir ſcheinen dieſe Unterſcheidungszeichen nicht ganz beſtimmt zu ſeyn, ſie laſſen noch mancherlei Ausnahmen zu, und wenn endlich der Herr Verfaſſer verſichert, daß die unmittelbarſte politiſche Unbequemlichkeit des ausſchweifenden Luxus in dem Verluſt der auswärtigen Handlung beſtehe, ſo iſt dieſes zwar unter gewiſſen Umſtänden ſehr wahr, jedoch nicht allgemein wahr, ſonſt müſſe ja England ſchon lange ſeine auswärtige Handlung verloren haben.

Das ein und zwanzigſte Kapitel handelt von dem phyſiſchen und politiſchen Nothwendigen.

Man findet daſelbſt ganz richtige Gedanken, aus welchen ich aber nie den eigentlich zur Hauptſache gehörigen Geiſt ausheben werde.

Ein ſehr wahrer, und zur Beobachtung zu empfehlender Grundſatz iſt es, für alle Staaten die Handlung treiben wollen, bei den arbeitenden Klaſſen die Concurrenz aufzumuntern, bis ſie den Erfolg gehabt, arbeitſame Perſonen auf die phyſiſche Nothdurft herabzu-

ſetzen, aber auch ſorgfältig vorzubeugen, daß es ihnen daran nicht mangle.

Unſer Lehrer will die niedrigſte Klaſſen eines Volks, auf ihre phyſiſche Nothdurft eingeſchränkt haben, damit man ihre Kunſtprodukte deſto wohlfeiler verkaufen, folglich auch deſto ſtärkeren Abſatz finden könne; er will aber daß dieſe Einſchränkung durch die Wirkung der Concurrenz zu Stande gebracht werde, weil ſo lange ſelbige unter Leuten von eben der Klaſſe erhalten würde, es nicht fehlen könne, ſie ſämmtlich nach und nach auf ihr phyſiſch nothwendiges herunter zu ſetzen; ſobald es aber daran zu mangeln anfange, ſo ſey es nothwendig, alle mögliche Mittel anzuwenden, dieſen Leuten die Laſten auf mancherlei Art zu erleichtern, und ihre Vermehrung zu befördern.

Das Reſultat iſt alſo, daß der arbeitende Mann Nahrung und Kleider, aber nichts mehr haben ſoll, denn was drüber, iſt vom Uebel.

Vielleicht wird dieſer Satz nicht allenthalben Beifall finden, und doch iſt es nothwendig daß der Staatsmann einer handelnden Nation, allerdings darauf ſehe, weil der gemeine Mann, wenn er Ueberflus hat, gemeiniglich entweder gemächlicher

wird,

wird, oder den Arbeitslohn zu erhöhen trachtet, kommt er aber auſſer Stand ſich und die Seinigen mit Nahrung und Kleider zu verſorgen, ſo verliert er den Muth, wird liederlich, und überläßt ſich wohl gar der Verzweiflung.

Das zwei und zwanzigſte Kapitel liefert vorläufige Betrachkungen über die inländiſche Handlung.

Der Herr Verfaſſer gedenket ſich hier eine Nation welche alles wiewohl vergebens verſucht hat, die verlohrne ausländiſche Handlung wieder zu erhalten. Es ſey eine groſſe Unbequemlichkeit, daß in dergleichen Lage der Sachen, von keiner Erwerbung neuer Reichthümer die Frage ſeyn, oder man hoffen könne, von dem verlohrnen und auſſer Landes geſchickten Gelde etwas zurück zu erhalten; allein die gröſte Unbequemlichkeiten würden bei dem Verluſt einer ſolchen Handlung ſelbſt empfunden; wenn der Staatsmann ihnen nicht vorzubeugen verſtünde.

Nun werden die natürliche Wirkungen dergleichen Revolutionen erwogen, und dabei vorausgeſezt, daß die Nation vor dem Verfall ihrer auswärtigen Handlung, Reichthümer erworben habe; dem dirigirenden Staatsmann aber wird em-

pfohlen, das Auswandern der einmal vorhandenen Reichthümer dadurch ſorgfältig zu verhindern, daß er ſein ganzes Volk in beſtändiger Beſchäftigung erhalte, eine gleichmäßige Circulation des einheimiſchen Reichthums befördere, durch eine vernünftige Beſteurung, von eines jeden jährlichem Einkommen eine billige Portion zuſammenbringe, ohne daß dadurch ein einziges unter den vollen Genuß des phyſiſch nothwendigen herabgeſezt werde, daß er mit dieſen öffentlichen Fonds ieden Zweig der Induſtrie blühend erhalte, und durch deren Hülfe von jeder Revolution in der Verfaſſung anderer Staaten Gebrauch mache, um wo möglich die auswärtige Handlung ſeines eigenen Volks wieder herzuſtellen; daß er endlich die Geſellſchaft durch ein auf öffentliche Koſten unterhaltenes Kriegesheer, gegen auswärtige Feinde beſchütze, ohne den geringſten Anlaß zu einer der Induſtrie nachtheiligen Revolution zu geben, wenn entweder ein unvermeidlicher Krieg die Vermehrung der Soldaten nothwendig macht, oder die Wiederkehr des Friedens die Verminderung ihrer Anzahl anräth.

Schon im dritten Kapitel des erſten Buches hat unſer Lehrer ſehr weiſe bemerkt, daß in alten Zeiten kein Staat nöthig gehabt hätte, auf die Handlungen des Volks ein wachſames Auge zu haben;

ben; ſeitdem aber die neuere Oekonomie eingeführet, und proportionirliche Auflagen auf das Volk geleget worden, verhielten ſich die Sachen umgekehrt, und das Intereſſe welches der Staat bei Auflegung der Abgaben habe, ſetze den Staatsmann in Stand dergleichen Operationen unter ſolche Einſchränkungen zu bringen; vermittels welcher er bei jeder Veränderung der Umſtände, gerade diejenige Wirkung zum Vorſchein bringen könne, die er ſeinen Abſichten am gemäſſeſten findet.

Unſer Lehrer fähret fort zu beweiſen, daß ſich obiges durch Direktion der Aus und Einfuhr der Auflagen, der Zölle u. ſ. ſ. bewürken laſſe. Er verſichert, daß ein ſo mächtiger Einflus auf das Betragen eines ganzen Volks einem heutigen Staatsmann eine Autorität verleihe, die in älteren Zeiten, ſelbſt unter den uneingeſchränktſten Regierungen, unbekannt geweſen; deren Folgen ſich entdecken lieſſen, wenn man die Stärke einiger heutigen europäiſchen Staaten bedenken wollte, in denen die Macht des Souverains in Anſehung ihrer willkührlichen Ausübung äuſſerſt eingeſchränkt, gleichwohl kräftiger auf den Reichthum der Einwohner würke, als vielleicht jemahls die willkührlichſte Gewalt thun können.

Sehr wahr, behauptet ferner der Herr Autor daß nichts als Ordnung und Regelmäßigkeit in der Verwaltung der verwickelten neueren Staatsökonomie einen Staatsmann in den Stand ſetzen könne, die ganze Stärke ſeines Volks an den Tag zu legen, denn jemehr er deſſen Handlungen unter ſeiner Direktion habe, deſto leichter könne er zu Beförderung des gemeinen Beſtens beitragen. Man könne auch dergleichen Direktion keinesweges mit dem verhaßten Nahmen der Sklaverei belegen, ſo lange ſich die geſetzgebende Gewalt begnüge dadurch einen politiſchen Wirthſchaftsplan im Gang zu bringen, der in allen ſeinen Theilen einförmig und harmoniſch wäre.

Nun ſtoſſen wir auf ein politiſches verwickeltes Oekonomieſyſtem wo der Unteſchied des alten und neueren Luxus, auch deſſen Natur und Wirkungen erklärt, zugleich gezeiget wird von welcher Beſchaffenheit jener Luxus geweſen, der groſſe Handelsſtädte, als Tyrus, Cartago u. ſ. f. zerſtöret, und der andere, welcher den Umſturz der Aſiatiſchen und römiſchen Monarchien veranlaßt habe. Endlich ſezt der Herr Verfaſſer den Unterſchied zwiſchen dem alten und neueren Luxus feſt, indem er ſagt, der erſtere war gewaltthätig, der leztere iſt ſyſtematiſch, und kann allein durch Induſtrie

duſtrie und Freiheit im Stande erhalten werden, wie es denn auch eine fernere Folge ſey, daß gleichwie die Raubſucht nicht mit der Induſtrie beſtehen könne, es ſich eben ſo mit der willkührlichen Gewalt verhalte.

Das drei und zwanzigſte Kapitel behauptet, daß wenn eine Nation, die ſich, durch eine gegenſeitige Handlung in Manufakturwaaren mit andern Nationen, bereichert hat, findet, daß die Balanz der Handlung ſich auf die andere Seite drehe, ſo erfordere ihr Intereſſe ſie ganz und gar aufzuheben.

Alles hier in Anſehung der Balanz geſagte, iſt ſo begreiflich, als deutlich, jedoch glaube ich bemerken zu dürfen, daß der Herr Verfaſſer die Zünfte etwas zu milde, oder aus einem zu vortheilhaften Geſichtspunkt betrachtet habe; da ich dieſen Gegenſtand in meiner Policeiwiſſenſchaft umſtändlich abgehandelt, und gezeiget habe, in wiefern die Zünfte, und Innungen aufzuheben, einzuſchränken, und beizubehalten ſind, ſo nehme ich mir die Erlaubnis meine Leſer dahin zu verweiſen.

Die Beiſpiele die der Herr Verfaſſer zu Unterſtützung ſeines Satzes von den öſterreichiſchen Niederlanden anführt, ſcheinen kein gros Gewicht zu haben. Es lieſſen ſich weit andere Quellen des bisherigen Misſtandes der daſigen Städte entdecken, welche aber dermalen des Kaiſers Majeſtät ſo ziemlich verſtopft, und dadurch unſers Lehrers Argument geſchwächt haben.

Das vier und zwanzigſte Kapitel will uns die dienlichſte Methode zeigen, eine auswärtige Handlung in Manufakturwaaren aufzuheben, wenn die Balanz einer Nation nachtheilig iſt.

Ganz richtig verlangt der Herr Autor daß ein vorſichtiger Staatsmann zu allen Zeiten, auf jeden Zweig der auswärtigen Handlung, und ſonderlich auf die Artikel der Einfuhr ein wachſames Auge haben, und zu entſcheiden verſtehen müſſe, wenn es Zeit ſey, dieſen oder jenen Handelszweig aufzumuntern, einzuſchränken, oder gar zu verbieten. Nichts ſey ſo verwickelt, heißt es mit Wahrheit, als das Intereſſe der Handlung, und dieſes umſomehr als die Einfuhr einer auswärtigen Waare auf viele verſchiedene Intereſſen, ſowohl innerhalb als auſſerhalb der Nation, ferner auf einige unmittelbar; auf andere blos durch die

Fol-

Folgen einen Einflus haben kann. Alle dieſe Beziehungen wären folglich von allen Seiten, und unter allen möglichen Umſtänden zu betrachten, ehe der Staatsmann über einen Artikel der Einfuhr entſcheiden kann. Nach vollbrachter genauen Unterſuchung aber, ſey jeder ſchädlich befundene Artikel der Einfuhr, abzuſchneiden, und wenn auch hieraus eine allgemeine Stockung der Ausfuhr entſtehen ſollte, ſo ſey doch, im Fall der Staatsmann mit Weisheit ſtufenweiſe fortgeſchritten, und dahin gearbeitet habe, die einheimiſche Comſumtion zu vermehren, die auswärtige Handlung ohne eine gewaltſame Revolution mit Anſtand zur Ruhe gebracht; und der Staatsmann habe ſich nunmehro zu beſtreben, die Reichthümer der Nation ganz zu behalten, und ſo in die Circulation zu bringen, daß alle Einwohner mit Lebensmitteln und Beſchäftigungen verſorget, mit dem allenfalls überflüßigen aber, neue Colonien geſtiftet werden.

Den Beſchluß dieſes Kapitels machen Gedanken über die uneingeſchränkte Handlungsfreiheit; dieſes muthige Bataillen Pferd der Herren Phyſiokraten aus, welche ich in des Verfaſſers eigenen Worten mittheile.

Es giebt demnach eine Periode, da die auswärtige Handlung, in Anſehung aller ihrer Artikel, nur die Naturprodukten ausgenommen, aufhören kann; und ich weiß eben nicht, ob dieſe Periode weit entfernt ſey, wenn wir den Handlungszuſtand in Abſicht auf gewiſſe Europäiſche Nationen recht erwegen.

Hätten Induſtrie und Mäßigkeit bei jedem Theile der groſſen Staatskörper gleichmäßig die Oberhand; oder würde der Luxus und überflüßiger Aufwand allenthalben gleich hoch getrieben: ſo könnte man, ohne den geringſten Schaden, die Handlung völlig frei laſſen. Alsdann würde ſie aufhören, ein Gegenſtand der Vorſicht, und Sorge eines Staatsmanns zu ſeyn. Wären hingegen alle Nationen mit gleichem Eifer beſorgt, jeden Zweig eines uneinträglichen Handels zu hemmen: ſo würde gar bald ein allgemeiner Stillſtand der Handlung entſtehen. Manufakturwaaren würden kein Gegenſtand des auswärtigen Verkehrs mehr ſeyn, jede Nation würde ſich ſelbſt verſorgen, und alle Ein und Ausfuhr nur in natürlichen Produkten beſtehen.

Da

Da aber Fleiß und Müßiggang, Luxus und Mäßigkeit, bei den Europäiſchen Nationen beſtändig ihre Balanz verändern; ſo machen ſich verſtändige Kaufleute ein eigenes Geſchäfte daraus, von den Schwenkungen dieſer Balanz genaue Erkundigung einzuziehen, und geſchickte Staatsmänner benuzen dieſe Entdeckung, um das Commerz ihres Landes wieder herzuſtellen. Wenn ſie finden, daß dieſes Commerz nicht mit eigenen Manufakturwaaren oder rohen Landesprodukten fortgeſezt werden kann: ſo machen ſie daß ihre Kaufleute die Lieferanten oder Spediteurs ihrer Nachbaren werden, und werfen, durch dieſes Mittel, gleichſam die dritte und lezte Verſchanzung auf, welche ſie, ſo lange ſie ſich darin vertheidigen können, vor den gänzlichen Untergang ihrer auswärtigen Handlung verwart, weil ſelbige, mittels dieſer lezten Zuflucht, noch einige Zeit fortfahren kann, den Nationalfond zu vermehren. u. ſ. f.

Das Fünf und zwanzigſte Kapitel frägt, was für einen Plan eine reiche Nation vorzüglich zu

befolgen habe, die ihre auswärtige Handlung auf Artikel natürlicher Produkte eingeſchränkt findet? Und welches die Wirkungen einer ſolchen Veränderung der Umſtände ſind?

In dieſem weitläuftigen Kapitel tröſtet forderſammſt unſer Lehrer jene Nationen welche in Anſehung der Kunſtprodukte die auswärtige Handlung verlohren haben, damit, daß ſie eine Entſchädigung in Vermehrung ihrer Naturprodukte, wovon allezeit einige Arten auswärts geſucht werden, finden könne, und er verdient hierin völligen Beifall, weil wenig Länder gefunden werden, die nicht ein und anderes Naturprodukt, mit mehrerem Vortheil und in gröſſerer Vollkommenheit als ihre Nachbaren erzeugen könnten, zu geſchweigen daß der Handel mit Naturprodukten der ſicherſte und einträglichſte iſt.

Dieſemnächſt verlangt der Verfaſſer, daß wenn die auswärtige Handlung mit Kunſtprodukten aufhört, der Luxus aufgemuntert werden müſſe, um der Induſtrie Nahrung zu verſchaffen; in dieſer Abſicht ſoll der Staatsmann den Fortgang des Luxus nach der Anzahl der Arbeiter einrichten, welche der Nachfrage nach Kunſtprodukten genüge thun, er ſoll ferner die Vermehrung des Volks

nach

nach dem Verhältnis des Umfangs, und der Fruchtbarkeit des Bodens einſchränken, endlich ſein Volk nach Beſchaffenheit der Umſtände in Klaſſen eintheilen.

Von dieſem Gegenſtand kommt der Unterſucher auf die natürliche Folgen dergleichen Revolution, in der Denkungsart, Regierung, und den Sitten eines Volks, und behauptet, daß die Reichthümer, worunter er blos Geld verſtehet, von einem Staatsmann aus drei verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden können, und zwar 1) als eine Goldgrube wenn ſie in den Schatz gelegt werden 2) als ein Gegenſtand des Luxus, 3) als ein Fond der Auflagen zu Befriedigung politiſcher Bedürfniſſe. Es iſt Pflicht des Staatsmanns, ſagt der Autor, und ich mit ihm, auf die Denkungsart ſeines Volkes ſo zu wirken, daß er deſſen Geſchmack an Ausgaben, durch unmerkliche Stufen bilde, und es ſoweit bringe, daß er mit jenen Grundſatz übereinkomme, welcher zum Glück einer Nation am meiſten beitragen kann. Endlich heißt es, ein Staatsmann oder vielmehr der Staat, erlangt Reichthum, indem er ſein Volk mit Auflagen belegt. Raub ſey die Auflage des Deſpoten; Kopfſteuer, Abgabe von Ländereien u. ſ. f. wären die Auflagen der Monarchen;

Conſumtionsacciſen würden von eingeſchränkten Regierungen aufgelegt.

Dieſes iſt nicht allgemein wahr, da aber der Herr Verfaſſer dieſen Gegenſtand hier nur gleichſam obenhin berührt hat, und von den Auflagen anderwärts handeln will, ſo ſuſpendire ich bis dahin auch mein Urtheil.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel beſchäftiget ſich mit der Schwankung der Balanz des Vermögens, unter den Unterthanen eines heutigen Staats.

Zuforderſt wird erklärt, was man hier unter Balanz des Reichthums verſtehe; ſodann will der Herr Verfaſſer daß man das circulirende Geld eines Landes, als einen Theil des National Erbguts anſehe; welches bei einem induſtrieuſen Volke ohne Unterlaß aus einer Hand in die andere geht, daher dann derjenige ſo einen Theil davon beſitzt, inſofern ein Eigenthümer des öffentlichen Kapitals ſey.

Nachdem dieſes alles ſo umſtändlich, als befriedigend ausgeführt, desgleichen die Verſchiedenheit conſumtibler und unconſumtibler Dinge in Rückſicht auf die Balanz erkläret worden, behaup-

hauptet der Herr Verfaſſer, daß die Schwankung der Balanz des Vermögens nichts anders ſey, als die Veränderungen, welche täglich in Anſehung des gegenſeitigen Verhältniſſes der Reichthümer zwiſchen einzelnen Perſonen eines Staats vorgehen; da nun dieſe Schwankung blos dann entſtehe, wenn das Geld, ſo jemand beſitzt, verſchwinde, ohne daß er im Beſitz eines reellen Aequivalents bleibe, ſo folge auch daß ſich die Balanz auf die Seite derjenigen neigen müſſe, welche entweder ihre Mobilien, oder ihre Dienſtleiſtungen, oder ihre Arbeiten verkaufen, und in welchem Verhältniſſe ihr Gewinnſt, dasjenige ſo ſie ſelbſt aufwenden, überſteigt. Dahingegen ſey die Balanz beſtändig den mäßigen Verzehrern zuwieder, mithin gereiche ihr ganzer Aufwand zur Verminderung ihres Vermögens.

Durch reelles Geld verſtehet der Herr Verfaſſer das was wir Münze nennen, oder eine Modification der koſtbaren Metalle, welche, durch allgemeines Einverſtändnis unter den Menſchen, und unter der Autorität des Staats, ihren eigenen innerlichen Werth mit ſich führt; wohingegen er durch ſymboliſches Geld, den Credit, oder ein Mittel verſtehet, unter den Parthien Rechnung über Debit, und Credit zu führen. Durch dieſe

ſinn-

ſinnreiche Erfindung des ſymboliſchen Geldes; heſſt es, ſehen wir Häuſer, Ländereien, Gerichtsbarkeiten, Provinzen u. ſ. w. in Circulation bringen; und ſo wie Mäßigkeit und Induſtrie fähig wären, die gröſte Glücksgüter in ſolidem Eigenthum zuſammenzuhäufen, ſo ſey die Verſchwendung vermittels der Symboliſchen Münze, ein eben ſo gewiſſes Mittel zu derſelben Verſchwendung; daher dann in jedem Lande, wo eine ſtarke Circulation herſche, eines das andere balancire, mithin es gar nicht wahrſcheinlich ſey, daß eine Gleichheit in den Vermögensumſtänden, den Luxus und übermäßigen Aufwand verbannen würde, wie einige Schriftſteller gewähnet haben.

Eine wirklich abſolute Gleichheit, ſagt der Herr Verfaſſer, iſt eine ungereimte Vorausſetzung, wenn ſie auf die menſchliche Societät applicirt wird. Muß nicht Sparſamkeit ſammlen, und Verſchwendung zerſtreuen? Dieſe einander entgegengeſezte Neigungen ſind ſchon an ſich ſelbſt hinlänglich, die beſten Einrichtungen, welche zu Aufrechthaltung der Gleichheit dienen ſollen, auf einmal zu zernichten — — — — — — — — —

Alles was circulirt kann auch ſtille ſtehen. Warum war zu Sparta eine ſo groſſe Gleichheit?

heit? Weil daſelbſt wenig Circulation war. Warum ſind die Capuciner in einem Zuſtand der vollkommnen Gleichheit? weil unter ihnen keine Circulation ſtatt hat. Wenn demnach ſolche Veränderungen in der Balanz des Vermögens von der Verſchiedenheit der menſchlichen Fähigkeiten und Neigungen herrühren; was kann man wohl zur Erhaltung der Gleichheit für einen beſſeren Plan wählen, als den von einer uneingeſchränkten Induſtrie, welche einer allgemeinen Circulation alles Eigenthums im Werth gleich iſt; wodurch die Verſchwendung die Wirkungen des Schätzeſammlers, und dieſes hinwiederum die von der Verſchwendung aufheben könnte. Dies iſt das wirkſamſte Mittel ſowohl gegen die Armuth, als gegen einen übermäßigen Reichthum; weil es verurſacht, daß ſich der Zuſtand der Reichen und der Armen beſtändig verändern muß u. ſ. w.

Den Beſchluß dieſes Kapitels macht eine Unterſuchung der Folgen, welche die Nationalſchulden auf die Schwankung dieſer Balanz haben, und ich geſtehe mit Vergnügen, daß ich mit unſerm tiefdenkenden Herren Verfaſſer in Anſehung dieſes ganzen Kapitels einig bin.

Das

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel ſoll uns unterrichten, daß die Circulation und Balanz des Vermögens Gegenſtände ſind, welche der Aufmerkſamkeit eines Staatsmanns gegenwärtiger Zeiten würdig ſind.

Im vorigen Kapitel erklärte unſer Lehrer die Natur der Circulation und Balanz, hier iſt er beſchäftiget zu beſtimmen, wohin des Staatsmanns Aufmerkſamkeit in Anſehung dieſer Gegenſtände vorzüglich gerichtet ſeyn ſoll.

Dieſes ganze Kapitel iſt ſo intereſſant, daß es keine Auszüge verträgt, ich werde daher nur die ſechs Hauptrubriken bemerken, und den Leſer erſuchen das ganze Kapitel mit Aufmerkſamkeit, und wo möglich ohne vorgefaßte Meinungen zu leſen.

1) Der Staatsmann muß ſich ſelbſt einen klaren und deutlichen Begriff von der Natur, Eigenſchaften, und Wirkungen der Circulation machen, weil dieſes Wort oft ohne viel zu bedeuten, in einen weitläuftigen und unbeſtimmten Verſtand gebraucht wird.

2) Der Staatsmann muß zu allen Zeiten ein genaues Verhältnis zwiſchen denen Produkten des Fleiſſes, und der Menge des in den Händen

ſeiner Untergebenen zu dem Erkauf derſelben circulirenden Vergütungsmittels unterhalten; damit er durch eine ſtandhafte und kluge Verwaltung zu allen Zeiten es in ſeiner Gewalt habe, entweder der Verſchwendung und dem ſchädlichen Luxus Einhalt zu thun, oder die Induſtrie, und den häuslichen Aufwand zu erweitern, je nachdem die Umſtände ſeines Volks erfordern, daß das eine oder das andere Verbeſſerungsmittel, auf den natürlichen Hang und Geiſt der Zeiten angewandt werde.

3) Ein Staatsmann muß unter den Zweigen der Circulation, welche in der Balanz des Vermögens eine Schwankung hervorbringen, und unter denen die dieſe Wirkung nicht haben, einen ſorgfältigen Unterſchied machen, damit er die Aufſlagen, womit er ſein Volk zu belegen gedenkt, darnach beſtimmen könne.

4) Der nächſte Gegenſtand der Aufmerkſamkeit eines Staatsmanns, der zu bemerken iſt, beziehet ſich auf die verſchiedene politiſche Betrachtungen, welche ihm vorkommen müſſen, wann er den, denen fleißigen Gliedern des Staats nachtheiligen Ausſchlag der Vermögensbalanz, mit denen Schwankungen derſelben vergleicht, welche

dem nicht arbeitenden Theil der Einwohner nachtheilig ſind, oder mit andern Worten: die verſchiedene Wirkung der Auflagen, wie ſie auf eine verſchiedene Art ſowohl auf ſolche wirken, welche conſumiren um etwas zu erwerben, als auch auf ſolche, welche conſumiren um ihren Begierden Genüge zu thun.

5) Ein Staatsmann muß auf den Unterſchied der Aus- und Inländiſchen Circulation des Nationalvermögens Achtung geben.

6) Der Staatsmann muß ſich ſelbſt gewiſſe Regeln machen, nach welchen er die Abgaben ausdehne, oder einſchränke, je nachdem er eine Veränderung in dem Verhältnis zwiſchen der auswärtigen und einheimiſchen Circulation ſeines Landes findet.

Das acht und zwanzigſte Kapitel enthält Gedanken über die Circulation in Abſicht auf das Steigen und Fallen des Preiſes von den Lebensmitteln und Manufakturen. Ich bekenne mit der Aufrichtigkeit von welcher ich allezeit Profeßion gemacht, daß der Herr Verfaſſer den vorliegenden Gegenſtand beſtimmter und richtiger erklärt habe, als Montesquieu, Hume, und ich ſelbſt gethan habe, wenn er ſagt, **daß nichts den Werth einer**

ner verkaufflichen Waare, es ſey wo es wolle, beſtimmen könne, als die vereinigte Wirkungen der Nachfrage und der Concurrenz, welche niemals durch den Reichthum regulirt werden können, ohngeachtet derſelbe öfters einen Einfluß auf ſie hat. Und ich erſuche den wisbegierigen Leſer ſowohl dieſes als das folgende Kapitel mit Bedacht zu leſen; beide enthalten groſſe und dem Staatsmann nützliche Wahrheiten, die aber keinen Auszug leiden, ſondern ganz betrachtet werden müſſen, wenn man nicht einen Ring verlieren, und dadurch die ganze Kette unbrauchbar machen will.

Im neun und zwanzigſten Kapitel wird gezeiget, daß die Circulation mit fremden Nationen, eben das ſey was die Balanz der Handlung iſt.

Hier zeiget der Herr Verfaſſer durch unumſtößliche Gründe, ſowohl des Herrn Hume, als allen Verehrern und Anbetern einer allgemeinen ganz uneingeſchränkten Handlungsfreiheit, daß die Handlungsbalanz keine Chimäre ſey, ſondern daß nichts ſo gewiß, noch ſo gewöhnlich wäre, als eine richtige, oder fehlerhafte Handlungsbalanz; nichtweniger verſichert er mit Grund, daß eine Balanz höchſt vortheilhaft ſeyn könne, ohne die

Maſſe der koſtbaren Metalle zu vermehren; nemlich durch Verſchaffung der Lebensmittel für einen neuen Zuwachs von Einwohnern; durch Vermehrung der Anzahl von Schiffen, welche auch einen Theil des Reichthums ausmachen; durch Zuwegbringung daß alle andere Nationen unſere Schuldner werden, durch die Einfuhr vieler dauerhaften Waaren u. ſ. w.

Das dreißigſte Kapitel beſchäftiget ſich mit vermiſchten Fragen und Anmerkungen über die Handlung und Induſtrie.

Es enthält lauter vermiſchte Fragen, Anmerkungen und Antworten, die mit den bisher behandelten Gegenſtänden in Verwandſchaft ſtehen; die Abſicht der erſten und zweiten Frage iſt, zu zeigen, daß die Menge des Geldes in einem Lande keine abſolute Regel ſey, nach dieſem Maasſtab die Beſchaffenheit ſeiner auswärtigen Handlung zu beurtheilen; allermaſſen das Geld durch ganz andere Operationen erlangt und ausgegeben werden könne, auch weil überhaupt von der Sache zu ſprechen, der Staat faſt eben ſo, als ein Handelsmann ungemein reich ſeyn, und doch ſehr wenig baar Geld beſitzen könne.

Die

Die dritte Frage beſchäftiget ſich mit den Wirkungen der Reichthümer in ſolchen Ländern denen es an Handlung und Induſtrie fehlt.

In der vierten und fünften Frage, wird erklärt, warum Handlung und Induſtrie ganz natürlich das Syſtem der Auflagen, und beſtändiger Kriegesheere veranlaßt haben, nichtweniger wird eine Methode angegeben, nach welcher man die verhältnismäßige Macht verſchiedener Staaten in Führung eines Krieges ſchätzen kann.

Es folgen Anmerkungen die alle von Wichtigkeit, und ſehr gut auseinandergeſetzt ſind, unter andern gefällt mir nachſtehende.

> Wenn tauſend Pfund Sterling auf ein Feuerwerk verwendet werden, ſo werden viel Menſchen dadurch beſchäftiget, welchen einen einige Zeit lang daurenden Unterhalt gewinnen. Wenn eben dieſe Summe zu Grabung eines Canals gegeben wird, um die Felder einer Provinz zu wäſſern, ſo kann eine gleiche Anzahl von Volk eben dieſe Wohlthat einernten, und ſoweit iſt die Rechnung gleich: allein, wenn das Feuerwerk ausgeſpielt iſt, was bleibt übrig als der Rauch und Geſtank des Pulvers; da im Gegentheil der Canal

einem vorher unfruchtbaren Boden zu einer immerwährenden Fruchtbarkeit dient.

Endlich ſchließt der Herr Verfaſſer mit den Grundſätzen, welche der Errichtung von Handelsgeſellſchaften zum Muſter dienen ſollen. Es werden die gemeinſten Fehler, und Vortheile der Handelscompagnien gezeiget, auch dienliche Verbeſſerungsmittel vorgeſchlagen, die nach der Lage der Umſtände mit Behutſamkeit angewendet werden müſſen. Es würde mich zuweit führen, wenn ich über dieſen groſſen Gegenſtand in Zergliederungen gehen wollte. Ich begnüge mich meinem in andern Schriften geäuſerten Sentiment getreu zu bleiben; vermöge welchem ich zwar die Errichtung groſſer Handlungsgeſellſchaften nothwendig halte, aber nicht finden kann, daß ſie ſchlechterdings ausſchlieſſend ſeyn, noch Majeſtätsrechte in andern Welttheilen auszuüben die Macht haben müſſen.

Wir gehen zum dritten und lezten Buche über, welches von Geld und Münze handelt, wo wir um ſo kürzer ſeyn können, als der Herr Verfaſſer ſein Hauptaugenmerk auf das Großbritanniſche Münzweſen richtet, ich aber mich nur mit den Angelegenheiten Deutſchlandes befaſſe.

Das

Das erſte Kapitel führt zur Aufſchrift, vom Gelde, wornach man rechnet.

Der Herr Verfaſſer erklärt nach ſeiner gewöhnlichen Gründlichkeit das Geld wornach man rechnet, für einen willkührlichen Maasſtab gleicher Theile; welcher zur Ausmeſſung des reſpektiven Werths verkaufllcher Dinge erfunden worden iſt. Nach dieſer Erklärung folgen die Grundſätze welche den Werth der Dinge beſtimmen, die hier auf vier Hauptartikel gebracht werden, und zwar

1) Auf den Ueberflus der zu ſchätzenden Dinge,

2) Auf die Nachfrage nach ſelbigen

3) Auf die Concurrenz der nachfragenden Perſonen,

4) Auf den Belauf ihres Vermögens.

Ferner zeiget der Autor die Nothwendigkeit zwiſchen Geld und Preis einen Unterſchied zu machen, erklärt was Bankgeld, und was Macouten, oder das Geld auf der afrikaniſchen Küſte von Angola ſey.

Das zweite Kapitel handelt von dem künſtlichen oder körperlichen Gelde.

Gleich anfangs wird die Nützlichkeit des Goldes und Silbers um Geld daraus zu machen, ſowohl

wohl, als die Einrichtung des Münzfußes erklärt, Mittel zu Entdeckung des veränderten Münzfußes an Handen gegeben, und zulezt vom Zuſatz gehandelt. Es heißt,

> Die Künſtler behaupten, daß die koſtbaren Metalle, wenn ſie von aller Vermiſchung vollkommen rein ſind, nicht hart genug ſeyen, eine feſte und dauerhafte Münze abzugeben, — — — — — — — — — —
> Um alſo die Unbequemlichkeit des Gebrauchs derſelben in ihrer ganzen Reinigkeit zu vermeiden, hat man das Mittel ergriffen, ſie nach einem beſtimmten Verhältnis mit andern Metallen zu vermiſchen, welches weder ihrer Fähigkeit geſchmolzen und gehämmert zu werden, noch ihrer Schönheit und Glanz Schaden zufügt u. ſ. w.

Wenn der Herr Verfaſſer geſagt hätte, daß dieſes ſo im Gebrauch ſey, ſo wäre nichts einzuwenden, allein ſo muß ich zu Belehrung der unerfahrnen bemerken, daß die angebliche Ausflucht der Künſtler ganz irrig ſey, und daß man leider! in den mehreſten Ländern aus ganz andern Abſichten die edlen Metalle mit geringeren vermiſche, als um den Gebrauch deſto bequemer zu machen.

Das

Das dritte Kapitel erklärt die Unfähigkeit der Metalle, die Stelle eines unveränderlichen Maaſſes des Werths zu vertreten.

Zuforders wird gezeiget, daß, und wie ſich die Metalle in ihrem verhältnismäßigen Werth gegeneinander verändern, desgleichen die Folgen dergleichen Veränderungen bemerket, die Gründe pro & contra dargeleget; die Nutzbarkeit eines allgemeinen Maſſes bewieſen; die Unfähigkeit ſo wie die Unbequemlichkeit der Metalle zu dieſem Endzwecke dargethan, endlich folgendermaſſen geſchloſſen.

> Verſchiedene, von denen Unbequemlichkeiten welche wir hier erzählt haben, können geringſchätzig ſcheinen, und ſie ſind es auch in Ländern, wo die Handlung wenig bekannt iſt; allein die Handlungsoperationen übertreffen an Genauigkeit die Begriffe aller Menſchen, auſſer eines Kaufmanns; und man kann zu einem Beweiſe hievon mit Wahrheit behaupten, daß ein Schilling kaum einen Gran von ſeinem Gewichte, entweder durch Betrug, oder die Circulation, verlieren könne, ohne durch dieſen Umſtand zu der Verminderung des feſtgeſezten Werths der Geld-

einheit, oder des Pfunds Sterling durch ganz England etwas beizutragen.

Das vierte Kapitel ſoll Mittel enthalten, durch deren Anwendung die verſchiedene Unbequemlichkeiten, denen das materielle Geld unterworfen iſt, zu vermindern.

Der Herr Verfaſſer ſchlägt hier fünf Mittel gegen die Wirkungen der Veränderung in dem Werth der Metalle vor.

Das erſte: wenn man das eine allein als den Fuß betrachtet, und das andere, wie jede andere Waare, ſeinen eigenen Werth ſuchen läßt.

Das zweite: wenn man das eine allein als den Fuß betrachtet, und den Werth des andern von Zeit zu Zeit durch eine Obrigkeitliche Verordnung feſtſezt, nachdem ſich der Marktpreis des Metalls verändert.

Das dritte: wenn man den Fuß der Einheit, nach dem mittleren Verhältniſſe der Metalle feſtſezt, und ihn auf keines von beiden einſchränkt, ſo daß man die Münze dieſem gemäs einrichtet, und bei jeder beträchtlichen Veränderung in dem Verhältnis unter ihnen entweder eine neue Ausmünzung vornimmt, oder die Benennung der einen Geldſorte erhöhet, und bei der andern erniedriget,

um

um die Einheiten genau in dem mittlern Verhältnis zwiſchen Gold und Silber zu erhalten.

Das vierte: wenn man zwo Einheiten und zween Füße errichtet, den einen in Gold, den andern in Silber, und es einem jeden freiſtellt, nach welchem von beiden er ſich in ſeinen Contrakten verbindlich machen will.

Das fünfte: wenn man alle Schuldner verbindet, die eine Hälfte nach dem Goldfuß, die andere Hälfte nach dem Silberfuß zu bezahlen.

Auch gegen die andere Unbequemlichkeiten ſchlägt der Herr Verfaſſer mehr oder weniger anwendbare Mittel vor.

Zulezt verdient er allen Beifall wenn er die Errichtung des öffentlichen Credits für die beſte Sicherheit gegen alle Verfälſchungen des Münzfußes in handelnden Staaten hält, jedoch kann ich ihm nicht beipflichten, wenn es heißt:

> Derjenige Fürſt allein kann durch die Verfälſchung des Münzfußes gewinnen, der von einem bereits erſpartem Schatze ſich auſſerordentliche Hülfe zu verſchaffen ſucht, weil ich nicht einſehe, wie ſich bei dieſer gewaltſamen Operation, auſſer in Kriegeszeiten etwas gewinnen laſſe, ja ſelbſt unter dieſen Umſtänden muß der Krieg in fremden Län-

dern

dern geführt werden, wenn die Geldverfälſchung nicht dem ganzen Staate verderblich, und für den Fürſten ganz vergeblich ſeyn ſoll.

Das fünfte Kapitel handelt von den Veränderungen, denen der Werth der Geldeinheit bei jeder Unordnung in der Münze ausgeſezt iſt.

Der Herr Verfaſſer zeiget hier mit Grund, wie das Verhältnis der Metalle allein durch den Marktpreis beſtimmt werden könne, nicht weniger wie belobter Marktpreis veränderlich gemacht werde; ferner wie die Geldeinheit wornach man rechnet, durch die Veränderung der Metalle, in ihrem Werth veränderlich gemacht werde, weil die wahre Einheit, die Mittelproportion zwiſchen dem Werth der Metalle ausmache. Nachdem unſere Lehrer über dieſen Gegenſtand mit vieler Sachkänntnis das nöthige ausgeführt, zeiget er durch was für Wege, die Geldeinheit, durch die willkührliche Handlungen der Fürſten, in Erhöhung und Erniedrigung der Münzen ausgeſezt werden könne, und ſchließt mit den etwas hartklingenden aber ſehr wahren Worten.

Es

Es würde eine beſondere Abhandlung erfordern, alle Kunſtgriffe auszuforſchen, welche erfunden worden ſind, damit die Leute die Grundſätze vom Gelde aus dem Geſichte verlieren, und die Macht der Fürſten, den Werth der Münzen zu verändern, beſchönigt, und als vernünftig vorgeſtellt werden möchte. Allein dieſe Kunſtgriffe ſcheinen ein Ende genommen zu haben, und die Fürſten ſehen jezt ein (mit Erlaubnis noch nicht alle) daß der einige Entwurf Geld zu erlangen, wenn ſie es nöthig haben, dieſer iſt, ihren Credit zu erhalten, und das Geld, nach welchem dieſer Credit gerechnet wird, in einem dauerhaften Stand zu laſſen.

Im ſechſten Kapitel ſoll gelehrt werden, wie die Veränderungen in dem innerlichen Werthe der Geldeinheit auf das ganze Intereſſe einer Nation Einflus haben müſſen.

Dieſes Verſprechen iſt in rubricirtem Kapitel ſo deutlich ausgeführt und ein Irthum des Herrn Locke zu überzeugend gewieſen worden, als daß kein Menſch von geſundem Verſtande zweifeln könne der Verfaſſer behaupte mit Grund,

Daß jede Verminderung der Metalle welche in der Geldeinheit enthalten ſind, für alle Glaubiger einen Verluſt zuwege bringen, und daß die Schuldner nach dem Verhältnis dieſes Verluſtes gewinnen müſſen. Daß im Gegentheil jede Vermehrung in der Geldeinheit, denen Schuldnern ſchädlich, und denen Glaubigern verhältnismäßig vortheilhaft seyn müſſe.

Das ſiebente Kapitel erzählt die Unordnungen die in der brittiſchen Münze inſofern ſie die Einſchmelzung oder Ausfuhr der Geldſorten angehen, verurſachen.

Ich übergehe dieſe Zergliederungen welche England allein angehen, und wende meine Blicke, auf die Urſachen um welcher willen der ordentliche Werth der Metalle ſich ſo oft verändert. Eine Frage die ganz Europa intereßirt.

Dieſer innerliche Werth, ſagt der Autor ganz recht, kann und wird ſich verändern, je nachdem das Currentgeld beſſer oder ſchlechter iſt; wenn ferner eine ſtarke auswärtige Nachfrage nach Münzmetall entſtehet; nichtweniger können die Handlungsoperationen in ſolchen Staaten wo das Münzweſen eine Art der Auflage iſt, verurſachen,

daß

daß der Preis des Münzmetalls beſtändig zwiſchen dem Werth der Münze, und dem Münzpreis der Metalle hin und her ſchwanke.

Dieſemnächſt werden die natürliche Folgen erzählt, die unausbleiblich ſind, wenn man zuläßt daß die Münzſorten durch das Anſehen des Gepräges gangbar werden, ohne ſie zugleich nach ihrem Gewichte zu unterſuchen.

Das achte Kapitel handelt von der Unordnung in der brittiſchen Münze, inſofern ſie auf den Werth des curſirenden Pfunds Sterling einen Einflus hat.

Da dieſer Gegenſtand hauptſächlich England intereßirt, da ferner ſowohl dieſer, als der andere Theil, des vor uns habenden dritten Bandes ſich blos mit dem Münzweſen beſchäftiget, und dabei ſein Augenmerk vorzüglich auf England, dann auf Frankreich und Holland richtet, ſo begnüge ich mich die Aufſchriften der noch folgenden Kapitel mitzutheilen, zumalen das ganze auf Verbindungen und Berechnungen beruhet, die ſehr viel von ihrem Werth verlieren würden, wenn ich davon Auszüge liefern, oder auch über eine Materie meine Meinung ſagen wollte, die ſich nicht anders, als wenn man das ganze durchgeſchaut,

ſchaut, auch das innere jener Länder, und ihr Commercienweſen genau kennt, beurtheilen läßt.

Dieſemnach liefert das 9te Kapitel hiſtoriſche Nachrichten von der Veränderung der brittiſchen Münze.

Im 10ten Kapitel wird von der Unordnung der brittiſchen Münze, inſofern ſie auf die Circulation der Gold und Silbermünzen einigen Einflus hat, und von den Folgen, wenn die Guineen auf zwanzig Schillinge heruntergeſezt würden gehandelt.

Das 11te Kapitel lehret eine Methode, die Geldeinheit auf den Münzfuß der Königin Eliſabeth wieder herzuſtellen, und zeiget zugleich die Folgen dieſer Veränderung.

Das 12te Kapitel enthält die Einwürfe gegen die in der Unterſuchung dargelegten Grundſätze, nebſt derſelben Beantwortung.

Das 13te Kapitel frägt, in welchem Verſtande man ſagen könne, daß der Münzfuß durch das Geſetz erniedriget worden? und in welchem Verſtande man ſagen könne, daß er durch die Wirkung politiſcher Urſachen, eine ſtufenweiſe Erniedrigung erlitten habe?

Das 14te Kapitel bezeichnet die Umſtände auf die man bei einer neuen Regulirung des brittiſchen

ſchen Münzweſens mit Aufmerkſamkeit zu ſehen hat.

Das 15te Kapitel handelt von den Verfügungen, welche die in dieſer Unterſuchung dargelegten Grundſätze bei einer neuen brittiſchen Münzeinrichtung für vortheilhaft erklären.

Es folget das zweite Stück des dritten Buches, deſſen erſtes Kapitel ſich mit den Folgen beſchäftiget, die aus den Münzkoſten und der Gebühr wegen des Münzrechts bei einer Nation entſpringen, inſofern ſie auf den Preis der Billons, und aller andern Waaren einen Einflus haben.

Das zweite Kapitel handelt von dem Einflus, den eine Auflage für die Münzkoſten und die Gebühr für das Münzrecht, in der Engliſchen Münze auf den Wechſelcours, und die Handlung Großbritaniens haben würde.

Das dritte Kapitel frägt, ob der Verluſt, den der Wechſelcours bei der Handlung Großbritaniens mit Frankreich angiebt, wirklich oder nur anſcheinend ſey?

Das vierte Kapitel handelt von den verſchiedenen Methoden, auf das Münzweſen eine Auflage zu legen: und von dem Einflus, den jede auf den Werth der Geldeinheit und auf das einheimiſche Intereſſe der Nation habe.

Das fünfte Kapitel giebt das Mittel zu einem Verſuch an, die wirkliche Folgen des Schlageſchatzes mit Gewisheit zu entdecken.

Das ſechſte Kapitel enthält vermiſchte Fragen und Anmerkungen über die Lehre vom Geld und Münze.

Das ſiebente Kapitel zeiget die Einrichtung, die in Frankreich in Abſicht auf Münze, Billon, auch Gold und Silbergeſchirre beobachtet wird.

Das achte Kapitel handelt von der Einrichtung, die in Anſehung der Münze, und des Billons in Holland beobachtet wird.

Ich empfele allen denjenigen ſo mit dem Münzweſen in einer oder der andern Verbindung ſtehen, den dritten Band dieſes vortreflichen Werks mit Bedachtſamkeit zu leſen, und verſichere zugleich meinen Leſer, daß die Stewartſche Staatswirthſchaft überhaupt, in die kleine Zahl der vollkommenſten Schriften dieſer Art gehöre, jedoch aber ſchon Leſer, die in belobtem Fache nicht ganz fremd ſind verlange.

II.

Berliner
Beiträge
zur
Landwirthſchaftswiſſenſchaft.

Die vom Jahre 1774 an, in groß 8vo ans Licht getretene Berliner Beiträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft, enthalten ungemein viel gutes, nützliches, und brauchbares. Um ſie alſo bekannter zu machen, auch wo es nöthig seyn ſollte, mit Erklärungen zu bereichern, hat mich bewogen, ihnen in gegenwärtigem Bande der Berichtigungen, den ſowohl verdienten Platz anzuweiſen.

Der gelehrte Herr Verfaſſer ſucht uns in der Einleitung zum erſten Bande die bekannte Wahrheit einzuſchärfen, daß die Landwirthſchaftswiſſenſchaft den Vorzug unter allen übrigen verdiene, auch in allen Staatsbedienungen, oder in allen Aemtern des bürgerlichen Weſens nöthig und nützlich ſey. Da ſchwerlich dieſer Satz beſtritten werden wird, ſo will ich mich dabei nicht aufhalten, ſondern zu einer paradoxen, vielleicht auch manchem irrig ſcheinenden Behauptung ſchreiten, vermöge welcher nach §. 14 die Landwirthſchaftswiſſenſchaft

auf hohen Schulen nicht ſoll erlernet werden können, desgleichen nach §. 15 die Lehrer dazu nicht geſchickt ſeyn ſollen, auch nach §. 16 die Lehrſtellen auf hohen Schulen dazu ebenfalls nicht bequem wären.

Da ich dermalen ſelbſt öffentlicher Lehrer der Landwirthſchaftswiſſenſchaft bin, ſo kann man vielleicht auf die Vermuthung gerathen, daß ich mein und meiner Amtsbrüder guten Nahmen zu retten bemühet ſeyn, und es den Herren Verfaſſer entgelten laſſen würde, daß er uns ſo cavalierement behandelt, ja ſogar ſämmtliche hohe Schulen in gewiſſem Betracht in zweideutigen Ruf bringen will; man würde ſich jedoch irren. Ich gebe ihm vielmehr die Sache überhaupt betrachtet, hierin völligen Beifall. Weder ein bloſſer Empyriker, noch ein magerer Theoretiker können jemahls zur Vollkommenheit in der Landwirthſchaftswiſſenſchaft gelangen, und die gewöhnliche hohe Schulen haben zur Ausübung wenig Geſchick; die allermeiſten Lehrer dieſer Wiſſenſchaft, begnügen ſich mit der Theorie, formiren ſich aus ökonomiſchen Schriften ein Syſtem, tragen ſolches mit redneriſchen Blumen ausgeſchmückt den Zuhörern vor, die daraus wenig, oft gar keinen Nutzen ziehen, weil ihnen die Sachen nicht anſchaulich ge-

macht.

macht, oder ihnen die Mittel verſchaft werden, das gehörte mit dem Gedächtniſſe und dem Verſtande gleich gut zu begreiffen.

Der Herr Verfaſſer hat alſo vollkommen Recht, daß belobte Wiſſenſchaften auf beſonderen Akademien gelehrt und gelernt werden müſſen. Ein Vorſchlag den Herr D. Schreber, und ich, nach ihm, in dem zweiten Bande meines Lehrbegriffs ſchon lange gethan, und beſondere Cameraliſtenſchulen angetragen haben. Ein Antrag der Mutadis Mutandis bei der hohen Schule zu Lautern, mit gutem Erfolg zur Wirklichkeit gebracht worden iſt.

Seine kuhrfürſtl. Gnaden zu Mainz haben von dieſem Gegenſtande faſt eben ſo, wie der Herr Verfaſſer gedacht, und es war der Bewegungsgrund der höchſt dieſelben veranlaßte mich anhero zu berufen, und den Kern der hieſigen Jugend meinem Unterricht nicht allein anzuvertrauen, ſondern mir auch die Gelegenheit zu verſchaffen in das Praktiſche hineinzugehen, als wozu ſich noch immer mehr günſtige Ausſichten zeigen, deren keine ich ungenuzt laſſen werde.

Nachdem der Herr Verfaſſer in der Einleitung die rühmliche Abſichten ſeines Werks, nebſt der Ordnung ſo er zu halten geſonnen, geſchildert, ſchreitet er zur erſten Abhandlung.

Dieſe erſte Abhandlung beſchäftiget ſich mit dem Gegenſtande, der Abſicht, und den Grundſätzen der Landwirthſchaft, auf eine ſo deutliche und gute Art die faſt nichts zu wünſchen übrig läßt; worunter ſich die Anmerkung bei §. 5 ganz beſonders auszeichnet, worin unter andern vortreflichen Lehren geſaget wird."

> Wenn auch ein Guth (Landguth) in den ärgſten Verfall gerathen, ſo kann von einem bemittelten Beſitzer durch vernünftige Anwendung baaren Geldes, deſſen Wiederherſtellung in kurzer Zeit erzwungen werden, ſo lange es nur noch nicht an **Menſchen fehlt.** Iſt es aber hiervon einmal entblößet, ſo mag nur alle Hofnung aufgegeben werden, wenigſtens wird eine ganze Generation erfodert, ehe man dieſe Scharte wieder auszuwetzen im Stande iſt. **Ochſen und Pferde kann man, wenn ſie verloren gehen, für Geld wieder bekommen. Menſchen aber ſtehen nirgends zum Verkauf.**

Scha-

Schade daß der Schluß dieſer Lehre nicht allgemein wahr iſt. Der Sklavenhandel in Afrika und in Deutſchland wiederſprechen gar zu laut. Der Gebrauch welchen die Engländer von den erhandelten Deutſchen gemacht, und der Schaden den ſie dadurch Deutſchland, in dem kaum geendigten Kriege zugefüget, iſt noch zu neu, als daß ein guter Deutſcher ſich enthalten könnte, an die traurige Folgen dieſes verwerflichen Handels mit bedauren zu denken.

Die zweite Abhandlung enthält beiläufige Gedanken von der Verbeſſerung der Landgüter, und den dabei zu beobachtenden Maasregeln, gegen welche nicht das mindeſte zu erinnern iſt.

Die dritte Abhandlung will uns von dem Ackerbau, und dem Zuſammenhange der dazu gehörigen Geſchäfte überhaupt unterrichten. Die gewöhnlichſten Geſchäfte ſind gut, und der Ordnung gemäs beſchrieben, gleichwohl werden bei einigen, kurze Bemerkungen nicht ganz überflüßig ſeyn.

§. 4. heißt es, was nutzen die ſchönſte Wieſen, Triften, und Hütungsplätze, wenn nicht ein verhältnismäßiger Ackerbau damit verbunden iſt? Die Viehnutzung mag noch ſo wichtig und ergiebig ſeyn u. ſ. w.

Hätte der geſchickte Herr Verfaſſer geſagt, daß zu einer vollkommnen Landwirthſchaft Ackerbau, Wieſenwachs, Viehzucht, jedes in gerechtem Verhältnis gehöre, ſo würde ich ihm Beifall zuwinken; allein da ſchon aus dem Beiſpiel der Erzväter bekannt iſt, daß man aus der Viehzucht allein, Reichthümer erwerben, auch viel Knechte und Mägde unterhalten könne. Da ferner die Beiſpiele der Schweitz, der Hollſteiniſchen, der Limburgiſchen, Oſtfrieſiſchen, und viel anderer Gegenden mehr, zum Ueberflus beweiſen, daß die Viehzucht ohne Ackerbau beſtehen, und ihre Eigenthümer noch wohl bemittelter als der Ackerbau machen könne, wenn zumalen andere Nationen für uns Getreide bauen; ſo getraute ich mir mit mehrerem Grunde den Satz umzukehren, und zu ſagen, was hilft uns der beſte Acker, wenn nicht ein verhältnismäßiger Viehſtand damit verbunden iſt?

§. 9. Wird von den Dreſchergeſchäften mit vieler Sachkänntnis geſprochen, doch vermiſſe ich beim Reinmachen des Getreides, die holländiſche Mühle, die dem Endzweck mehr entſpricht, und beſſer fördert, als das Sichten, und die Windfege; ferner hätte hier der Probedruſch, und der darauf beruhende Vergleich mit den Dreſchern,

die um einen gewiſſen Antheil dreſchen; nicht vergeſſen, auch geprüfet werden ſollen, ob es vortheilhafter, durch eigen Geſinde, oder durch Tagelöhner, oder nach der Scheffelzahl dreſchen zu laſſen, weniger nicht, was für Vorſichten nöthig, um von den Dreſchern weder betrogen noch beſtohlen zu werden. Endlich verdiente auch §. 11. der Umſtand von Aufbewahrung des Getreides weitläuftigere Ausführung. Es ſey mir erlaubt, das mangelnde ganz kurz zu ergänzen.

Das Probedreſchen geſchiehet gemeiniglich in doppelter Abſicht, einmal um zu überſchlagen was man überhaupt an eingeernteten Feldfrüchten zu hoffen; oder um mit Grund beſtimmen zu können, den wievielten Antheil an der Frucht man den Dreſchern bewilligen müſſe, wenn Herr und Knecht nicht benachtheiliget werden ſoll. Geſchiehet nun der Probedruſch (wie man Beiſpiele hat) wenn das Getreide noch nicht ganz abgeſchwizt, oder auch bei feuchter Witterung, oder nur mit Getreide von einer Breite, oder von einem Stücke, ſo pflegt die Calculation ſelten richtig zu ſeyn. Will man alſo dieſer Gefahr entgehen, ſo erwähle man zum Probedruſch, vollkommen trocken Getreide, mache drei Proben nemlich von dem beſten, mittleren, und geringeren Getreide, addire die drei

Sum-

Summen zuſammen, und nehme die mittlere Zahl, für die dem wahren Ertrag am nächſten kommende an.

Ob es demnächſt rathſamer mit Geſinde oder Tagelöhner zu dreſchen, läßt ſich nicht allgemein beſtimmen; die Umſtände müſſen entſcheiden.

Die Lohndreſcher ſind zum öftern Betrieger und Diebe zugleich, ohne ſich daraus ein Gewiſſen zu machen. Eßwaaren zu ſtehlen, und denjenigen welcher ſie ernährt, möglichſt zu betriegen, gehört nach ihrer Sittenlehre zur Induſtrie. Sie betriegen, wenn ſie das Korn nicht rein ausdröſchen; ſie ſtehlen wenn ſie des Abends und Mittags beim zuhauſe gehen ihre räumliche Hoſenſäcke mit Getreide anfüllen, es iſt daher nothwendig auf dieſe Fälle aufmerkſam zu ſeyn, ſowohl das Stroh zu viſitiren, als ſich die Scheurenſchlüſſel jedesmal von den Dreſchern bringen zu laſſen, auf ihre Taſchen ein forſchendes Auge zu werfen, auch deren Weiber und Kinder nicht zu geſtatten, daß ſie unter dem Vorwand Eſſen zu bringen, in die Scheuren kommen, und wohlbeladen wieder nach Hauſe gehen.

In Anſehung der Aufbewahrung des Getreides empfehle ich denjenigen Landwirthen welche ihr

Ge-

Getreide über die Pferde und Ochſenſtälle aufzuſchütten gezwungen ſind, ihre Böden mit Gyps, oder mit Dras begieſſen, ſodann mit geſpundeten Brettern dielen zu laſſen: ſie verhüten dadurch die aufſteigende Dünſte aus den Ställen, und erſchweren den Knechten das Beſtehlen des Getreides. Die Erfahrung, hat mich die Kunſtgriffe dieſer Burſche ſo ziemlich kennen gelehrt. Ich will nur einen erzählen. Mein Schreiber beklagte ſich daß er faſt täglich ein rundes Loch in der Mitte des Kornhaufens fände, ohne die Urſache entdecken zu können. Ich unterſuchte dieſen Umſtand, lies den Kornhaufen auf einen andern Platz bringen, und fand in den Dielen ein Aſtloch welches aber künſtlich verſtopft war, ſo daß man die Beweglichkeit des Stopſers weder im Stall noch auf dem Boden gewahr ward. Ich muthmaßte mit Grund, in der Perſon meines beweibten Kutſchers den Künſtler zu entdecken. Er läugnete, allein ein halb Dutzend wohlgeführter Stockſchläge, diſponirten ihn zum Bekenntnis, mich aber zu Anfertigung der Gypsdecke, welche dieſe Kunſt unbrauchbar machte.

Das vom Herren Verfaſſer empfohlene umarbeiten des Getreides iſt gut, jedoch weit wirkſamer, wenn währendem umarbeiten eine Maſchine

in

in Form eines Blaſebalgs währendem umſchau⸗ſeln kalte und ſtarke Luft, auf das Getreide bläſet.

Dieſemnächſt kann man auch das Getreide dadurch conſerviren, daß man es wohl reiniget, in Fäſſer füllt, die Fäſſer dichte zuſchlägt, und an einen kühlen Ort aufbewahrt; nichtweniger dadurch, daß man die Früchte auf thönernen Darren trocknet, oder dörrt, und dadurch den Keim tödtet, folglich eine im Korn entſtehende Gährung verhindert; allein dergleichen Korn, taugt nicht mehr zu Saamenkorn.

Das Mittel ſo unſer Lehrer gegen die Kornwürmer vorſchlägt, iſt gut, aber beſchwerlich und unter wenigen Umſtänden anwendbar. Wir haben zwei Arten von Kornwürmere, deren eine weit übler, als die andere zu vertreiben iſt. Das ſouverainſte Mittel gegen beide Arten, auch gegen ihre Brut, iſt die kalte Luft die ihnen tödtlich iſt. Wenn währendem umſtechen des angeſteckten Getreides ein ſtarker Luftſtrohm von kalter Luft darauf geblaſen wird, ſo erſtarren die ungebetenen Gäſte. Wie dergleichen Maſchine leicht, und ohne beträchtliche Koſten zu machen, gehört noch zu den Dingen die ſich beſſer zeigen, als beſchreiben laſſen.

Die

Die vierte Abhandlung hat es mit dem Anbau der überflüßigen Aecker, als einer Hauptverbeſſerung des Ackerbaues zuthun. Sie enthält vortrefliche Lehren; deren Befolgung ich wünſche, jedoch nur die wenigen Stellen berühren kann, in welchen ich entweder mit dem Herrn Verfaſſer nicht ganz einig bin, oder die nach meinen Einſichten noch Aufklärungen erfordern.

§. 5. wird zu einem guten Verhältnis in den Grundſtücken ein ſolcher Viehſtand verlangt, vermöge welchem ſämmtliche Aecker wenigſtens alle ſechs Jahr gedüngt werden können.

Meines Erachtens kann dieſes Verhältnis nicht eher für richtig erkannt werden, als wenn ſämmtliche Aecker alle drei Jahre wohl gedünget werden. Sollten ſich aber unter den Aeckern ſo geringe Strecken finden, welche der Düngung nicht werth wären, ſo ſind ſie auch nicht würdig in der Klaſſe fruchtbarer Aecker zu ſtehen, ſondern müſſen zum Holzanbau gewidmet, und mit ſchicklichen Holzarten beſaamet werden.

§. 6. wird auf ein Schaaf an Wintermiſt ein Fuder, und von jedem Stück Rindvieh 10 Fuder oder Wägen voll gerechnet, und zweiſpännige Herren Fuder angenommen.

Was

Was unter einem Herren Fuder verſtanden werden mag, weis ich nicht, ich urtheile aber daß ſie auſſerordentlich klein ſeyn müſſen, wenn das Vieh eine ſo beträchtliche Anzahl Fuder den Winter über liefern ſoll, welches auch daraus zu ſchlieſſen iſt, da 15 dergleichen Fuder an Schaafmiſt, und 20 Fuder an Rindviehmiſt auf einem Morgen von 180 gevierten Ruthen nöthig ſeyn ſollen.

Die Anmerkung §. 7. berührt mit wenig Wörten die künſtliche Düngung, wohin der Herr Verfaſſer Teichſchlamm, Kalch, Mergel, Aſche, Hornſpäne, auch wohl Lohegerberſpäne rechnet. Wobei ich zu erinnern mich erkühne, daß die ausgebrauchte Lohe von den Gerbern, zwar in Miſtbetten, oder Kutſchen, friſch angewendet, auch zur Feurung mit Nutzen gebraucht werden könne, allein gähren und von der Säure befreiet werden müſſe, ehe man ſich ihrer mit Nutzen zur Düngung bedienen könne. Dieſemnächſt wünſchte ich, gebrannten Lehm, gebrannten Raſen, Gyps, und die Vermiſchung einander entgegengeſezter Erdarten, in die Klaſſe der künſtlichen Düngungsmittel aufgenommen zu ſehen.

Nachdem der Herr Verfaſſer den weiſen Rath gegeben, die überflüßigen Aecker, das heißt ſolche

die

die mit dem Viehſtand nicht in ein richtiges Verhältnis geſezt werden können, mit Unterthanen an. Ein und Ausländern zu beſetzen, ſo heißt er §. 15 **die auf die abzubauende Aecker zu legende Pacht muß mäßig ſeyn.**

In Anſehung der Mäßigkeit ſtimme ich von ganzem Herzen mit ein, allein ich zweifle ob es viel Menſchen geben möchte, die ſich auf eigene Koſten auf Grundſtücke etabliren wollen, die ſie nur **Pachtweiſe** beſitzen ſollen. Ich zweifle ferner, daß ein ſolcher kleiner Pachter eben die Verbeſſerungen, als ein anderer machen werde, dem der Hof zum Eigenthum übertragen iſt, und wovon er blos einen beſtändigen Erbzins erleget, folglich ſeinen Hof Jure emphytentico beſitzet. Ich zweifle ſogar ob ich auch des Herrn Verfaſſers, eigentliche Meinung, über dieſen Gegenſtand recht verſtanden habe. Soviel ſcheint mir bei allen meinen Zweifeln gewis zu ſeyn: Das die erbliche Ueberlaſſung der überflüßigen Grundſtücke, die Vortheile der Verpachtung weit überwiege, wenn aber der Beſitzer freier Rittergüter, einen Theil derſelben ſeinen neuen oder alten Unterthanen erblich überläßt, ſo kann und muß er es nicht anders thun, als unter gehöriger Verſicherung des Landesherren, daß belobte Güter niemals zur Contri-

bution gezögen, oder aus Ritter freien Grundſtücken in contribuable Bauergüter verwandelt werden ſollen.

§. 40. wird geſagt. In den Gegenden, wo die Bauren ihre Höfe als Erbgüter beſitzen, könnte auch durch die Vertheilung der Aecker befördert werden, daß künftig nicht blos ein Kind das Bauergut ererbte, ſondern ſolches unter 2 oder 3 nachdem es die Gröſſe deſſelben rathſam machte, vertheilet, und dadurch die Anzahl der Wirthe nach und nach vermehrt würde. Inſonderheit würde dieſes bei den ſtarken Bauergüter von vier und mehreren Höfen Platz greifen, und von groſſem Nutzen ſeyn können.

So vielen Beifall dieſer Vorſchlag verdienet, ſo gewis iſt es doch, daß er ſich nicht anders als mit Zufriedenheit der zu ſtark begüterten Bauren ausführen läſt, folglich bei dem bekannten Eigenſinn dieſer Geſchöpfe vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt. Am leichteſten glaube ich würde man belobten Endzweck bei ſolchen Bauren erreichen die mit Schulden beladen, und deren Höfe zum Concurs reif ſind, weil die Obrigkeit zur Bedingung machen könnte, daß bei der Verſteigerung der Hof getheilet, und an zwei oder drei be-

ſon-

ſondere Käufer gegen das höchſte Gebot käuflich überlaſſen werden ſollte. Der andere Fall: wenn jene Staaten, in welche jeder Menſch männlichen Geſchlechts ein gebohrner Soldat iſt, demjenigen, die Befreiung von Kriegesdienſten anböthen, welcher einen Theil des väterlichen Guts bewirthſchaften, und ſich darauf anbauen würde.

Die fünfte Abhandlung hat es mit dem Anbau und der Zubereitung der Cichorienwurzeln zu einem dem Caffe gleichkommenden Getränke zu thun. Der Herr Verfaſſer erzählt ſeine Wirkungen und Anbau treulich, die Erfahrung aber hat uns gelehrt, daß der Anbau und Genuß dieſer Wurzeln wenig Beifall gefunden, und wiederum in ſein voriges nichts zurückgefallen ſey, und zurück fallen müſſen, weil man die Cichorienwurzeln nicht mit Caffe vermiſcht, genoſſen. Gelbe oder Mohrrüben ſind wenigſtens in Anſehung der Geſundheit den Cichorien gleich zu ſchätzen, auch iſt ihr Anbau bekannter, leichter, und wohlfeiler, als der Cichorien, und wer einen Caffe halb von guten Caffebohnen, und zur andern Hälfte von würflich geſchnittenen, auf den Ofen gedörrten, wie Caffe geröſteten gelben Rüben bereitet, wird einen guten, wohlſchmeckenden, geſunden, ſelbſt die Kenner verführenden Caffe haben. Ich be-

diene mich deſſen ſeit einigen Jahren täglich zwei- mahl, er bekommt mir wohl, ſchmeckt ſehr gut, und braucht weniger Zucker als anderer Caffe. Viele meiner Freunde, die bei mir Rübencaffe getrunken, ſind meinem Beiſpiele mehr aus Geſchmack, als um etwas zu erſparen, gefolgt, und ich bilde mir ein, daß Beiſpiele, das wahre Mittel ſind, die Menſchen an Neuerungen zu gewöhnen; ſobald aber dem Menſchen befohlen wird, was er eſſen und trinken ſoll, ſo entſtehet ſehr natürlich Wiederwillen, und ſoviel möglich Uebertretung des Geſetzes. Ich mag dieſe Seite nicht weiter berühren, ſonſt ſich leicht beweiſen lieſſe, daß kein Regent den Gebrauch des Caffe mehr ausbreitet, als derjenige ſo die Menſchen zwingen will, ſich eines Getränkes zu enthalten, welches er doch ſelbſt mit vielem Geſchmack und in guten Ladungen genießt.

Die ſechſte Abhandlung lehret die Grundſätze welche bei der Zubereitung des Ackers zu beobachten, und vorauszuſetzen ſind. Ich finde dabei wenig zu erinnern; allein bei Anwendung der Grundſätze ſind mir einige Bedenklichkeiten aufgeſtoſſen.

§. 35. werden die Regeln des dicke- und dünne Säens feſtgeſezt und beſtimmt.

In

In einem magern Acker, heißt es, findet die Wurzel nur wenige Nahrungsſäfte, ſie muß daher mehreren Platz haben, um ſich auszubreiten, wenn ſie ſoviel Nahrungstheile, als zum Wachsthum der Pflanzen nöthig ſind, bekommen ſoll. In einem fetten und wohlgedüngten Acker hingegen trift die Wurzel in einem weit kleineren Platze eben ſo viele und noch mehrere Nahrungsſäfte, als in einem magern Boden an. Sie braucht daher ſich in demſelben nicht ſo weit auszubreiten. Liege tnicht hierin der allgemeine Grund, warum das Getreide in den fetten und bedüngten Aeckern dicker, als in den magern, geſäet werden müſſe?

Nicht der allgemeine Grund, ſondern das allgemeine, und alte Vorurtheil wird dem Herrn Verfaſſer Beifall zuwinken. Ich wenigſtens bin durch Vernunft und Erfahrung geleitet, gerade entgegenſezter Meinung, und der Herr Verfaſſer überhebt mich beinahe der Mühe ſeinen angeblichen Grundſatz zu wiederlegen, wenn er in den folgenden §. ſagt.

Es iſt zwar wahr, daß wenn auch in einem fetten Acker durch das dünne Säen den Wur-

zeln mehrerer Platz ſich auszubreiten, und die darin befindlichen Nahrungsſäfte an ſich zu ziehen gegönnet wird, das Getreide ſich ganz ausnehmend ſtändet, und eine Pflanze öfters 10 bis 20 Aehren in ihren Nebenſproſſen hervorbringt, folglich das dünne Säen eben ſowohl in den fetten als magern Aecker rathſam zu ſeyn ſcheinet, — — — — — Wenn man ſich jederzeit einer günſtigen Winter- und Frühlingswitterung verſichert halten könnte, ſo würde **das dünnere Säen, auch in den fetten und wohlbedüngten Aeckern mit Recht anzupreiſen ſeyn.** Allein wie ungewis dieſes iſt, und wie wenig man ſich darauf verlaſſen kann hat die Erfahrung von verſchiedenen aufeinander gefolgten Jahren gezeiget.

Was brauchen wir weiter für Zeugnis! darf man ſich denn in magern Aeckern mehr als in fetten auf günſtige Witterung verlaſſen? Sind aber beiderlei Aecker gleichen Zufällen blos geſtellt, ſo iſt nicht abzuſehen, warum in Anſehung der äuſſeren Zufälle, das in mageren Aeckern angeprieſene dünne Säen, in fetten Feldern verwerflich ſeyn könnte? Nunmehro will ich den Gegenſtand aus einem andern Geſichtspunkt betrachten. Unſer

ſer Lehrer verſichert, das Saamenkorn fände in fetten Aeckern an ſeinen Standort überflüßige Nahrung; wohingegen jenes dem ein magerer Boden zum Loos gefallen, ſeine Nahrung von weitem herbeiholen, oder ſeine Wurzeln weit ausbreiten, folglich auch mehr Raum als in fetten Erden haben müſſe; dieſer Saz iſt irrig, jedes geſunde Auge kann ſich davon überzeugen. Der Herr Verfaſſer ſelbſt verſichert, daß ein in guten Boden geſäetes Korn ſich beſtände, und 20 bis 30 Aehren darſtelle, allein er zeige einmal in einem ausgehungerten Sandboden ein Korn ſo mit 20 oder mehreren Fruchtähren pranget, wenn es auch noch ſo dünne geſäet iſt. Dieß iſt ein unumſtößlicher Erfahrungsſaz. Wer noch daran zweifeln kann, ziehe eine Staude Korn aus magerm Boden aus, er wird gewis keine weit ausgebreitete Wurzeln, ſondern ein mageres Ständchen, in fetten Aeckern aber, ein ſtarkes, ausgebreitetes Wurzelgewebe finden. Des Herrn Verfaſſers ſogenannter allgemeiner Grund iſt folglich ein Vorurtheil, welchem Erfahrung und Augenſchein widerſprechen. Es bleibt alſo dabei, daß man in guten und fetten Aeckern verhältnismäßig dünner, als in magern ſäen müſſe, damit in erſteren das Korn ſich beſtänden, mithin viele und lange Fruchtähren erzeugen könne, in lezteren aber, wo man

ein ſtarkes Beſtänden vergebens erwartet, dicker ſäen müſſe, damit der Acker doch bedecket werde, und die einzelnen ſchwachen Getreidehalme ſich aufrecht erhalten können.

Die äuſſeren günſtigen oder ungünſtigen Zufälle ſind freilich nicht in unſerer Macht, weder dickes, noch dünnes Säen, wird uns dagegen ſchützen; alles was menſchliche Vorſicht dabei thun kann, wird darin beſtehen, den zu beſäenden Acker nach ſeiner verſchiedenen Beſchaffenheit, regelmäßig zuzurichten, und reines Saamenkorn, welches nicht eher gedroſchen worden, als bis es völlig abgeſchwizt, und hart iſt, folglich in ſeinem Keimen, durch die ſchwere des Dröſchflegels nicht verlezt, und zum aufgehen ungeſchickt worden, zu ſäen.

Wenn aber der Herr Verfaſſer §. 37. ſagt:

Ein vernünftiger Landwirth hat auch daher bei Beſtimmung ſeiner Ausſaat hauptſächlich mit darauf Achtung zu geben, ob der zu beſäende Acker mehr oder weniger zum Unkraut geneigt ſey. Denn da dieſes weit ſchneller als das geſäete Getreide hervor wächſt, ſo nimmt es, wenn es wegen der dünne ſtehenden Pflanzen zuviel Platz hat, nicht allein die

die Oberfläche des Landes ein, und erſtickt zulezt die unter ihnen ſpäter nachkommenden Getreidepflanzen, ſondern raubt auch dem Acker die Nahrungsſäfte, die ſonſt den Pflanzen des Getreides zu Theil werden ſollten u. ſ. f.

So hat er überhaupt genommen Recht; und es iſt allerdings wahr, daß ein Acker mehr als ein anderer zum Gras und Unkraut erzeugen geneigt iſt; jedoch wird und kann dieſer Umſtand einen vernünftigen Landwirth keineswegs zum Bewegungsgrund dienen, den Acker ſtärker als es nöthig iſt, zu beſäen, ſondern er wird den etwanigen Unarten ſeines Ackers, durch öfteres Pflügen, und Eggen, auch durch das Ausjäten des Unkrauts abzuhelfen ernſtlich bedacht ſeyn.

§. 40 - 42. Macht unſer Lehrer dem Herren Pfarrer **Mayer** zu Kupferzell ein großes Compliment über die Erfindung eines ſouverainen Mittels zu Verbeſſerung aller Felder. Es beſtehet in einer ſchicklichen Vermiſchung mit entgegengeſezten Erdarten. Herr **Mayer** mein alter Freund, iſt zu beſcheiden, ſich für den Erfinder eines Verbeſſerungsmittels auszugeben, welches die Engländer ſchon lange mit dem beſten Erfolg ausge-

übet, welches die Franzoſen beſonders in der Provinz Anjou glücklich nachgeahmet, und ich ſelbſt vor 20 Jahren in dem erſten Bande meines Lehrbegriffs ſo ſehr empfohlen habe. Die Anwendung dieſes Mittels iſt auch bei weitem ſo beſchwerlich nicht, als es ſich der Herr Verfaſſer einzubilden ſcheint. Es kommt blos darauf an, daß jeder Beſitzer eines Landgutes, ſich den im erſten Bande meines Lehrbegriffs empfohlenen Engliſchen Erdbohrer anſchaffe, und ſeine Grundſtücke damit auf 10 ⸗ 20 Schuh tief unterſuche. Schwerlich, wenigſtens ſehr ſelten wird ſich in dergleichen Tiefe einerlei Erdart finden, ſobald man alſo eine der zu verbeſſernden Erdart entgegengeſetzte Erdart bemerket, kommt es ja blos darauf an, im Spatjahr nach aufgehörter Feldarbeit eine verhältnismäßige Anzahl Löcher auf das zu verbeſſernde Ackerſtück machen, die zur Verbeſſerung taugliche Erdſchicht zu Tage bringen, und den Winter über, jedoch wie länger wie beſſer an der Luft verwittern, und das Loch mit der oberen Erde wieder ausfüllen zu laſſen. Iſt nun die Erde hinlänglich verwittert, und mit wohlthuenden Nahrungsmitteln aus Sonne, Luft, Regen, Schnee u. ſ. f. geſchwängert, ſo breitet man mehrgedachte Erdhaufen auf den Acker auseinander, pflüget, und beſäet ihn, dies iſt der ganze und meines

Erach-

Erachtens auch auf groſſen Gütern anwendbare Proceß, des Verbeſſerungsmittels durch entgegengeſezte Erdarten.

Was ferner der Herr Verfaſſer §. 46 - 52. von einem ſeifenartigen Nahrungsſaft, von deſſen öhlichten und alkaliſchen Theilen ſagt, hat ſeine gute Richtigkeit, nur Schade daß er in der Anwendung ſeiner Grundſätze nicht eben ſo glücklich iſt. Hier iſt der Beweis.

> Eben aus dem Grunde, heißt es, daß bei einer gehörigen Bedüngung der Aecker denenſelben ſowohl öhlichte als ſalzigte Theile beigebracht werden müſſen, ergiebet ſich ganz offenbar, warum unter allen Düngungsarten, der von **allen Arten des Viehes** durch gehöriges Einſtreuen gemachte Miſt der vorzüglichſte ſey. **Denn der Koth des Viehes führet öhlichte Theile, der Urin deſſelben aber ein alkaliſches Salz** bei ſich — — — — — — — — — —
> Ferner iſt hieraus klar, warum der bloſſe Koth des Viehes, ohne daß er mit Urin vermiſcht iſt, nicht die gehörige Wirkung thun könne. Denn hierdurch bekömmt das Erdreich blos **Oehlichte, aber nicht ſalzige Theile.**

Es

Es iſt daher das fleißige Einſtreuen in den Ställen hauptſächlich deshalb eine ſehr vernünftige und nothwendige Sache, damit der Urin des Viehes dadurch zugleich aufgefangen, und nachdem er von dem eingeſtreuten Strohe gehörig imbibirt worden, bequem mit auf den Acker gebracht werden könne. Und wie unrichtig diejenigen verfahren, die den Urin des Viehes nicht in den Ställen leiden wollen, ſondern ihn wohl gar durch angelegte Rinnen abführen, fällt hieraus ebenfalls in die Augen.

Möchte der gelehrte Herr Verfaſſer mit der Scheidekunſt bekannt ſeyn, ſo würde er ohne Zweifel wiſſen, daß aller friſch gelaſſene Urin eines Menſchen oder Thieres, kein Alkali, ſondern nur dasjenige Mittelſalz unzerſtört enthalte, was der Menſch oder das Thier vermittels der genoſſenen Speiſen und Getränke zu ſich genommen hat. Dieſe faſt immer ſehr geringe Portion Salz erlaubet den mit wäßrigen öhlichten und irdiſchen Theilen beladenen Urin bald in eine faulende Gährung zu gerathen, und dadurch ein flüchtiges Alkali zu erzeugen. Dieſe in der Chymie, Erfahrung, und Geruch ſich gründende Wahrheit, beweiſet, daß der Urin kein Alkali enthalten, ſon-

dern

dern erſt durch die faulende Gährung alkaliſch wer- de, daß er keineswegs von Oehl entblößt, noch der Koth ohne ſalzige Theile ſey, und blos Oehle enthalte, folglich ohne Vermiſchung mit Urin kei- ne ſchickliche Düngung abgebe; zumalen wir ja Thiere haben, die niemals uriniren, und deren Koth gleichwohl unter ſicheren Umſtänden für- trefliche Dienſte leiſtet z. B. Hüner und Tauben- koth.

Bei ſo bekannten Umſtänden, bei welchen es ſich länger aufzuhalten, nicht der Mühe werth iſt, werden diejenigen Landwirthe zur Ungebühr geta- delt, welche den Urin aus den Ställen abführen, mithin verdienen nur ſolche Tadel, die den abge- führten Urin ohngenuzt in die Straſſen laufen laſſen. Wem iſt unbekannt, daß auch die Thiere die Reinlichkeit lieben, und dabei am beſten ge- deien, und warum ſollte nicht eben das, was bei Pferden durchgängig in Gebrauch iſt, auch beim Rindvieh anwendbar ſeyn? — Miſt der in eine faulende Gährung gerathen ſoll, kann dem Viehe unmöglich zuträglich ſeyn, und dieſe ſo nothwen- dige faulende Gährung gehet überdem weit ge- ſchwinder und vollkommner vor ſich, wenn öfters ausgemiſtet, der Miſt unter einen bedeckten Miſt- ſchoppen ſo wie ich ihn im Lehrbegriff vorgeſchla-

gen,

gen, gebracht, und mit faulendem Urin begoſſen oder feuchte erhalten wird.

Was endlich §. 56-58. geſagt und empfohlen worden, iſt an und für ſich ſehr wahr, jedoch muß man nicht mit andern groſſen Leuten auf das gegenſeitige Extremum fallen, und von Sonne, Regen, Luft, alles erwarten, und den Acker gar nicht düngen wollen.

Hiernächſt kann ich den Bauer nicht tadeln, der den Acker nicht ohne Unterlaß pflügen, ſondern behaupten will, er habe noch nicht gefaulet, denn in der Zwiſchenzeit zwiſchen jedem Pflügen, fault das untergepflügte Unkraut zumalen bei naſſer Witterung wirklich, wollte ich alſo unmittelbar nach dem erſten Pflügen das Zwote vornehmen, ſo wurde das Unkraut ſtatt zu faulen, wider oben kommen, und deſto freudiger wachſen.

Die ſiebente Abhandlung enthält Anmerkungen über die verſchiedene Pflugarten als den erſten zur Zubereitung des Ackers erforderlichen Geſchäften.

Gegenwärtige Abhandlung enthält manche Wahrheit, und viel nützliche Regeln, daher ich mit den Herren Verfaſſer, bis auf einige ſtrittige Punkte vollkommen einverſtanden bin.

§. 23.

§. 23-26. will bewieſen werden, daß es beſſer ſey, ſtatt der Zugochſen, Pferde zu halten. Ich bin unter gewiſſen Umſtänden gegenſeitiger Meinung. Ich werde unſers Autoris Gründe, und meine Gegengründe darlegen, und dem erleuchteten Publikum die Entſcheidung überlaſſen. Es wird behauptet:

1) daß ein guter beſpannter Pferdepflug eben ſoviel als zwei Ochſenpflüge, die nicht unterſpannt werden, verrichten könne.

Antwort: da bei den Pferden ein gut beſpannter Pflug angenommen wird, ſo muß ich auch gut beſpannte Ochſenpflüge vorausſetzen, und unter dieſen Umſtänden läugne ich, daß ein Pferdepflug zwei Ochſenpflügen gleich zu ſchätzen ſey, wenn ich ſchon einräume, daß ein Pferd gemeiniglich ſtärker als ein Ochſe fortſchreitet.

2) Da die Pferde einen ſtärkeren Schritt als Ochſen haben, ſo reiſſen ſie auch das Land, inſonderheit wenn der Boden etwas feſte iſt, beſſer durch, machen es folglich mürber.

Antwort: wenn das Pferd einen ſtärkeren, ſo hat der Ochſe einen gleicheren und ſanfteren Schritt, daher er beim Pflügen einen entſchiedenen Vorzug verdienet. Denn ſobald Steine, Wurzeln, oder andere Hinderniſſe in den Weg kommen, ſo läßt

der

der Ochſe nach, das Pferd aber reißt durch, und verurſacht dadurch das öftere aufenthalten, und ausbeſſern des Pfluges.

3) Die Ochſen ſind den ganzen Winter durch, nebſt den dazu beſtellten Leuten unnütze und zum Theil recht läſtige Kreaturen, denn wenn ſie auch an einigeu Orten zu Miſt- und andern kleinen Fuhren gebraucht werden wollen, ſo gehet es Theils damit langſam zu, theils muß man ihnen mehr Futter zuſetzen, als ihre Arbeit werth iſt.

Antwort: Ich läugne den ganzen mit nichts beſcheinigten Artikel. Man kann das ganze Jahr hindurch mit Ochſen Fuhren verrichten, und ſie bei Froſtwetter, ſo wie in verſchiedenen Staaten ſchon üblich, beſchlagen laſſen; allein man kann damit nicht extra Poſt fahren, noch ſchnelle Reiſen verrichten, dagegen aber nehmen ſie auch mit weit geringerem Futter als ein Arbeitspferd vorlieb. Will man endlich die Ochſen bei übler Witterung ruhen laſſen, ſo iſt doch nicht abzuſehen, warum die Ochſenknechte müßig gehen, oder läſtig ſeyn ſollten. Hat denn ein Landedelmann den Winter über, nicht zu dröſchen, Holz zu hauen, Heckerling zu ſchneiden, Wagenzeug auszubeſſern u. ſ. f.

3)

3) Die Unterhaltung der Pferde iſt nicht koſtbarer als der Ochſen ihre, weil man zu einer Beackerung die 20 Ochſen bedarf, nur 10 Pferde nöthig hat; weil ferner die Pferde ſich im Sommer mit der Ochſenweide behelfen, auch den Winter über, bei geringer und naher Arbeit, mit Ochſenfutter zurechte kommen.

Antwort: Ob überhaupt 1 Pferd ſoviel in der Pflugarbeit thut, als 20 Ochſen, gehört zu den unausgemachten Punkten, die hier folglich zu früh als Wahrheiten angenommen werden; und ob ich zwar einräume, daß eine elende Bauerkrake oft mit Ochſenfutter vorlieb nehmen muß, ſo iſt es doch ſehr übertrieben, dergleichen Misgeburth von Pferd zwei tüchtigen Ochſen gleich zu ſtellen. Pferde die nicht den Sommer über, Klee und Wicken, im Winter aber Körner bekommen, ſind in harter Arbeit, kaum einem tüchtigen wohlgewarteten Ochſen gleich zu ſtellen.

4) Wenn fleißig untergeſtreuet, und zu rechter Zeit ausgemiſtet wird, ſo wird man in der Menge des Miſts nichts verlieren, auch iſt er brauchbar und nützlich, ja in niedrigen Feldern iſt er dem Schaafmiſt gleich zu ſchätzen.

Antwort: Das einzige wahre an dieſem Artikel iſt, daß langer friſcher Pferdemiſt in kalten

Gründen, und naſſen Aeckern zu gewiſſen Zeiten gute Dienſte leiſte. Daß dahingegen der Pferde, gegen den Ochſenmiſt ſich überhaupt verhalte, wie Meißnerwein, gegen Champagner, bedarf keines Beweiſes.

Endlich thut der Herr Verfaſſer einen Vorſchlag zur Güte, bei welchem er den unerwieſenen Satz als wenn zwei Ochſen einem Pferde in der Arbeit gleich wären, annimmt, es iſt gut ihn ſelbſt zu hören.

Ehedem hatte ich 24 bis 26 Ochſen zu Beſtreitung meines unter dem Pfluge habenden Ackers nöthig. An deren ſtatt halte ich anizt 12 Zugpferde. Da ich von jeher ſtarke Kleekoppeln gehabt habe, ſo laſſe ich dieſe Pferde des Sommers gar nicht auf das Gras gehen, ſondern ſie mit purem Kleehechſel im Stalle füttern, und dabei jedem paar Pferde nicht mehr als eine Brandenburgiſche Metze hartes Futter aufmengen — — — — — Da ich ſolchergeſtalt die ganze Hütung, ſo vor dieſem den Zugochſen beſtimmt geweſen, übrig behalten, ſo habe ich um dieſe ebenfalls zu nutzen, die Anzahl meiner Kühe um 20 Stück vermehrt. Auf ſolche Art verliere ich

an

an der Düngung nicht allein nichts, ſondern ich kann auch den Pferdemiſt als ein offenbares Plus meiner Düngung anſehen. Der Vortheil, den ich von dem vermehrten Kuhſtande bei dieſer Einrichtung genieſſe, fällt von ſelbſt in die Augen, zumalen das Gras ſo vorhin die Ochſen bekommen, jederzeit das Beſte und nahrhafteſte ſeyn muſte, wovon nunmehr die an ihrer ſtatt angeſchaften Kühe ſehr reichliche und überflüßige Milch geben u. ſ. w.

Der Vorſchlag iſt nicht übel, doch laſſen ſich ein paar kleine Fehler, und ein wenig Sophiſterei, geübten Augen nicht verbergen.

1) Wozu war es nöthig den Klee in Heckerling zu verwandeln, und den Pferden hart Korn aufzumengen? In Kleeländern überläſt man den Pferden, mit ihren Zähnen den Klee in Heckerling zu verwandeln, und zu einer glücklichen Verdauung vorzubereiten, und hart Futter braucht ein Pferd beim Klee nicht, zumalen es ohne allen Nutzen iſt, weil es beim grünen den offnen Leib befördernden Futter unverdaut wieder fortgeht, wie die Excremente überzeugend beweiſen. Wenn

2) Unſer Lehrer den Ochſen ihre Hütung gelaſſen, den Pferdeankauf unterlaſſen, und dem vermehrten Kuhviehſtand die Kleckoppeln angewieſen hätte, ſo würde er ja auch ſeine Arbeit gethan erhalten, lauter Rindviehmiſt bekommen, und ſeine Einkünfte ebenfalls aus dem Kuhviehſtand, ungleich höher, als aus der ihnen eingeräumten Ochſenhütung vermehrt haben.

Zu guter Lezt ſollen auch die bekannten Viehſeuchen das Syſtem des Herrn Verfaſſers begünſtigen helfen. Zwei kleine Bemerkungen werden dieſen Unterſtützungsſatz entkräften, die Pferde ſind den Krankheiten, und Viehſterben, ebenfalls, obwohl nicht ſo allgemein, als ſeit 50 Jahren das Rindvieh unterworfen, und vermuthlich werden die ſtatt der Ochſen angekauften Kühe auch ſterblich ſeyn, ſollte ſich alſo dieſe unbeträchtliche Verſchiedenheit nicht allein dadurch ausgleichen laſſen, daß ein ausgedienter Ochſe fett gemacht, geſchlachtet, folglich Fett, Fleiſch, und Haut ſehr gut ins Geld geſezt werden könne, wohingegen ein alt Pferd das Eigenthum des Abdeckers iſt?

Es iſt Zeit auch meine Weisheit hören zu laſſen, und den Leſer mit einem andern Vorſchlag zu ermüden.

Je-

Jeder Beſitzer eines beträchtlichen Landgutes halte Pferde und Ochſen, erſtere zu Fuhren, die Geſchwindigkeit erfordern, leztere hauptſächlich zum Pflug, und zu Miſtfuhren. Er kaufe (wenn Gelegenheit und Umſtände günſtig) gegen das Frühjahr magere Ochſen mittlern Alters, verſehe mit ihnen ſeine Feldarbeit, widme die am wenigſten anſtändigen gegen den Herbſt zur Maſtung, theils zum Verkauf, theils zu eigener Conſumtion, und complettire abermals gegen folgenden Frühling ſeine Ochſenzahl, ſo wird wie ich mir einbilde, alles gut gehen, und dieſes das beſte Verhältnis ſeyn, welches ein Landwirth beim Zugviehe erwählen kann, inſofern nicht bei ihm eine vortrefliche Pferdezucht einzurichten, und er durch Stutereien und Folenzucht wichtige Vortheile zu erhalten moraliſch gewis ſeyn kann.

§. 28. Klagt der Herr Verfaſſer, daß ohngeachtet der Pflug einen tüchtigen Führer verlange; ſo ſähe man doch an vielen Orten Kinder von 12 Jahren hinter den Pflug gehen, welches er für ein ſichtbares Kennzeichen von dem Abnehmen des Nahrungsſtandes auf dem Lande hält, dabei verſichert, daß tüchtige Knechte und Mägde ſehr ſelten zu werden anfiengen.

So überzeugt ich von der Wahrheit und Wichtigkeit dieſer Beſchwerde bin, ſo zweifle ich doch daß des Herrn Verfaſſers Gegenmittel groſſe Wirkung thun werde. Er will, daß man die Mägde ſtatt der Knechte bei den Ochſenpflügen brauche. Der Vorſchlag iſt nicht neu, ich kenne Provinzen, wo man Mägde, alte Weiber, Kinder, Greiſe den Pflug führen ſiehet, ohne dem Endzweck Genüge zu thun. So lange man die Götter dieſer Erde nicht überreden kann, daß ſie dem kriegeriſchen Syſtem, dem Eroberungsgeiſte entſagen; den Menſchenhandel verabſcheuen, die Menſchendiebe als Straſſenräuber behandeln, und ihren Unterthanen Gelegenheit verſchaffen, ſich zu ernähren, und Ehen zu ſtiften, ſo lange, ſage ich, werden die Gewerbe ſchmachten, und arbeitende Menſchen immer ſeltener werden.

§. 31.-42. Wird vom tiefen und ſeichten pflügen gehandelt, und zugleich das Kretſchmarſche Ackerſyſtem geprüfet; wobei kleine Berichtigungen nicht überflüßig zu ſeyn ſcheinen.

Der Herr Verfaſſer verſichert, daß bei einem gemeinen, oder gewöhnlichen Acker es für das Getreide hinreichend, ja ſelbigem ſchädlich ſey wenn er tiefer als vier Zoll gepflüget werde, weil nach denen

von

von ihm angeſtellten Verſuchen, ſelbſt in dem fetteſten Boden die ſinkende Getreidewurzeln nur die Länge von 1 höchſtens 1½ Zoll erreichten. Da nun die Wurzel weiter keine Nahrungsſäfte an ſich nehmen, und der Pflanze zuführen könnte, als inſofern ſie von denſelben unmittelbar berührt werden könnte, ſo ſey es ein grober phyſikaliſcher Irrthum wenn man ſich einbilde, daß die Wurzel, die ſie nicht unmittelbar berührenden Nahrungsſäfte an ſich ziehen könne. Es ſey daher ein tiefer gepflügter Boden der Pflanze in Anſehung der Näſſe ſchädlich, denn da ſich das Waſſer vermöge ſeiner Schwere unterwärts ziehe, ſo würde die Oberfläche zu bald von dem empfangenen Regen entblößt, wie ſolches am Sande offenbar vor Augen liege. Endlich trage auch die bloſſe Feuchtigkeit wenn ſie nicht von der Sonnenwärme in Bewegung geſezt würde, zur Fruchtbarkeit nichts bei; folglich ſey dann ein tieferes Pflügen, nur in thonigen Feldern anzurathen, weil der Thon die Feuchtigkeit nicht paßiren lieſſe.

Ich geſtehe, dieſes Urtheil, von einem ſo erfahrnen Landwirth nicht erwartet zu haben. Denn ſo iſt es 1) ohne mich auf die anziehende Kraft der Wurzeln einzulaſſen, irrig, daß die Wurzeln aller Getreidepflanzen nur anderthalb Zoll tief in

die Erde dringen, wie der Augenſchein jeden fleißigen Beobachter lehret 2) kann der Herr Verfaſſer ſchwerlich eine Pflanze ausziehen, oder ausheben, ohne ihre zarte faſt unſichtbare Haarröhren, oder Wurzelchen zu beleidigen, oder ohne die zartſten in der Erde zu laſſen, folglich kann er auch nicht beſtimmen, wie tief die Haarfäſſerchen Nahrung ſuchen, und ſie den Wurzeln, in welche ſie gleichſam als in einen Ventil ſteigen, zuführen. 3) Wird jeder weiſe Landwirth, der die Brach- oder Ruhefelder abgeſchaft hat, einſehen, daß man um ergiebigere Erndten verſichert zu ſeyn mit den Fruchtarten abwechſeln, und bald ſolche die über ſich, bald andere die unter ſich wachſen, anbauen, folglich auch in allen Abſichten den Acker tiefer, als vier Zoll pflügen müſſe, im Fall der untere Boden nicht kieſigt oder ſonſt unartig iſt 4) iſt es falſch daß warme Witterung den Boden nur 4 Zoll tief erwärme, und fruchtbar mache, was würde aus unſerm Spargel, ja aus allen Wurzelgewächſen, und Baumarten werden, wenn die Fruchtbarkeit der Erde in ſo enge Gränzen eingeſchloſſen wäre? 5) iſt das zu Unterſtützung der gegenſeitigen Meinung vom Sande angeführte Beiſpiel übel angebracht. Der Sand verliert allerdings die Feuchtigkeit bald, oder läßt den Regen geſchwinde paßiren, keinesweges aber weil er

tief-

tief gepflüget, ſondern weil ſeine Theile wenig zuſammenhängend ſind, mithin den Regen gleichſam als durch ein Sieb paßiren laſſen. Haben wir nicht Sandgegenden genug die wenigſtens ſeit der Sündfluth weder tief noch ſeichte gepflüget worden, und gleichwohl die Feuchtigkeit nicht halten?

Beinahe ſchäme ich mich dieſen offenbaren Irthum umſtändlicher zu wiederlegen, und will daher nur noch einen flüchtigen Blick auf das Kretſchmarſche Ackerſyſtem werfen, welches der Herr Verfaſſer zwar ziemlich gut erklärt, jedoch ſich dabei einen offenbaren Irthum zu Schulden kommen laſſen, wenn er ſagt:

> Ich gebe zwar zu, daß der Kretſchmarſche Pflug, da er tiefer, als die bisher beackerte Oberfläche gehet, einſchneidet, ebenfalls einen Theil der ungebrauchten neuen Erde hervorbringe, und dieſes iſt die Urſach, warum in dem erſten Jahre, **wo ſich die hervorgebrachte neue Erde, ohne Vermiſchung auf der Oberfläche befindet, die Pflugart ſehr gute Wirkung thut**, und daher im Anfange, ehe man den Erfolg der übrigen Jahre einſehen können, vielen Beifall

gefunden hat. Wenn aber in dem folgenden Jahre der Acker wiederum auf Kretſchmarſche Art gepflüget wird, ſo iſt es gar natürlich, daß die hervorgebrachte neue Erde nunmehr wieder in die Tiefe, und ſtatt deſſen die vorige alte Erde zum Vorſchein kommt, folglich alsdenn der ſich im erſten Jahre gezeigte Nutzen nicht weiter zu erwarten ſtehe u. ſ. f.

Fürs erſte iſt es ja irrig, daß alle Jahr Kretſchmarſch oder doppelfurchig gepflüget werde, es muß nur alle drei Jahr geſchehen, folglich kommt alle drei Jahr neue Erde hervor, und die andere wird dagegen zur Ruhe gebracht. Wenn es ferner wahr iſt, wie der Herr Verfaſſer behauptet, daß dieſes tiefe Pflügen im erſten Jahre ſehr gute Wirkung thue, ſo kann es ja nicht wahr ſeyn, daß ein tieferes als 4 zölliges Pflügen der Fruchtbarkeit Nachtheil bringe, oder doch unnütz ſey. Uebrigens iſt es unerweislich, daß belobtes doppelfurchiges Pflügen, verdoppeltes Zugvieh erfordere. Nach der Regel wird der zu beſaamende Acker dreimal gepflüget, nach der Kretſchmarſchen Bauart iſt nur einmal, aber doppelfurchig zu pflügen. Ich räume ein, daß die untere Furche etwas ſchwerer heraufzuholen ſey, und ein Stück

Zug-

Zugvieh mehr erfordre, ſobald ich aber einmal doppelfurchig, gegen dreimal einfurchig balancire, ſo verſchwindet die angeblich verſchiedene Menge Zugvieh ohnfehlbar.

Das aber das doppelfürchige Pflügen welches Herr Kretſchmar nicht erfunden, ſondern nur erneuret hat, kein Glük gemacht, davon könnte ich wichtigere Urſachen angeben, wenn mein Plan weitläuftige Erklärungen geſtattete.

Die achte Abhandlung enthält wirthſchaftliche Gedanken von dem richtigen Gebrauch der Egge. Sie entſpricht der Aufſchrift aufs beſte, und finde ich dagegen nichts hauptſächliches zu erinnern.

Die neunte Abhandlung liefert wirthſchaftliche Gedanken von der Uhrbarmachung wüſter und unbebauter Aecker.

In dieſer langen Abhandlung herſchen ſehr vernünftige Raiſonements, und vortrefliche Lehren, jedoch auch einige Sätze, die theils Erläuterung, theils Berichtigung bedürfen; dieſe Sätze ſind es, die wir ſo kurz möglich berühren, die ganze Abhandlung aber denkenden Landwirthen beſtens empfehlen wollen.

§. 3. Und der dabei befindlichen Anmerkung ſtößt dem würdigen Herren Verfaſſer abermals

der

der Zweifel auf, ob die Erde von ihrem Eig
zum Wachsthum der Pflanzen hergebe,
ob ſie blos die Gebährmutter vorſtelle, u
Nahrung der Pflanzen lediglich aus Luft,
Schnee u. ſ. w. entſtehe. Er ſcheint an
von dem Grundſatz eingenommen zu seyn
die Erde mit ihren Theilen zum Wachsth
trage, und dieſe Idee findet er um ſo wah
licher, als bekanntlich eine zwei und mehrere
durchs rejolen aus der Tiefe herausgehoben
ohne vieles von den Einflüſſen aus der Lu
noſſen zu haben, die reichlichſten Erndten l

Ohne in den Streit der Naturkündige
dieſen Gegenſtand hinein zu gehen, will i
gelehrten Herren Verfaſſer nur bemerken n
daß ſeine Anmerkung in Anſehung des r
nicht beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Jede
weis, und der Herr Autor hat es ſelbſt g
daß die aus der Tiefe herausgeholte Erde e
Zeitlang an der Luft liegen, und verwittern
ſe, um ſie recht fruchtbar zu machen, worau
folget, daß dieſe rohe Erde zuforders du
Einflüſſe aus der Luft fruchtbar gemacht r
müſſe, und nichts anders vorzügliches geg
ausgebrauchte Erde beſitze, als eine gröſſer
reitwilligkeit die Nahrungsſäfte, in ihren

Zwiſchenräumen aufzunehmen, auch länger für Unkraut geſichert ſey, weil dergleichen Saamen in ihr noch nicht vorhanden iſt.

Auf ſo ſchwachen Gründen alſo, dieſer Beweis ruhet, ſo wenig läßt ſich doch die Gegenwart irdiſcher Partickeln in den Gewächſen läugnen. Die Aſche aller Vegetabilien beweiſet das Daſeyn irdiſcher Theile, und wo finden wir Waſſer, das nicht irdiſche Theile enthielte? Wenn alſo geſagt wird die Erde trüge nichts zum Wachsthum der Pflanzen bei, ſo muß man nur die grobe Erde darunter verſtehen; denn das Regenwaſſer, welches die ſalzigen und öhlichten Theile die es in der Erde findet, abwäſcht, und mit ſelbigen eine ſeiffenartige Materie formire, iſt ja mit irdiſchen Theilen geſchwängert, und wer weis nicht, daß man das Waſſer ſelbſt in einen feſten Körper verwandeln kann. Die ganze Differenz in den Ausdrücken, muß man alſo der Armuth unſerer Sprache zuſchreiben, ich aber will von dieſer den Landwirth nicht ſonderlich intereßirenden Materie abbrechen.

§. 16. 23. Wird der paradox ſcheinende Satz behauptet, daß die Aecker unſerer Zeit nicht mehr ſo ergiebig ſind, als in den Tagen unſerer Vorfahren. Zu Unterſtützung dieſes Satzes wird,

und zwar mit Wahrheit geſagt, daß man ehedem weniger Vieh gehalten, weniger Aecker angebauet, die künſtlichen Düngungsmittel aber gar nicht gekannt, gleichwohl wären die Getreidepreiſe nur ſeit 50 Jahren übers alterum tantum geſtiegen; da es nun eine ganz natürliche Regel ſey, daß bei viel gewonnenen Getreide die Preiſe niedrig, bei wenig gewonnenen aber hoch wären, ſo lieſſe ſich daraus der ſichere Schluß ziehen, daß zu den Zeiten unſerer Voraͤltern der Acker weit reichere Ernden geliefert habe; denn ob man zwar mit ſcheinbarem Grund eine ſtärkere Bevölkerung, und daraus erwachſende gröſſere Conſumtion einwenden könne, ſo wären doch die Menſchen nur aus einer Provinz in die andere gezogen, folglich hätte Deutſchland in der Totalität vor, wie nach gleich viele Einwohner. Hieraus nun will der Herr Verfaſſer ſchlieſſen, daß die erſchöpfte Kräfte des Erdreichs, die hauptſächlichſte Urſach der verminderten Fruchtbarkeit wären, und daß die Vorfahren auf wenigeren Aeckern dennoch mehr Getreide um deswegen erzeuget hätten, weil ſie nach dem dreiſigjährigen Kriege, faſt lauter ungebaute, und mit einer groſſen Menge neuer Nahrungsſäfte geſchwängerte folglich fruchtbarere Felder in Cultur zu ſetzen gehabt hätten; zu geſchweigen daß die dermalige geringere Fruchtbarkeit auch aus einigen neben

benurſachen z. B. groſſen und ungewöhnlichen Waſſerfluten, ungewöhnlicher Frühlingswitterung, herzuleiten ſey.

Weit entfernt den Satz zu beſtreiten, daß ein neuer oder viel Jahre hindurch unangebauter Acker eine vorzügliche Fruchtbarkeit beſitze, auch einige Jahre hindurch, und bis der Raſen verfault iſt, der Düngung nicht bedürfe, will ich nur bemerken, daß der gelehrte Herr Verfaſſer aus dieſem ſehr wahren Satz, unrichtige Folgen gezogen zu haben ſcheint.

Meines Ermeſſens haben die ſeit 40. - 50. Jahren ſo beträchtlich geſtiegenen Fruchtpreiſe ihren Urſprung theils in der ſtärkeren Bevölkerung, theils im Luxus, theils in unſerer fehlerhaften Münzverfaſſung. Denn wenn ich auch den uneingeſtandnen Fall annehmen wollte, daß unſere Aecker ſeit dem 30 jährigen Kriege ein ganz Drittel ihrer Fruchtbarkeit verlohren hätten, ſo iſt doch notoriſch, daß dermalen wenigſtens noch einmal ſoviel Aecker als damals in Cultur ſtehen, mithin auch nichts gewiſſer, als daß Deutſchland heute weit mehr Getreide erzeuge, als vor 100 Jahren.

Daß die Volksmenge in Deutſchland in einem Zeitraum von 100 Jahren beträchtlich zuge-

nommen habe, daran läßt ſich kaum zweifeln, wenn man erwäget, was für Bienenſchwärme von Franzoſen, Italiäner, Schweitzer u. ſ. w. ſich ſeitdem in Deutſchland niedergelaſſen haben; wenn man ferner in Betrachtung ziehet; daß man in verſchiedenen Staaten die Quellen der Erwerbungsmittel beträchtlich erweitert, und vermehret, mithin viel Menſchen veranlaßt habe, Ehen zu ſtiften, und Kinder zu zeugen; daß man von dem Vorurtheil zurück gekommen, geſchwängerte Weibesperſonen barbariſch zu behandeln, und dadurch den Kindermord zu befördern; daß man aufgehört unehlich gebohrne Kinder verwerflich zu halten, daß man Fündlings und Acouchirhäuſer erbauet, um arme Kindermütter zu unterſtützen, und andern die Mittel zu erleichtern, die Früchte ihrer Unenthaltſamkeit ohne erkannt zu werden, abzulegen; daß die Arznei und Heilungskunſt auf einen höheren Grad der Vollkommenheit geſtiegen, und dadurch vielen Menſchen das Leben erhalten, und andern verlängert worden; daß folglich dieſe ſo verſchiedene theils ſehr beträchtliche Menſchen Vermehrungsmittel, die zerſtörende Kriege, und Auswanderungen weit überwägen. Da nun bekannt, daß eine ſtarke Bevölkerung, auch hohe Fruchtpreiſe veranlaſſe, keinesweges aber, wie unſer Lehrer will, aus niedrigen Frucht-

prei-

preiſen, auf eine groſſe Fruchtbarkeit zu ſchlieſſen iſt, weil ſonſt das halb wüſte Polen auſſerordentlich fruchtbar, und das bevölkerte England ungemein unfruchtbar ſeyn müſte; ſo bleibt es auch eine unumſtösliche Wahrheit, daß Deutſchland einer ſtärkeren Bevölkerung, die erhöheten Fruchtpreiſe zum Theil zu verdanken habe.

Solchemnächſt wird man ſchwerlich dem Luxus die Geſchicklichkeit ſtreitig machen können, eine mitwirkende Urſach hoher Fruchtpreiſe zu ſeyn. Der Luxus verlangt Kutſchen- Reit, und Jagdpferde, Hunde, verſchnittene und unverſchnittne Sänger, Operiſten, Schauſpieler u. ſ. f. Alle dieſe zwei und vierbeinichte Geſchöpfe vermehren den Getreideaufwand, ein Aufwand der ſeit 100 Jahren weit übers alterum tantum geſtiegen iſt; kann man alſo läugnen, daß der Luxus den Getreideaufwand vermehre, folglich auch deſſen Preiſe erhöhe? Haben wir nicht Städte wo die Bürger noch vor 30 Jahren zu Fuſſe zu gehen verſtunden, und in welchen dermalen, der Kaufmann, der Fabrikant, ſich in Kutſchen mit Spiegelfenſtern und mit Sammt ausgeſchlagen, aus einem Hauſe ins andere ſchleppen läßt?

Daß übrigens unſer verderbtes Münzweſen allen Gewerben, folglich auch der Landwirthſchaft nach-

die Erde bringen, wie der Augenſchein jeden fleißigen Beobachter lehret 2) kann der Herr Verfaſſer ſchwerlich eine Pflanze ausziehen, oder ausheben, ohne ihre zarte faſt unſichtbare Haarröhren, oder Wurzelchen zu beleidigen, oder ohne die zarteſten in der Erde zu laſſen, folglich kann er auch nicht beſtimmen, wie tief die Haarfäſſerchen Nahrung ſuchen, und ſie den Wurzeln, in welche ſie gleichſam als in einen Ventil ſteigen, zuführen. 3) Wird jeder weiſe Landwirth, der die Brach- oder Ruhefelder abgeſchaft hat, einſehen, daß man um ergiebigere Erndten verſichert zu ſeyn mit den Fruchtarten abwechſeln, und bald ſolche die über ſich, bald andere die unter ſich wachſen, anbauen, folglich auch in allen Abſichten den Acker tiefer, als vier Zoll pflügen müſſe, im Fall der untere Boden nicht kieſigt oder ſonſt unartig iſt 4) iſt es falſch daß warme Witterung den Boden nur 4 Zoll tief erwärme, und fruchtbar mache, was würde aus unſerm Spargel, ja aus allen Wurzelgewächſen, und Baumarten werden, wenn die Fruchtbarkeit der Erde in ſo enge Gränzen eingeſchloſſen wäre? 5) iſt das zu Unterſtützung der gegenſeitigen Meinung vom Sande angeführte Beiſpiel übel angebracht. Der Sand verliert allerdings die Feuchtigkeit bald, oder läßt den Regen geſchwinde paßiren, keinesweges aber weil er

tief-

tief gepflüget, ſondern weil ſeine Theile wenig zuſammenhängend ſind, mithin den Regen gleichſam als durch ein Sieb paßiren laſſen. Haben wir nicht Sandgegenden genug die wenigſtens ſeit der Sündfluth weder tief noch ſeichte gepflüget worden, und gleichwohl die Feuchtigkeit nicht halten?

Beinahe ſchäme ich mich dieſen offenbaren Irthum umſtändlicher zu wiederlegen, und will daher nur noch einen flüchtigen Blick auf das Kretſchmarſche Ackerſyſtem werfen, welches der Herr Verfaſſer zwar ziemlich gut erklärt, jedoch ſich dabei einen offenbaren Irthum zu Schulden kommen laſſen, wenn er ſagt:

> Ich gebe zwar zu, daß der Kretſchmarſche Pflug, da er tiefer, als die bisher beackerte Oberfläche gehet, einſchneidet, ebenfalls einen Theil der ungebrauchten neuen Erde hervorbringe, und dieſes iſt die Urſach, warum in dem erſten Jahre, wo ſich die hervorgebrachte neue Erde, ohne Vermiſchung auf der Oberfläche befindet, die Pflugart ſehr gute Wirkung thut, und daher im Anfange, ehe man den Erfolg der übrigen Jahre einſehen können, vielen Beifall

gefunden hat. Wenn aber in dem folgenden Jahre der Acker wiederum auf Kretſchmarſche Art gepflüget wird, ſo iſt es gar natürlich, daß die hervorgebrachte neue Erde nunmehr wieder in die Tiefe, und ſtatt deſſen die vorige alte Erde zum Vorſchein kommt, folglich alsdenn der ſich im erſten Jahre gezeigte Nutzen nicht weiter zu erwarten ſtehe u. ſ. f.

Fürs erſte iſt es ja irrig, daß alle Jahr Kretſchmarſch oder doppelfurchig gepflüget werde, es muß nur alle drei Jahr geſchehen, folglich kommt alle drei Jahr neue Erde hervor, und die andere wird dagegen zur Ruhe gebracht. Wenn es ferner wahr iſt, wie der Herr Verfaſſer behauptet, daß dieſes tiefe Pflügen im erſten Jahre ſehr gute Wirkung thue, ſo kann es ja nicht wahr ſeyn, daß ein tieferes als 4 zölliges Pflügen der Fruchtbarkeit Nachtheil bringe, oder doch unnütz ſey. Uebrigens iſt es unerweislich, daß belobtes doppelfurchiges Pflügen, verdoppeltes Zugvieh erfordere. Nach der Regel wird der zu beſaamende Acker dreimal gepflüget, nach der Kretſchmarſchen Bauart iſt nur einmal, aber doppelfurchig zu pflügen. Ich räume ein, daß die untere Furche etwas ſchwerer heraufzuholen ſey, und ein Stück

Zug-

Zugvieh mehr erfordre, ſobald ich aber einmal doppelfurchig, gegen dreimal einfurchig balancire, ſo verſchwindet die angeblich verſchiedene Menge Zugvieh ohnfehlbar.

Das aber das doppelfürchige Pflügen welches Herr Kretſchmar nicht erfunden, ſondern nur erneuret hat, kein Glük gemacht, davon könnte ich wichtigere Urſachen angeben, wenn mein Plan weitläuftige Erklärungen geſtattete.

Die achte Abhandlung enthält wirthſchaftliche Gedanken von dem richtigen Gebrauch der Egge. Sie entſpricht der Aufſchrift aufs beſte, und finde ich dagegen nichts hauptſächliches zu erinnern.

Die neunte Abhandlung liefert wirthſchaftliche Gedanken von der Uhrbarmachung wüſter und unbebauter Aecker.

In dieſer langen Abhandlung herſchen ſehr vernünftige Raiſonements, und vortrefliche Lehren, jedoch auch einige Sätze, die theils Erläuterung, theils Berichtigung bedürfen; dieſe Sätze ſind es, die wir ſo kurz möglich berühren, die ganze Abhandlung aber denkenden Landwirthen beſtens empfehlen wollen.

§. 3. Und der dabei befindlichen Anmerkung ſtößt dem würdigen Herren Verfaſſer abermals

der

der Zweifel auf, ob die Erde von ihrem Eigenthum zum Wachsthum der Pflanzen hergebe, oder ob ſie blos die Gebährmutter vorſtelle, und die Nahrung der Pflanzen lediglich aus Luft, Regen Schnee u. ſ. w. entſtehe. Er ſcheint auch hier von dem Grundſatz eingenommen zu ſeyn, daß die Erde mit ihren Theilen zum Wachsthum beitrage, und dieſe Idee findet er um ſo wahrſcheinlicher, als bekanntlich eine zwei und mehrere Schuh durchs rejolen aus der Tiefe herausgehobene Erde, ohne vieles von den Einflüſſen aus der Luft genoſſen zu haben, die reichlichſten Erndten liefere.

Ohne in den Streit der Naturkündiger über dieſen Gegenſtand hinein zu gehen, will ich dem gelehrten Herren Verfaſſer nur bemerken machen, daß ſeine Anmerkung in Anſehung des rejolens nicht beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Jedermann weis, und der Herr Autor hat es ſelbſt geſagt, daß die aus der Tiefe herausgeholte Erde erſt eine Zeitlang an der Luft liegen, und verwittern müſſe, um ſie recht fruchtbar zu machen, woraus denn folget, daß dieſe rohe Erde zuforders durch die Einflüſſe aus der Luft fruchtbar gemacht werden müſſe, und nichts anders vorzügliches gegen die ausgebrauchte Erde beſitze, als eine gröſſere Bereitwilligkeit die Nahrungsſäfte, in ihren leeren

Zwi-

Zwiſchenräumen aufzunehmen, auch länger für Unkraut geſichert ſey, weil dergleichen Saamen in ihr noch nicht vorhanden iſt.

Auf ſo ſchwachen Gründen alſo, dieſer Beweis ruhet, ſo wenig läßt ſich doch die Gegenwart irdiſcher Partickeln in den Gewächſen läugnen. Die Aſche aller Vegetabilien beweiſet das Daſeyn irdiſcher Theile, und wo finden wir Waſſer, das nicht irdiſche Theile enthielte? Wenn alſo geſagt wird die Erde trüge nichts zum Wachsthum der Pflanzen bei, ſo muß man nur die grobe Erde darunter verſtehen; denn das Regenwaſſer, welches die ſalzigen und öhlichten Theile die es in der Erde findet, abwäſcht, und mit ſelbigen eine ſeiffenartige Materie formire, iſt ja mit irdiſchen Theilen geſchwängert, und wer weis nicht, daß man das Waſſer ſelbſt in einen feſten Körper verwandeln kann. Die ganze Differenz in den Ausdrücken, muß man alſo der Armuth unſerer Sprache zuſchreiben, ich aber will von dieſer den Landwirth nicht ſonderlich intereßirenden Materie abbrechen.

§. 16. 23. Wird der paradox ſcheinende Satz behauptet, daß die Aecker unſerer Zeit nicht mehr ſo ergiebig ſind, als in den Tagen unſerer Vorfahren. Zu Unterſtützung dieſes Satzes wird,

und

und zwar mit Wahrheit geſagt, daß man ehedem weniger Vieh gehalten, weniger Aecker angebauet, die künſtlichen Düngungsmittel aber gar nicht gekannt, gleichwohl wären die Getreidepreiſe nur ſeit 50 Jahren übers alterum tantum geſtiegen; da es nun eine ganz natürliche Regel ſey, daß bei viel gewonnenen Getreide die Preiſe niedrig, bei wenig gewonnenen aber hoch wären, ſo lieſſe ſich daraus der ſichere Schluß ziehen, daß zu den Zeiten unſerer Voraltern der Acker weit reichere Erndten geliefert habe; denn ob man zwar mit ſcheinbarem Grund eine ſtärkere Bevölkerung, und daraus erwachſende gröſſere Conſumtion einwenden könne, ſo wären doch die Menſchen nur aus einer Provinz in die andere gezogen, folglich hätte Deutſchland in der Totalität vor, wie nach gleich viele Einwohner. Hieraus nun will der Herr Verfaſſer ſchlieſſen, daß die erſchöpfte Kräfte des Erdreichs, die hauptſächlichſte Urſach der verminderten Fruchtbarkeit wären, und daß die Vorfahren auf wenigeren Aeckern dennoch mehr Getreide um deswegen erzeuget hätten, weil ſie nach dem dreiſſigjährigen Kriege, faſt lauter ungebaute, und mit einer groſſen Menge neuer Nahrungsſäfte geſchwängerte folglich fruchtbarere Felder in Cultur zu ſetzen gehabt hätten; zu geſchweigen daß die dermalige geringere Fruchtbarkeit auch aus einigen ne-

beurſachen z. B. groſſen und ungewöhnlichen Waſſerfluten, ungewöhnlicher Frühlingswitterung, herzuleiten ſey.

Weit entfernt den Satz zu beſtreiten, daß ein neuer oder viel Jahre hindurch unangebauter Acker eine vorzügliche Fruchtbarkeit beſitze, auch einige Jahre hindurch, und bis der Raſen verfault iſt, der Düngung nicht bedürfe, will ich nur bemerken, daß der gelehrte Herr Verfaſſer aus dieſem ſehr wahren Satz, unrichtige Folgen gezogen zu haben ſcheint.

Meines Ermeſſens haben die ſeit 40. ſ 50. Jahren ſo beträchtlich geſtiegenen Fruchtpreiſe ihren Urſprung theils in der ſtärkeren Bevölkerung, theils im Luxus, theils in unſerer fehlerhaften Münzverfaſſung. Denn wenn ich auch den uneingeſtandnen Fall annehmen wollte, daß unſere Aecker ſeit dem 30 jährigen Kriege ein ganz Drittel ihrer Fruchtbarkeit verlohren hätten, ſo iſt doch notoriſch, daß dermalen wenigſtens noch einmal ſoviel Aecker als damals in Cultur ſtehen, mithin auch nichts gewiſſer, als daß Deutſchland heute weit mehr Getreide erzeuge, als vor 100 Jahren.

Daß die Volksmenge in Deutſchland in einem Zeitraum von 100 Jahren beträchtlich zuge-

nommen habe, daran läßt ſich kaum zweifeln, wenn man erwäget, was für Bienenſchwärme von Franzoſen, Italiäner, Schweitzer u. ſ. w. ſich ſeitdem in Deutſchland niedergelaſſen haben; wenn man ferner in Betrachtung ziehet; daß man in verſchiedenen Staaten die Quellen der Erwerbungsmittel beträchtlich erweitert, und vermehret, mithin viel Menſchen veranlaßt habe, Ehen zu ſtiften, und Kinder zu zeugen; daß man von dem Vorurtheil zurück gekommen, geſchwängerte Weibesperſonen barbariſch zu behandeln, und dadurch den Kindermord zu befördern; daß man aufgehört unehlich gebohrne Kinder verwerflich zu halten, daß man Fündlings und Acouchirhäuſer erbauet, um arme Kindermütter zu unterſtützen, und andern die Mittel zu erleichtern, die Früchte ihrer Unenthaltſamkeit ohne erkannt zu werden, abzulegen; daß die Arznei und Heilungskunſt auf einen höheren Grad der Vollkommenheit geſtiegen, und dadurch vielen Menſchen das Leben erhalten, und andern verlängert worden; daß folglich dieſe ſo verſchiedene theils ſehr beträchtliche Menſchen Vermehrungsmittel, die zerſtörende Kriege, und Auswanderungen weit überwägen. Da nun bekannt, daß eine ſtarke Bevölkerung, auch hohe Fruchtpreiſe veranlaſſe, keinesweges aber, wie unſer Lehrer will, aus niedrigen Frucht-

prei-

preiſen, auf eine groſſe Fruchtbarkeit zu ſchlieſſen iſt, weil ſonſt das halb wüſte Polen auſſerordentlich fruchtbar, und das bevölkerte England ungemein unfruchtbar ſeyn müſte; ſo bleibt es auch eine unumſtösliche Wahrheit, daß Deutſchland einer ſtärkeren Bevölkerung, die erhöheten Fruchtpreiſe zum Theil zu verdanken habe.

Solchemnächſt wird man ſchwerlich dem Luxus die Geſchicklichkeit ſtreitig machen können, eine mitwirkende Urſach hoher Fruchtpreiſe zu ſeyn. Der Luxus verlangt Kutſchen= Reit, und Jagdpferde, Hunde, verſchnittene und unverſchnittne Sänger, Operiſten, Schauſpieler u. ſ. f. Alle dieſe zwei und vierbeinichte Geſchöpfe vermehren den Getreideaufwand, ein Aufwand der ſeit 100 Jahren weit übers alterum tantum geſtiegen iſt; kann man alſo läugnen, daß der Luxus den Getreideaufwand vermehre, folglich auch deſſen Preiſe erhöhe? Haben wir nicht Städte wo die Bürger noch vor 30 Jahren zu Fuſſe zu gehen verſtunden, und in welchen dermalen, der Kaufmann, der Fabrikant, ſich in Kutſchen mit Spiegelfenſtern und mit Sammt ausgeſchlagen, aus einem Hauſe ins andere ſchleppen läßt?

Daß übrigens unſer verderbtes Münzweſen allen Gewerben, folglich auch der Landwirthſchaft nach-

theilig ſey, und in allen möglichen Artikeln Preiß-erhöhungen bewirke, folglich auch groſſen Einflus auf die Getreidepreiſe habe, davon werden die Leſer zu lebhaft überzeugt ſeyn, als daß ich den Beweis von dieſer traurigen Wahrheit zu übernehmen nöthig haben ſollte.

§. 30. Macht mir der würdige Herr Verfaſſer ein groß Compliment über meinen im Lehrbegriff gethanen Vorſchlag ein gerechtes Verhältnis zwiſchen den verſchiedenen Grundſtücken einzuführen, jedoch äuſſert er dabei eine Bedenklichkeit, die ich in ſeinen eigenen Worten aufs Papier werfen will.

Ich glaube aber nicht (heißt es) daß der Herr Verfaſſer hierbei auf den auswärtigen Holzhandel, und den dadurch für das allgemeine Beßre erwachſenden Vortheil, welcher, das Holz mag beiſammen oder vertheilt ſtehen, niemals ausbleiben wird, Rückſicht genommen habe. Sein Endzweck gehet nur auf ein richtiges Verhältnis zwiſchen Acker und Waldung, inſoweit dieſe zur Landesconſumtion nöthig iſt. So prächtig im übrigen dieſer Vorſchlag lautet, und ſo vernünftig er auch, wenn man ihn nicht blos

theo-

theoretiſch anſiehet, an und vor ſich ſelber iſt, ſo würden ſich doch bei deſſen wirklicher Ausführung Schwierigkeiten in Weg legen; welche deſſen Wirklichkeit, mehr ſchädlich als nützlich machen möchten. In Gegenden, wo man kein Holz, ſondern nichts als Ackerbau antrift, iſt der Boden gemeiniglich vorzüglich fruchtbar, und das Land vor andern bevölkert. In Gegenden hingegen, wo groſſe Wälder angetroffen werden, findet man hievon gerade das Gegentheil. Wenn nun in jenen Gegenden auf den fruchtbaren Feldfluren Holz und Waldung angeleget, in dieſen aber die Menge des unfruchtbaren Bodens vermehrt werden ſollte; ſo iſt offenbar, daß dadurch die Totalität des Ackerbaues im ganzen Lande gar ſehr leiden, und das richtige Verhältnis eher verrückt, als wieder hergeſtellt werden würde.

Fürs erſte muß ich dem Herrn Verfaſſer im ertrauen ſagen, daß ich zwar unter gewiſſen nſtänden einem Privat-Gutsbeſitzer den aus-irtigen Holzverkauf zuträglich finde mich aber ht überwinden kann, ihn mit dem Herrn erfaſſer, für einen das allgemeine Beſte be-dernden Gegenſtand zu halten.

Ein Staat der die Bevölkerung zu erhöhen, Feuerfreſſende Fabriken, Berg- und Schmelzwerke anzulegen, oder die vorhandenen zu erweitern, und zu verbeſſern beabſichtet, der ferner Schiffart hat, oder dergleichen einzurichten hoffen kann; handelt wie ich glaube, dem allgemeinen Beſten gerade zu entgegen, wenn er ſein Holz an Auswärtige verkauſt, weil er dem fremden Staat es dadurch möglich macht, eine ſtärkere Bevölkerung zu haben, als er ſonſt nach dem Umfang ſeines Territoriums haben könnte; und weil er ſich zugleich dadurch die Hände bindet, alle mög iche Erwerbsquellen zu eröffnen, und aller der Vortheile zu genieſſen welche die Natur, und die Lage des Landes ihm zugedacht hat.

Die Grenzen dieſer Schrift verbieten umſtändlichere Erklärungen, und ein etwas geübtes Auge, ſiehet von ſelbſt daß ſich das Intereſſe des Staats oder das Beſte des gemeinen Weſens bei dem vor Augen habenden Gegenſtand, in verſchiedenen Abſichten, mit dem Intereſſe des Holzbeſitzers durchkreutzen könne, und der Staatswirth zum öftern ſchuldig ſeyn werde, den Verkaufstrieb der Herren Gutsbeſitzer zu mäßigen, und zum Beſten des Ganzen zu lenken.

Die

Die Schwierigkeiten ſo demnächſt unſer Lehrer bei Ausführung meines Vorſchlages findet, haben einen bloſſen Misverſtand zum Grunde. Wo habe ich verlanget, daß man in bevölkerten Staaten die beſten Kornäcker in Wälder verwandeln, und in andern die Menge unfruchtbarer Felder vermehren ſolle? Haben denn aber alle wohlbevölkerte Gegenden in ihrem ganzen Umkreiſe, vorzüglichen Getreideboden? Hat z. B. bei Berlin die Gegend der Charite, und des Invalidenhauſes, und ſo bis Tegel fort einen vorzüglichen Getreide oder einen trocknen Sandboden? Sollte ſich dieſes Sandmeer ich frage jeden Forſtverſtändigen auf ſein Gewiſſen, nicht beſſer zum Holz- als zum Getreidebau geſchickt haben? Sollte der Holzanbau dem gemeinen Weſen nicht vortheilhafter ſeyn, als der erzwungene Getreidebau. Werfe ich nun einen flüchtigen Blick auf Wien, und ſehe den unüberſehlichen Moraſt bei Mannerſtorf ohne alle Cultur, und die Ebenen bei Lachſenburg u. ſ. w. unterm Pflug, überrechne dagegen die Volksmenge in Wien, die hohen Holzpreiſe, und die Verlegenheit das Holz von Auswärtigen zu kaufen, ſo ſtehet mein ökonomiſcher Verſtand auf einmal ſtille. Hätte ich vorgeſchlagen die Ebenen bei Strelen, Breßlau, Schweidnitz u. ſ. f. dem Holzanbau, und die Sandſchellen im ſogenannten Knö-

dellande dem Getreidebau zu widmen; ſo würde ich den Tadel des mir ungemein ſchätzbaren Herren Verfaſſers in voller Maſſe verdient haben; da er aber blos das Geſpenſt ſeiner eigenen Einbildungskraft vor Augen gehabt, ſo will ich ſelbiges nicht vertheidigen, ſondern meine Blicke auf §. 58. richten, wo vom Nutzen der Erbpachten zu ſprechen, verſichert wird.

Unſer Lehrer hält die Erbpacht für eines der bequemſten Mittel den Eigenthümern einen beſtimmten Genuß ihres Eigenthums zu verſchaffen, zugleich auch den Pächtern einen immerwährenden Beſitz der in Pacht genommenen Grundſtücke zu verſichern. Er hat alle Vortheile ſo aus belobter Einrichtung nur immer zu erwarten ſtehen, treulich erzählt, und man muß geſtehen, daß dieſe Einrichtung ſich von einer Seite betrachtet, gar ſehr empfehle; allein man hätte nicht vergeſſen ſollen, auch die gewöhnlichſten Mängel der Erbpacht aufzudecken.

Ich will nur einige berühren. Fürs erſte kann der bedungene Pacht durch das Steigen oder Fallen des Werths der Produkte das Verhältnis ungemein verlieren, und wenn man auch den Zins in Körnern annehmen wollte, ſo entſtehen doch aus

der

der Landwirthſchaft noch viel andere Produkten, die in natura abzureichen nicht ſchicklich, noch dem Eigenthümer anſtändig ſeyn würden. Ferner kann Niemand Bürgſchaft leiſten, daß die Kinder eines guten Haußhalters in des Vaters Fußtapfen treten, oder eben ſo gut Hauß halten werden, wodurch alſo der Eigenthümer in Gefahr geräth ſein Gut alteriorirt zu ſehen. Weiter kann der Erbpächter weder das Vermögen haben, die dem Gute nöthige Meliorationes zu beſtreiten, oder es kann ihm an Einſichten gebrechen, den beſten Weg zu erwählen. Dieſe und viel andere Schwierigkeiten ſcheinen der Erbpacht einen groſſen Theil ihrer Annehmlichkeit zu benehmen; ich wenigſtens werde allemal der Zeitpacht den Vorzug geben, jedoch die Vertheilung der Grundſtücke an Unterthanen die ſich aus eigenen Mitteln etabliren, folglich mehr Sicherheit, als ein bloſſer Pachter leiſten, für den vorzüglichſten Benutzungsweg, wenn auch nicht allezeit für den Gutsbeſitzer, gleichwohl unter allen möglichen Umſtänden für den Staat halten.

Vom 59ten bis 68ten §. erklärt ſich der Herr Verfaſſer deutlicher. Er verſtehet unter Erbpacht, das was man ſonſt Erbzinsgüter (bona emphytentica) zu nennen pflegt, er will daß die Feldgü-

ter der Städte in kleinen Portionen dergleichen Erbzins Leuten eingethan, und denen dermahligen Eigenthümern dagegen, der Erbzins zugetheilet werden ſolle. Er hat ſehr gut bewieſen, daß der Ackerbau mit Handwerkern nicht wohl zuſammen beſtehe, und eines dieſer Gewerbe, oft alle beide offenbar darunter litten, und er verlangt, daß die Landwirthſchaft blos von ſolchen Perſonen betrieben werde, welche ſich derſelben ganz eigentlich widmen.

Meine Schriften beweiſen, daß ich ſchon lange der nemlichen Meinung bin, blos in den Mitteln dieſen Endzweck zu erreichen, weichen wir von einander ab. Der Herr Verfaſſer ſagt:

> Man laſſe die Städtiſchen Ackerſtücke durch vernünftige und erfahrne Leute würdigen, und nach dieſer Würdigung beſtimme man eine billige Erbpacht. Man theile nachher die bei den Städten befindliche Feldfluren unter geſchickte und Ackerbau verſtändige Coloniſten ein; ſo wird man auf dieſe Weiſe mit der größten Bequemlichkeit auf den meiſten Städtiſchen Feldmarken 3 bis 4 der beſten und einträglichſten Colonie Dörfer anzulegen im Stande ſeyn u. ſ. f.

Der Herr Verfaſſer fühlt einen Theil der Schwierigkeiten die ſeinem Vorſchlage im Wege ſtehen, und ſagt daher in den Noten zu obigem §.

> Bei dieſer Einrichtung würde freilich die Unbequemlichkeit entſtehen, daß nicht ein jeder Eigenthümer ſeinen eigenen Erbpächter bekommen könnte. Denn da bei der jetzigen alten Einrichtung, die Ackerſtücke in alle drei Felder vertheilt liegen, ſo iſt es unmöglich, daß ein Erbpächter nur eines Eigenthümers Acker allein bekommen könnte, wenn der ihm zugetheilte beiſammen liegen ſoll.
>
> Allein dieſe Schwierigkeit würde durch Errichtung einer allgemeinen Ackerbaukaſſe gar leicht zu heben ſeyn. Die ſämmtliche Erbpacht aller auf der Städtiſchen Feldmark angeſetzten Coloniſten müſten in dieſe Kaſſe zuſammenflieſſen, und aus derſelben einem jeden Eigenthümer nach dem Verhältnis ſeiner Ackerſtücke ſein Antheil ausgezahlt werden u. ſ. w.

Ich zweifle keinen Augenblick an der Möglichkeit die Sachen vorgeſchlagener maſſen einzurichten; allein die natürliche Freiheit der Menſchen ſcheint dabei ins Gedränge zu kommen, auſſerdem

haben nicht alle Regenten, weder die Macht noch das Recht das Eigenthum freier Bürger ſo willkührlich zu behandeln.

Mir hat es daher nöthig und billig geſchienen, einen ſanfteren jedoch dem Endzweck gemäſſen Weg einzuſchlagen, und in meiner Policeiwiſſenſchaft verlangt, daß alle ſteuerbare Grundſtücke von Perſ.nen bewirthſchaftet werden ſollten, die dem Endzweck Genüge zu thun vermöchten, und auf ihren Gütern wohnten, jedoch habe ich von der Regel die Meyerhöfe bemittelter Bürger in der Nachbarſchaft groſſer Städte, nicht weniger die Grundſtücke der Bierbrauer und Brantweinbrenner ausgenommen, auch den Antrag gethan, dieſen Endzweck durch unmerklichen Zwang dergeſtalt zu befördern, daß man von allen ſo contribuable Höfe beſäſſen, oder noch an ſich zu bringen gedächten, gleichwohl beſagte Güter weder ſelbſt bewohnen und bewirthſchaften könnten, oder ſolches auch nicht thun wollten, eine doppelte Steuer ſo lange erhöbe, bis ſie durch dieſe ſtarke Aderlaſſe vermocht werden möchten, ihre Grundſtücke ſolchen Leuten zu verkaufen, die ſelbige ſelbſt zu bewirthſchaften Luſt, und Geſchick hätten.

Der

Der Leſer mag urtheilen, welcher von obigen Vorſchlägen, am zweckmäßigſten und freien Menſchen am anſtändigſten ſey.

§. 72. Wird verlangt daß auch die Pfarreiäcker mit Coloniſten beſezt, und in Erbpacht gethan werden ſollen. Da ich ganz entgegengeſezter Meinung bin, und die Herren Dorfpfarrer für die ſchicklichſten Werkzeuge zu Verbeſſerung der Ackercultur, und zu Policeiinſpektoren auf dem Lande halte, ſo iſt es billig daß ich des Herrn Verfaſſers und meine Gründe zur Prüfung darſtelle, und dem vernünftigen Publikum die Entſcheidung überlaſſe. Unſer Lehrer ſagt.

> Ich ſehe voraus, daß ich mir dieſerhalb den Zorn der Herren Geiſtlichen über den Hals bringen werde. Ich fürchte mich in der That vor ihrem Bannſtrahl, und möchte ſie dahero nicht gern erzürnen. Allein, der Wahrheit zu Liebe, muß ich aufrichtig geſtehen, daß die Ackerwirthſchaften bei den Herren Geiſtlichen nicht in rechten Händen ſind, ſondern ſie zum Beſten des allgemeinen Weſens weit gemeinnütziger gemacht werden können. Die Herren Prediger müſſen den geiſtlichen, nicht aber den weltlichen Acker bearbeiten, und

die vernüftigen unter ihnen geſtehen gar gern, daß der eigene Betrieb des Ackerbaues eine groſſe Hindernis ihres Amts ſey, und deſſen unausbleibliche Vernachläßigung nach ſich ziehe. Sie werden es mir daher, nach dem Geſtändnis ihrer eigenen redlichen und aufrichtigen Mitbrüder, nicht verargen, wenn ich ſie in dieſer Abſicht mit den Profeßioniſten in den Städten in eine Klaſſe ſetze. Das, niemand kann zween Herren dienen, ſollte ihnen billig ſtets im Gedächtnis ſchweben, und ſie dadurch von ſelbſt von dem eigenen Betrieb der Ackerwirthſchaft zurück gehalten werden, umſomehr als ihr würdiges Amt von ſolcher Wichtigkeit iſt, daß auch die geringſte Vernachläßigung deſſelben, wo nicht bei Menſchen, doch gewis bei dem allwiſſenden Gott, die ſchwerſte Verantwortung nach ſich ziehet.

Wenn es wahr iſt, daß die Landwirthſchaft, die Säugamme der Staaten, der Grundſtein ihrer Macht, ihrer Stärke, ihrer Dauer, ihrer Glückſeligkeit iſt; ſo kann ja eine weiſe Regierung nichts angelegentlicheres haben, als die ausgeſuchteſte Mittel anzuwenden, um die Landwirthſchaft auf den möglichſt höchſten Grad der Vollkommenheit zu bringen.

Un-

Unter denen dahin führenden Mitteln, gebühret leuchtenden Beiſpielen und ſo fleißigen als geſchickten Wegweiſern der erſte Platz. Der gemeine Landmann iſt nicht zu Erfindungen, wohl aber zur Nachahmung aufgelegt, von wem aber ſoll er gute Beiſpiele ſehen, von wem ſoll er die Probe haltende Verbeſſerungen lernen? Vielleicht von den Landjunkern, oder von den weltlichen Beamten? Allein wie wenig deutſche Edelleute bemühen ſich doch praktiſche Landwirthe zu werden? Das Kriegeshandwerk, der geiſtliche Stand, das Hofleben hat unüberwindliche Reitze für dieſe Säulen der Staaten. Hefte ich meine Blicke auf die Juſtitzbeamte, ſo werde ich einen groſſen Schwarm von Menſchen gewahr, die verdammt ſind, eine groſſe Menge wiederſinniger Gewohnheiten, und unverſtändlicher Geſetze auszulegen, und auf die beſondere Fälle anzuwenden; überdem hat der Landmann wenig Vertrauen zu den Verbeſſerungsvorſchlägen der lateiniſchen Köche, er fürchtet vielmehr daß ſie ihm vergiftete Aepfel in goldenen Schalen vorſetzen. Ganz anders verhält es ſich mit den Dorfſeelen Hirten, dieſe ehrwürdige Männer wohnen unter den Landleuten, ſie haben Gelegenheit ſowohl die Feldfluren, als den Karakter ihrer Gemeinen kennen zu lernen. Ihr geiſtliches Amt ruft ſie zum öftern in die Hütten des Bauren,

ren, und verſchaft ihnen die ſchicklichſte Gelegenheiten, ſich mit ihrer Heerde von ökonomiſchen Nahrungszweigen zu unterhalten. Hat überdem der Herr Pfarrer eine vernünftig eingerichtete Landwirthſchaft, hat er mancherlei Verſuche, mit denen in ökonomiſchen Schriften vorgeſchlagenen Verbeſſerungsmitteln gemacht, ſo hat er auch die natürlichſten Mittel in Händen den Landmann für mislungenen Verſuchen zu warnen, und die wohlgerathenen zu empfehlen, auch die Behandlung faßlich, und den Nutzen überzeugend zu machen. Nicht zu gedenken, daß die Jugend dem Pfarrer bei der Vorbereitung zum Abendmahl beſonders in die Hände kommt, mithin ihm die bequemſte Gelegenheit verſchaft, dieſe junge allen Eindruck annehmende Seelen, nach ſeinen Abſichten zu lenken, ihre natürliche Wißbegierde zu befriedigen, und ſie ſowohl im geiſtlichen als im leiblichen aufzuklären.

Der Einwurf, daß die Landwirthſchaft den Pfarrer zu ſehr zerſtreue, und ihn von Ausübung ſeiner Berufspflichten abhalte, verdient kaum einer Wiederlegung. Der Apoſtel Paulus der an dem Seelenheil der Menſchen mehr gearbeitet, als ſich ein Geiſtlicher unſerer Zeiten rühmen kann, hatte doch noch Zeit übrig, ſich vom Teppich machen

chen zu ernähren, und wieviel Beiſpiele haben wir nicht von andern treuen und fleißigen Lehrern, welche nebſt ihren ordentlichen Berufsgeſchäften, die Landwirthſchaft getrieben, und die Menſchen theils durch ihr Beiſpiel, theils durch ihre Schriften aufgeklärt haben.

Wem iſt unbekannt daß der Müßiggang, der König unter den Laſtern, und die Landwirthſchaft ein Gegengift gegen das Laſter des Müßiggangs und deſſen abſcheuligen Folgen ſey, wie ſollte alſo dieſes unſchuldige und von den frömmſten Patriarchen ausgeübte Handwerk der Postoral würde nachtheilig ſeyn können?

Aus dem bisher erzählten ziehe ich den Schluß, es ſey wünſchenswürdig alle Pfarreien auf dem platten Lande mit Grundſtücken zu dotiren, und die Candidaten, ſie gehören zu welcher Gemeinſchaft ſie nur immer wollen, zu verpflichten, ſich neben ihrer Hauptwiſſenſchaft, auf die Landwirthſchaft, auf die ausübende Mechanik, und Phyſik zu legen, nichtweniger glaubwürdige Zeugniſſe von der in dieſen Fächern ſich zu eigen gemachten Geſchicklichkeiten vorzuzeigen, ehe ſie auf irgend eine Dorfpfarre Anſpruch machen dürfen.

Die

Die zehnte Abhandlung beſchenkt uns mit beyläufigen Gedanken von der Beſchaffenheit und rechtem Gebrauch aller, ſowohl gewöhnlichen, als ungewöhnlichen Düngungsarten.

§. 4. Heißt es, die Schäfereien koſten zu unſern Zeiten mehr, als ſie einbringen, und es wäre eine Thorheit ſie beizubehalten, wenn ſie nicht durch den Dünger nothwendig würden.

Dies mag vielleicht im ſogenannten Knöbellande, wo des würdigen Herren Verfaſſers Güter liegen, ſehr wahr ſeyn, allein daraus eine allgemeine Regel zu machen, möchte ich nicht gern verantworten.

§. 12, Wird von einer neuen Erfindung den Hortenſchlag und das Miſtmachen im Sommer mit einander zu verbinden, geſprochen. Man fährt das nöthige Streuſtroh ins Feld, und ſtreuet den Schaafen in den Horten unter. Mit Recht verwirft der Herr Verfaſſer dieſen Vorſchlag, er hat aber vergeſſen, oder vielleicht nicht gewußt, daß wenn man den gehorteten Acker dünne mit Erde beſtreue, wieder darauf horten, abermals Erde ſtreue, und damit stratum ſuper stratum ſo lange fortfahre bis der gehortete Boden etwa 4-6 Zoll erhöhet worden, ſodann dieſe mit Schaafpferch

pferch vermiſchte Erde auf Haufen bringe, und erſt kurz vor der Saatzeit auf den Acker vertheile, alle Inconvenienzien vermieden, die Miſtfuhren vermindert, und was das Beſte iſt, vieler und unverbeſſerlicher Dünger gemacht werde.

§. 15 = 22. Wird manches gute vom Miſtmachen geſagt, auch mit Grund die Methode getadelt, das Rindvieh den ganzen Winter über, auf ſeinem eignen Miſt ſtehen zu laſſen; ich muß aber gleichwohl offenherzig bekennen, daß unſer Lehrer, den ich gewis in mehr denn einer Abſicht ungemein hoch ſchätze, in der ſchmutzigen Dünger Materie nicht ganz orthodox ſey, z. B. die Vermiſchung des Koths und Urins wird nothwendig gefunden, weil der Koth mit öhlichten, und der Urin mit ſalzigen Theilen vermiſcht ſeyn ſoll; ferner wird das tägliche ausmiſten der Ställe getadelt, und ſogar behauptet, daß jene ſo die Ställe ſo fleißig reinigten, nicht verſtünden was zu einem tauglichen Dünger gehöre. Beide Fälle ſind etwas ſchief beurtheilt; ob der Urin Salz und zwar viel Salz enthält, hängt davon ab, ob die Creatur viel Salz in natura oder ſolche Speiſen genießt, die ſalzige Theile enthalten; ſodann iſt die Vermiſchung des Urins mit dem Koth im Stalle gar nicht nothwendig, ſondern beſſer den Urin ablau-

ſen zu laſſen, und dadurch dem Viehe ein trockes Lager und die ſo nöthige Reinlichkeit zu verſchaffen; allein der Urin muß aufgefangen, und in den Miſtſtäten, der Miſt damit begoſſen und feucht erhalten werden, weil allda erſt die Gährung, und Auflöſung der Salze geſchiehet, und ſie alkaliſirt werden.

Dieſemnächſt zweifelt der Herr Verfaſſer ohne Grund an der Fruchtbarkeit eines den thieriſchen Magen paßirten Unkrauts. Iſt aber der Miſt die faule Gährung paßirt, ſo darf man ein anderweites lebendig werden des im Miſte vorhandenen Saamens nicht mehr fürchten.

§. 24 - 32. Wird mein Urtheil noch mehr gerechtfertiget. Der Herr Verfaſſer will vier Reihen Vieh das enge beiſammen ſtehet, im Stalle haben. Warum? Damit der Miſt ſich recht mit dem Streuſtroh vermiſche. Mir deuchtet daß man bei Erbauung eines Stalles hauptſächlich dahin zu ſehen habe, daß mit dem Futter gut umgegangen, und davon nichts verſchleppt, und daß dieſer Endzweck am beſten erreicht werde, wenn das Vieh in zwei Reihen mit den Köpfen gegen einander ſtehet, und zwiſchen ihnen ein Futtergang iſt, auf welchem das Heu vom Boden gewor-

worfen, mithin nichts verzettelt wird, zumalen an der verlangten Vermiſchung des Miſtes im Stalle wenig gelegen, ſondern ſelbige in den Miſtſtäten zu veranſtalten iſt.

Sodann kann ich des Herren Verfaſſers Vorſchlag die Ställe im Sommer alle acht, im Winter alle 14 Täge auszumiſten, nicht billigen, noch ſeine Grundſätze für richtig erkennen. Die Reinlichkeit iſt Menſchen und Thieren ſo angenehm als nützlich. Im Winter laſſe ich zu daß man wöchentlich nur zweimahl ausmiſte, theils um durch Eröffnung der Thüren den Stall nicht zu erkälten, theils um dem Vieh ein warm Lager zu verſchaffen; allein im Sommer iſt es alle Tage nothwendig, doch noch beſſer das Vieh bei groſſer Hitze und trockner Witterung des Nachts in einer Bucht auf oder an dem Hofe zu laſſen, und den Miſt ſo die Nacht gefallen, mit Erde zu bedecken, weil das Vieh auf dem Hofe kühler liegt, auch vom Ungeziefer, weniger, als in den Ställen leidet. Hat man nur ſeine Miſtſtäte wirthſchaftlich eingerichtet, ſo wird man beim täglichen Ausmiſten mehr und beſſeren Miſt machen, als wenn nur alle acht oder 14 Tage die Ställe geſäubert werden. Hier aber liegt eben der Haſe im Pfeffer. Der Herr Verfaſſer verwirft die bedeckte Miſt-

ſchoppen, und fällt mit geneigter Erlaubnis aus einem Irthum indem andern. Er erkennt daß die Miſtgauche nicht abflieſſen müſſe, und bringt daher einen verebneten Platz zur Miſtſtäte in Vorſchlag, und verſichert, daß man alsdenn das Abflieſſen der Gauche nicht zu fürchten habe. Beinahe vermuthe ich hier grobe Druckfehler, wie kann ein planirter Platz verhindern daß bei ſtarken Regengüſſen, der Miſt nicht abgewaſchen, und ſeine beſten Kräfte auf einem ebenen Boden entweder in flüßiger Geſtalt fortgeführt, oder in die Erde zu ſinken gezwungen werden ſollte?

Es folgt das Raiſonement gegen die bedeckte Miſtſchoppen, welches ich ganz wegwiſchen zu können, wünſchte. Es heißt.

> Wenn man aber die Sache reiflich überlegt, ſo ſind die Koſten die zu Errichtung eines ſolchen Schoppens erfordert werden, unnöthig. Ja meines Erachtens würde ein ſolcher Schuppen bei der Zubereitung eines guten Düngers mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Das Ausziehen des Miſtes, wie man es nennet, oder vielmehr das Verrauchen, der in dem Miſte befindlichen ſalzigen und öhlichten Theile, kann durch die Schuppen nicht verhin-

hindert werden. Denn da die Verdampfung dieſer ſalzigen und öhlichten Theile, nicht blos in dem oberſten Theile des Miſthaufens, ſondern auch von den Seiten geſchiehet, der Schuppen aber nur oben bedeckt seyn ſoll, ſo ſiehet ein jeder von ſelbſt ein, daß der vermeinte Endzweck dadurch nicht erreicht werden könne. Auch iſt zu Winterszeit, und inſonderheit bei ſtarkem Froſte, das Verfliegen der Nahrungsſäfte aus dem Miſt eine Sache, die man nicht ſo leicht befürchten darf

— — — — — — — — — — —

Ueberdem iſt bekannt, daß zu aller Gährung Wärme und Feuchtigkeiten erfordert werden, und eines ohne das andere hierunter keine Wirkung thut. Durch den Schoppen aber wird ja dem darunter verborgenen Miſthaufen, der Einflus der erwärmenden Sonne entzogen, folglich die unentbehrliche Gährung in derſelben offenbar verhindert.

Weiß denn unſer theurer Lehrer nicht, daß die Sonne Waſſer ziehe? Weis er nicht daß das Weltmeer das Waſſerbehälter des Himmels ſey, daß die Sonne es an ſich ziehe, und die Winde es über den ganzen Erdkreis verbreiten? Er, ſagt zwar der bedeckte Schoppen könne das verrauchen

der Salz und Oehltheilchen nicht verhindern, weil es nur von oben bedeckt ſey, die Verdampfungen des Miſthaufens aber von allen Seiten geſchehen, allein er verräth hier eine Unwiſſenheit in der attrahirenden Eigenſchaft der Sonne, und in dem Abwaſchen des Regens. Die Sonne kann die Theile nicht ausziehen, welche ihren Stralen verborgen ſind, folglich kann ſie auch von den Seiten nicht auf den Miſthaufen wirken, ſo wenig der Regen einen blos an den Seiten offnen Ort abwäſcht. Das lezte Argument iſt am wenigſten treffend, wenn die Gährung nur ſolchen Orten eigen wäre, die von den Sonnenſtralen unmittelbar berührt würden, ſo müſten wir unſern Wein, unſer Bier, unſern Brodteig blos durch die Sonnenſtralen zur Gährung diſponiren. Jedermann weis des Gegentheil, folglich verlohnt es ſich nicht der Mühe einen Satz zu beſtreiten, den geſunde Vernunft und Erfahrung ſo laut verdammen.

§. 56 - 58. Wird von der Düngung mit Holzaſche, und mit ausgelaugter Seiffenſiederaſche gehandelt, und der Herr Verfaſſer hat wohlgethan, den Leſer zu erinnern, daß er keinen phyſikaliſchen Traktat zu ſchreiben gemeint ſey, man ſiehet es ihm gar zu oft an, daß er mit der Experimentalphyſik und Chymie in keiner genauen Be-

kannt-

kanntſchaft ſtehe, dagegen aber ein ſehr guter praktiſcher Landwirth ſey. Daß die Seiffenſiederaſche beſſer, als rohe Holzaſche wirke, hat folgende Urſachen. Einmal iſt die rohe Holzaſche manchen Gewächſen zu ſcharf, zweitens iſt die Seiffenſiederaſche gemeiniglich mit Kalch vermiſcht, der folglich mit zum Anſchlag kommt, drittens hat die ausgelaugte Aſche lange Zeit an der Luft gelegen, folglich Zeit gehabt, von der allgemeinen Luftſäure geſchwängert zu werden, viertens nimmt bekanntermaſſen die rohe Holzaſche, die Feuchtigkeit weit ſchwerer als die bereits ausgelaugte Aſche an, folglich kann leztere geſchwinder auf die Aecker wirken, zumalen wenn ſtarke Regen lange auſſenbleiben.

Endlich hätte man der Steinkohlen- und Torfaſche billig die Ehre anthun ſollen, ihnen unter den düngenden Aſchen einen Platz einzuräumen.

Von §. 60 bis 108. ſpricht der Herr Verfaſſer noch immer von Düngungsmitteln, und zwar zum öftern mit vieler Sachkänntnis, man ſiehet aber zugleich daß ſobald es auf die Beſtandtheile der Düngungsmittel, und deren geſchickten Anwendung ankömmt, unſer Lehrer ſich leicht aus dem Gleiſe verliere. Z. B. die Aſche ſie ſey von

welcher Art ſie wolle, unterzupflügen, kann nicht der rechte Weg ſeyn, ſie ſoll ja die allgemeine Luftſäure an ſich ziehen, und mit ſelbiger ein ſalpeterartiges Mittelſalz formiren, folglich müſſen wir ſie nicht vergraben, ſondern auf das bereits wachſende Getreide ſäen, und zur Saatzeit regnicht oder neblicht Wetter erwählen; nichtweniger zum Grundſatz annehmen, daß alle Düngungsmittel, welche blos ſalzige Theile dem Acker mittheilen können, nur zwiſchen zwei Düngungen mit *fettem* Miſt gebraucht werden ſollen, wenn wir das Sprichwort nicht wahr machen wollen, daß Mergel, Kalch, Aſche, Gyps u. ſ. f. reiche Väter und arme Kinder machen.

§. 109. Wird des Herrn Pfarrer **Mayer** Verſicherung daß alle Arten von Steine, wenn ſie in Pulver verwandelt würden, *gleiche* Wirkung mit dem Gypſe bei Düngung der Felder thäten,

unterſucht, und dieſe Verſicherung von unſerm Herrn Verfaſſer nicht allein nach der Meyerſchen Theorie richtig befunden, ſondern auch der Vorſchlag gethan, harte Steine vorerſt im Feuer zu erglüen, und dadurch das pulveriſiren zu erleichtern.

Da

Da ich es in dieſem Buche nicht mit dem Herrn Pfarrer Mayer zu thun habe, ſo mag ich auch ſeine theils irrige, theils ſehr magere Theorie von den Steinen nicht wiederlegen, ich will blos den Herrn Verfaſſer bemerken machen, daß wenn auch der Mayerſche Traum von der Natur der Steine eben ſo wahr wäre, als falſch er iſt, dennoch der Vorſchlag die Steine glüend zu machen, und demnächſt in Pulver zu verwandeln, wenig Beifall finden, und blos in einigen Steinarten anwendbar ſeyn würde, weil das glüend machen, in Holzarmen Staaten zu koſtſpielig wäre. Ich läugne deswegen die Brauchbarkeit des Vorſchlages nicht allgemein, denn geſezt ich wäre ein Feld zu bearbeiten, gezwungen, ſo nur ein paar Zoll tragbare Erde und unter ſich ein Schiefergebürge hätte, ſo würde ich geneigt ſeyn, den Schiefer einige Zoll tief aufzuhauen, und ihn mit geringem Reiß oder Stockholze, auf ſeinen Geburtsort zu brennen, oder zu erglüen. Durch dieſe Operation verlöre der Schiefer ſeine vitrioliſche Säure, verwitterte, vermehrte meine tragbare Erde, und düngte ſie auf ein paar Jahre.

Der Reſt dieſer weitläufigen Abhandlung enthält das Beſte, indem der Herr Verfaſſer der Vernunft und Wahrheit gemäs erklärt,

Daß die künſtliche Düngungsmittel nur im Nothfall, als auſſerordentliche Hülfsmittel zu gebrauchen, der Viehmiſt aber allen andern Düngungsarten vorzuziehen ſey.

Ich ſage mit Uebereinſtimmung des Herzens, Amen! und betrachte alles vorhergehende gleichſam als rationes dubitandi, die ein geſchickter Rechtsgelahrter allezeit voranzuſchicken pflegt.

Die eilfte Abhandlung beſchäftiget ſich mit ökonomiſchen Anmerkungen von richtiger Beſäung der Felder.

Der erſte Abſchnitt handelt, und zwar ſehr gut, von der Beſchaffenheit eines guten und tüchtigen Saamengetreides; ich habe nur zwei kleine Bemerkungen zu machen. Die erſte: man ſoll wenn alter Rocken zur Saat gewidmet, etwas ſtärker als gewöhnlich ſäen, weil das Korn auf dem Boden gelitten haben könnte. Ich antworte, daß ein vorſichtiger Landwirth kein anderes als trocken eingebrachtes, von fremden Sämereien gereinigtes Korn, zu Saamenkorn widmen, ſelbiges in Fäſſer ſchütten, und dieſe zuſchlagen müſſe, um durch den Beitritt der Luft, und dem Zahn der Mäuſe nichts einzubüſſen, hat er alſo dieſe Vorſicht gebraucht, ſo iſt nicht zu fürchten, daß

ein

ein Theil des Korns zum Aufgehen untüchtig geworden, folglich eine ſtärkere Ausſaat nothwendig machen ſollte. Die andere Bemerkung betrift das Sommergetreide, wo der Herr Verfaſſer, auſſer bei dem Leinſaamen, altes Saamenkorn verwirft, und es für gefährlich anſpricht, ohne Urſachen davon anzuführen. Ich ſehe dieſe Gefährlichkeit als ein Vorurtheil an, und könnte die Richtigkeit meines Urtheils geſchwinde phyſiſch beweiſen, wenn ich nicht den Raum ſchonen müſte, überdem unbekannt wäre, daß die weit kleinere Gartenſamereien zwey drey und mehrere Jahre zur Fortpflanzung tüchtig blieben. Wenn aber unſer Lehrer behauptet daß es nicht nöthig ſey, alten Saamen beim Sommergetreide zu nehmen, weil die Urſachen, ſo es bei den Winterfrüchten anriethen, hier wegfielen, ſo kann man den Beifall nicht verſagen; ſo wie auch alles vom Leinſaamen angeführte völligen Grund hat.

Der zweite Abſchnitt handelt von dem Verhältnis der verſchiedenen Ackerarten, gegen die verſchiedene Gattungen des Getreides, wobei ich um zu erinnern finde, daß der Herr Verfaſſer ſich blos auf die Getreideſorten, die in ſeiner Gegend gebräuchlich ſind, eingeſchränkt habe; dieſemnächſt kann ich mit dem was er von Erbſen, und

Wicken behauptet, nicht ganz übereinſtimmen. Er verſichert nemlich in Anſehung der Erbſen, daß ſie in einem Acker, der mit dieſer Frucht noch nicht beſaamet worden, ſchlecht gerathen; hieraus iſt er zu urtheilen geneigt, daß man mit den Erbsfeldern nicht oft umwechſeln müſſe; zumalen ſie viel Unkraut erzeügten, und geringe Rockenerndten lieferten.

Phyſiſche Urſachen ſind nicht angeführt, auch ſchwerlich zu finden, die Erfahrung aber hat mich mehr wie einmal überzeuget, daß die Erbſen in ſchicklichem Boden, und bei gedeilicher Witterung allemal gut gerathen; wohingegen es wahr iſt, daß die Erbſen aus manchem Boden durchaus nicht weich kochen, auch daß ſie ausarten, und ſich theils in geringere Sorten, theils in Wicken verwandeln, wenn man verſäumet, die Saamenerbſen wenigſtens alle drei Jahr von andern Feldmarken zu kaufen.

Das vom Herrn Verfaſſer wiederratene Umwechſeln bleibt alſo ſo lange nöthig, bis er den Satz vernichten wird, daß jede Fruchtart nur diejenige Nahrungsſäfte aus der Erde an ſich ziehe, welche der Structur ihrer Haarröhrchen, folglich ihrer Natur gemäs ſind.

Uebri-

Uebrigens verwildern die Erbſen nur dann die Aecker, wenn ſie zu dünne geſäet, oder zu magerm Boden anvertrauet, folglich nicht geſchickt ſind den Boden zu bedecken, und den Unkrautsſaamen zu erſticken.

In Anſehung der Wicken, wird derſelben Wurzeln, ohne allen Grund, ja ohne alle Wahrſcheinlichkeit eine beſondere Düngungskraft zugeſchrieben; hätte der Herr Verfaſſer geſagt, daß ein mit Wicken ganz überzogener Boden kein Unkraut aufkommen laſſe, und dadurch der künftig zu ſäenden Fruchtart zu ſtatten kommen, ſo würde er mehr Beifall verdienen. Erbſen und Wicken ſind beide Schotengewächſe, die wegen der kurzen Periode die ſie zu wachſen, und der langen Ranken die ſie vermittels ihrer weiten Saftröhren zu ernähren haben, viel Nahrungsſäfte brauchen, folglich den Acker eher erſchöpfen, als düngen, weil aber beide wenn ſie freudig wachſen, viel blätterreiche Stengel treiben, ſo erſticken ſie alle Unkrautsarten, und machen dadurch den Acker zu künftigen geſegneten Erndten um ſo geſchickter, wenn ſonſt die übrigen Umſtände gleich ſind.

Der dritte Abſchnitt belehret uns von der erforderlichen Tüchtigkeit des Säemanns, oder der

zum

zum Säen beſtimmten Perſonen, und iſt ſo gut bearbeitet, als man es von einem geſchickten praktiſchen Landwirth, wofür man den Herrn Verfaſſer gewis gelten laſſen muß, erwarten können.

Der vierte Abſchnitt handelt von dem richtigen Maas der Ausſaat, nach Verſchiedenheit des Bodens und der Getreidearten.

Hier muß ich fürs erſte den bereits an einem andern Ort gerügten Fehler bemerken, vermöge welchem der Herr Verfaſſer, nebſt vielen nützlichen und richtigen Anmerkungen behauptet, daß **ein mit vielen Nahrungsſäften angefüllter Boden, verhältnismäßig mehr Saamen als ein anderer erfordere.** Ich wenigſtens bin ſehr geneigt das Gegentheil zu behaupten, weil ein mit vielen Nahrungsſäften geſchwängerter, und zu rechter Jahreszeit beſäeter Acker ſich weit ſtärker beſtändet, oder mehrere Halmen treibt, als ein mageres Feld, welches alſo auch mehr Saamen nöthig hat, damit der Boden gehörig bedeckt werden, und dem Unkraute den Platz ſtreitig machen könne.

Wenn aber verſichert wird, daß ein tiefliegender kaltgründiger Boden, mehr Ausſaat als ein warmer und hoher Boden erfordern, ſo winke ich

dem

dem Herrn Verfaſſer mit Vergnügen Beifall zu, weil es handgreiflich, daß in dergleichen Aeckern manches Korn erfriert, verſauret, oder ſonſt umkömmt, mithin darauf Rückſicht genommen werden müſſe.

Der fünfte Abſchnitt handelt von der rechten und beſten Saatzeit, und enthält untadelhafte allgemeine Regeln.

Der ſechſte Abſchnitt unterſucht die Frage, ob es den Saamen unterzupflügen oder oben auf zu ſäen am beſten ſey, und entſcheidet ſelbige nach Verſchiedenheit der Umſtände auf eine beifallswürdige Art.

Die nunmehro folgende zwölfte Abhandlung beſchäftiget ſich mit Erörterung der Frage, ob es rathſam ſey, die Saaten im Winter mit den Schaafen zu behüten.

So gewis es iſt, daß die Schaafhütung bei Blachfroſt auf den Saatfeldern ſehr oft, vorzüglich da, wo man eines dritten Felder zu behüten berechtiget iſt, gemißbraucht wird; ſo muß ich doch geſtehen, daß unſer Lehrer zu weit gehe, wenn er ſie unter allen Umſtänden verwirft, ja er führt zuweilen zu Vertheidigung einer guten Sache herzlich ſchwache Gründe an. Folgendes mag zum Beiſpiele genug ſeyn.

Die Natur, heißt es, hat bei Hervorbringung der an der Saat befindlichen Blätter, die man den Schaafen preis geben will, nichts überflüßiges und unnöthiges gewirkt. Die Blätter an den Pflanzen, haben eben so, wie alle andere Werke der Natur, ihre bestimmte Absicht, welche niemand ohne Schaden anzurichten stören mag. Vermittels dieser dem unerfahrnen Landmann so unnütz und überflüßig scheinenden Blätter, werden die in der Luft befindlichen Nahrungstheilchen, indem sie sich unserer Erdfläche nähern, und niedersenken, aufgefangen, und den Pflanzen zu ihrer Erfrischung und Wachsthum mitgetheilet. Durch das Abfressen der Saatblätter werden also die zarte Getreidepflanzen, ganz offenbar eines Mittels der besten Nahrungssäfte theilhaftig zu werden beraubet, folglich in ihrem Wachsthume gestöret.

Ich will dem würdigen Herrn Verfasser nicht mit Waffen aus der Vorrathskammer der Naturlehre beschwerlich seyn, weil ich in verschiedenen Stellen seines schönen Werks bemerket zu haben, mir einbilde, daß er darin nicht seine Stärke sezt, sondern ich begnüge mich ihm die tägliche Erfahrung entgegen zu setzen. Also zur Sache. Jeder-

dermann, wenigſtens jeder praktiſche Landwirth weiß, daß wenn man einen ſtarken wohlgedüngten Acker früh beſäet, und darauf ſchönes Herbſtwetter folget, die Fröſte auch bis Neujahr ausbleiben, das geſäete Getreide ſich überwachſe, faſt an zu ſchoſſen fange, bei darauf folgender naßkalten Witterung aber, die Blätter gelb werden, verfaulen, und dieſe Fäulnis ſogar dem Hauptſtamme mittheilen. Iſt dieſes wahr, ſo frage ich, ob in dem vorausgeſezten Fall das Abſchneiden oder Abfreſſen der Blätter der Saat nachtheilig ſeyn könne? Meines Erachtens iſt es nicht allein unſchädlich, ſondern nüzlich, ja oft nöthig, theils um den Hauptſtamm für der Fäulnis zu bewahren, theils um ihn zu verhindern, ſeine Kräfte nicht unnützen Blättern Preis zu geben, ſondern in der Erde damit zu wuchern, oder ſich zu beſtauden. Daß dieſes ſich alſo verhalte, hat die Erfahrung den Gärtnern gelehrt. Schneidet man nicht die Bäumchen zu Herbſtzeiten über die Erde weg, damit der Nahrungsſaft zurücktreten, in den Wurzeln ſich verſtärken, und den folgenden Frühling den neuen Schößlingen einen deſto ſtärkeren Trieb verleihen ſollen? Höret man nicht im Junius auf, den Spargel zu ſtechen, um den Nahrungsſaft zu zwingen, in der Erde zu arbeiten, und für das künftige deſto ſtärkere Keime zu formiren? be-

nimmt man nicht einem kränklichen Baum ſeine Aeſte, oder ſein Oberholz um die Verſchwendung des Nahrungsſaftes zu verhüten? Tritt man nicht die Zwiebelſcholſen, das Tartüffelkraut u ſ. f. nieder, um die Nahrungsſäfte zu zwingen in der Erde zu wirken? Können alſo dieſe Erfahrungsſätze wohl mit unſers Lehrers Theorie beſtehen? Die wenige hier angeführte Beiſpiele zeugen vom Gegentheile, ja alle die jemals Winterreps oder Rübſamen gebauet haben, wiſſen, wie gut ihnen ſchon im Herbſt ſowohl, als ihrem Viehe die Blätter ſchmecken, ohne der darauf folgenden Saamenerndte nachtheilig zu ſeyn; ja die wenigen ſo mit dem ſo nützlichen Johanniskorne Bekanntſchaft gemacht haben, ſind überzeugt, daß man im Junius Weitzen und Rocken ohnbedenklich ſäen, im September den grünen Weitzen, und Rocken benutzen, und gleichwohl den folgenden Sommer von dieſer Saat eine volle Getreideernte erwarten könne.

Indes geſtehe ich gern daß aus der Nützlichkeit des Abweidens oder Abſchneidens dergleichen Früchte, keinesweges die Nothwendigkeit folge, daß ſolches von den Schaafen geſchehen müſſe, vielmehr ſcheinet mir dieſes die verdächtigſte Nutzungsart der beſaamten Felder zu ſeyn, weil

das

das Schaaf hart an der Erde wegfrißt, daher oft den Stamm ſelber beleidiget, weil es ferner wenn es lange an einem Ort ſtehen darf, mit ſeinen ſcharfen Füßen krazt, und manche Wurzel von Erde entblößt, weil endlich alles Vieh der Saat Schaden thut wenn der Boden weich oder aufgethauet iſt. Das ſicherſte für Nachtheil bewahrende Mittel iſt unſtreitig, ſpäte und magere Saaten ganz zu verſchonen, die fetten und frühen aber, entweder mit der Sichel abſchneiden, oder durch die Zuchtkälber bei trocknem Wetter abweiden zu laſſen, zumalen das Rindvieh blos mit der Zunge die Blätter gleichſam nur abmähen, folglich nicht ſo genau abbeiſſen kann, als ein Thier das mit zwei reihen Zähne gewafnet iſt.

Die dreizehnte Abhandlung ſoll uns mit zufälligen doch nüzlichen Anmerkungen bei den Erndtegeſchäften beſchenken.

Die erſten 14 §. enthalten lauter gute Lehren, ich tadle auch den 15ten nur inſofern als der Herr Verfaſſer zur Urſach des Nachtheils ſo der Hafer beim liegen auf dem Schwade ausgeſezt iſt, den Regen angiebt, indem doch unter allen Umſtänden ſowohl der überreiffe als halbreiffe Hafer auf dem Schwade trocken werden muß, mithin keiner

 von

Der Reſt der dreizehnten Abhandlung welcher ſich durchaus mit dem Endtewesen beſchäftiget, iſt ſo gut, und umſtändlich beſchrieben, nicht weniger mit zweckmäßigen Anweiſungen bereichert, daß dabei nichts einzuwenden, vielmehr die beſchriebene Schleſiſche Verfahrungsart zur Nachahmung zu empfehlen iſt.

Die vierzehnte Abhandlung enthält wirthſchaftliche Erinnerungen, wegen der bei den Dröſchergeſchäften vorzubeugenden Betrügereien und Unordnungen.

Man findet darin verſchiedene nützliche Cautelen, und zur Abwechſelung eine Sächſiſche Dröſcherordnung die ziemlich ſchnurrig iſt.

Die fünfzehnte Abhandlung enthält ökonomiſche Betrachtungen über die rechte Zeit ſein Getreide zu verkaufen, und in wieweit bei ſehr wohlfeilen Zeiten damit einen Umſatz und anderweitiges Verkehr vorzunehmen, rathſam ſey.

Man trift hier ein ſo weitläuftiges als vernünftiges Raiſonement, über die Urſachen der hohen und niedrigen Getreidepreiſe an; ſodann iſt der Herr Verfaſſer geneigt, den freien Getreidehandel anzupreiſen, jedoch berührt er dieſe Saite nur ſanft; ferner wünſcht er, und ich mit ihm,

von beiden gegen die Gefahr eines anhaltenden Regenwetters geſichert iſt. Ueberdem iſt es ein Erfahrungsſatz, daß aller Hafer der auf dem Schwade mäßig beregnet, nicht allein beſſer aus dem Strohe gehet, ſondern auch anſehnlichere Körner erhält, und im Maas beſſer ausgiebt, als ein anderer Hafer, der dieſe Taufe nicht erfahren hat.

Alles was der Herr Verfaſſer §. 20 - 23 von dem Nachtheil den ein Mangel an arbeitſamen Menſchen beſonders bei naſſen Erndten bewürket, iſt leider! nur gar zu wahr, allein das Hülfsmittel ſo er an Handen giebt, iſt ſehr unzulänglich; er will, daß man das auf dem Schwade folglich an der Erde liegende Getreide öfters lüften und umwenden ſollen, um zu verhüten, daß es nicht auswachſe. Ich tadle zwar auch dieſe Vorſicht nicht, jedoch iſt es ungleich beſſer und ſicherer, das Getreide gleich hinter der Senſe in mäßige Bund oder Garben einzubinden, und mit den Aehr-Enden aufgerichtet zuſammen zu ſtellen, weil ſolchergeſtalt der Regen geſchwinde ablaufen, der Wind das Abtrocknen befördern, und man ziemlich ſicher ſeyn kann, daß dergleichen Korn, welches die Erde nicht berührt, auswachſen werde.

Der

Der Reſt der dreizehnten Abhandlung welcher ſich durchaus mit dem Erndtewesen beſchäftiget, iſt ſo gut, und umſtändlich beſchrieben, nicht weniger mit zweckmäßigen Anweiſungen bereichert, daß dabei nichts einzuwenden, vielmehr die beſchriebene Schleſiſche Verfahrungsart zur Nachahmung zu empfehlen iſt.

Die vierzehnte Abhandlung enthält wirthſchaftliche Erinnerungen, wegen der bei den Dröſchergeſchäften vorzubeugenden Betrügereien und Unordnungen.

Man findet darin verſchiedene nützliche Cautelen, und zur Abwechſelung eine Sächſiſche Dröſcherordnung die ziemlich ſchnurrig iſt.

Die fünfzehnte Abhandlung enthält ökonomiſche Betrachtungen über die rechte Zeit ſein Getreide zu verkaufen, und in wieweit bei ſehr wohlfeilen Zeiten damit einen Umſatz und anderweitiges Verkehr vorzunehmen, rathſam ſey.

Man trift hier ein ſo weitläuftiges als vernünftiges Raiſonement, über die Urſachen der hohen und niedrigen Getreidepreiſe an; ſodann iſt der Herr Verfaſſer geneigt, den freien Getreidehandel anzupreiſen, jedoch berührt er dieſe Saite nur ſanft; ferner wünſcht er, und ich mit ihm,

daß die Landleute überhaupt betrachtet, bemittelter und nicht gezwungen ſeyn möchten, aus Noth, oder zu unrechter Jahreszeit zu verkaufen. Denen Bemittelten empfiehlt er das Aufſchütten des Getreides, und giebt Anweiſung zu tüchtigen und bequemen Kornhäuſern, bei deren inneren Einrichtung ich blos hinzufüge, daß es wohlgethan ſey, dergleichen Böden mit Gyps oder mit Draß zu übergieſſen, um ſie deſto kühler zu machen, auch zu verhindern daß die Ausdünſtungen des Getreides vom untern Boden, denen oberen Böden nicht nachtheilig werden, auch würde es vortheilhaft ſeyn, bei dem ſo nöthigen Worfeln oder umſchütten des Getreides einen Strom kalter Luft durch das Getreide zu jagen, als welches ſich mit einer Blaſebalg artigen Maſchine leicht, und mit geringen Koſten bewirken läßt, und gleichwohl das ſicherſte Mittel gegen die verderbliche Kornwürmer iſt. Endlich ſchlägt er vor, bei wohlfeilen Preiſen das Getreide zum Brantweinbrennen und zur Viehmaſtung anzuwenden, klagt zugleich daß die Viehmaſtung bei weiten nicht ſo einträglich ſey als in vorigen Zeiten, wovon er aber die Urſachen anzuzeigen unterläßt.

Ich geſtehe gern daß der Herr Verfaſſer in der ganzen Abhandlung, als ein erfahrner und vernünf-

nünftiger Landwirth raiſonire, und es dem Staatswirth zukomme denen angeklagten Gebrechen abzuhelfen, worin unſer Lehrer nicht vorgreifen, oder anwendbare Vorſchläge thun wollen, weil er nicht als Politiker, ſondern als Beſitzer von Landgütern ſchreibt, auch eigentlich nur dieſe ſchätzbare Klaſſe von Menſchen vor Augen hat.

Gegen den Vorſchlag vom Brantweinbrennen lieſſe ſich manches erinnern, es kommt dabei gar zu viel auf die Lage des Orts, und den Nebenumſtänden an. Ich kenne Landwirthe, die alle ihr Korn in Brantwein verwandeln, und ihren zehenjährigen Erndteſegen, in dergleichen ſehr entbehrliche Flüßigkeit ſtecken, und ſie gleichwohl noch gröſtentheils im Keller haben, weil jedermann ſich bei den wohlfeilen Getreidepreiſen, auf die Verwandlung in Brantwein gelegt hat; mir ſcheint daher die Viehmaſtung und Amidamfabrik ſicherer, als das Branntweinſchwelen; wenigſtens muß eines mit dem andern verbunden ſeyn; Amidam oder doppelt gebackene Stärke, iſt eine angenehme Waare, die ſogar nach anderen Welttheilen gehet, und die Viehmaſtung bringt ſichere und bleibende Vortheile wenn das Land nicht mit Monopolien geſtraft iſt, warum aber an des Herrn Verfaſſers Wohnort die Maſtung nicht mehr ſo ein-

träglich iſt, als in vorigen Zeiten, davon laſſen ſich die Urſachen in dem ſo nachtheiligen polniſchen Ochſenhandel ſuchen, und ohne Brille finden.

Uebrigens hoffe ich, daß der Herr Verfaſſer in der Folge dem mit niedrigen Getreidepreiſen gezüchtigten Landmann noch mehrere und wirkſamere Mittel an Handen geben werde, die Einkünfte ſeiner Grundſtücke zu erhöhen, in welche Klaſſe z. B. der Anbau des Flachſes und Hanfes, der Seidenbau, Reps oder Rübſaamen, nichtweniger der Anbau der mancherlei Specereiwaaren gehöret, denn wenn gleich nicht alles auf ein und eben dem Boden zu erzwingen, oder mit Nutzen anzubauen iſt, ſo wird man doch bei einer vernünftigen Wahl, eine den Umſtänden angemeſſene Benutzungsart ſchwerlich vergebens ſuchen.

In der ſechszehnten Abhandlung erſcheint ein ökonomiſcher Vorſchlag, wegen Errichtung ſowohl eines Wirthsſchafts- als auch Dorfsmagazins, zur Erleichterung der bei dem Ackerbau ſich öfters ereignenden Unglücksfällen und zur Verhütung des Brod- und Saatmangels auf dem Lande.

Die Abſicht des Herrn Verfaſſers iſt patriotiſch, er erzählet forderſammſt die Gefahren denen ein Landwirth ausgeſezt iſt, und läſt die ihm

am

am zweckmäßigſten ſcheinenden Verwahrungsmittel folgen, iſt zugleich äuſerſt bemühet, alle ſeinen Vorſchlägen etwa entgegenſtehende Schwierigkeiten aus dem Grunde zu heben. Indes laſſen mich ein paar kleine Bedenklichkeiten fürchten, daß dieſe an ſich ſehr gute Vorſchläge ſchwerlich groß Glück machen werden, weil die allerwenigſten Güterbeſitzer ſich in ſo günſtiger Lage befinden, etwas beträchtliches von ihrem Getreide, Heu, und Strohſegen zu erübrigen; weil unter den wenigen, noch wenigere, Zeit, Platz und Gelegenheit haben, ſich in die vorgeſchriebene Ordnung zu bequemen; und weil endlich noch kein verſichertes Mittel bekannt iſt, den Strohvorrath, Jahre hindurch, gegen den Zahn der Mäuſe in Sicherheit zu ſetzen. Aus dieſen und mehr andern Gründen bin ich ſehr wieder meinen Willen gezwungen, dieſem wohlgemeinten Vorſchlage, ein Plätzchen unter den frommen Wünſchen anzuweiſen, nunmehro aber meine Blicke auf die vom Herrn Verfaſſer vorgeſchlagene Dorfmagazine zu heften.

Bei dieſer Art von Magazinen wo jeder Unterthan nach dem Verhältnis ſeiner Grundſtücke eine beſtimmte Menge Getreide, Heu, Stroh, bei guten Jahren alljährlich abliefern, und bei trüben Zeiten wieder erhalten ſoll, ſind die Schwie-

rigkeiten ohne Zweifel noch häufiger, und wenn man auch über alles hinausgehen könnte, doch der Zwang, ſchon an ſich dem Menſchen verhaßt, und verderblich. Selbſt die Gleichheit und Billigkeit würde dabei ins Gedränge kommen. Ein Menſch der ſechs oder mehrere kleine Kinder hat, braucht mehr Brod, als ein anderer, der eines oder gar keins hat, wenn nun beide bei gleich vielen und gleich guten Grundſtücken, gleich viel Getreide zum Magazin liefern ſollen, ſo wird der kinderreiche Vater in Verlegenheit kommen. Wenn ferner der gemeine Preis des Rockens in der Provinz ein Thaler iſt, und alſo vorgeſchlagenermaſſen zum Magazin geliefert werden muß, ſo folget ja bei dieſem angenommenen Preis keinesweges daß jedes Individuum eine reiche Erndte gehabt habe. Wem iſt unbekannt daß in ein und eben dem Amte oder Kreiſe, oft in ein und eben dem Dorfe, die Erndten einzelner Unterthanen, bald mit, bald ohne ihre Schuld ſehr verſchieden ausfallen; kann man alſo wohl nach dieſem Principio mit Gewisheit beſtimmen, wieviel jedes Individuum, ohne ſelbſt Mangel zu leiden, nach dem Magazin liefern müſſe?

Ich glaube in dieſen wenigen Worten Schwierigkeiten bemerkt zu haben, zu deren Hebung ich

zu

zu ſchwach bin, und ich erſuche zugleich den Leſer, unſers Lehrers Vorſchlag, mit denen von mir vorgeſchlagenen Provincialmagazinen, wovon ich unter andern in der Policeiwiſſenſchaft gehandelt habe, gegen einander zu vergleichen, und dann zu wählen.

Die ſiebenzehnte Abhandlung ſoll uns einen Begriff von dem nützlich und nothwendigen Gartenbau auf dem Lande überhaupt geben.

Fürs erſte erklärt der Herr Verfaſſer, daß die prächtige, blos zur Vergnügung der Sinne gereichende Luſtgärten, nicht für ſein Tribunal gehören, weil er blos das nöthige und nützliche in der Landwirthſchaft vor Augen habe, gleichwohl iſt er, und ich mit ihm, der Meinung, daß auch bei einem Landgarten das ergötzliche und angenehme mit dem nützlichen und nothwendigen verbunden werden könne. Aus dieſem Geſichtspunkt alſo, wird man ſeine Vorſchläge zu prüfen haben.

Dieſemnächſt zeiget der Herr Verfaſſer die Nothwendigkeit des Gartenbaues auf dem Lande, zum Unterhalt der Menſchen und des Viehes, und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er über dieſen Gegenſtand ſehr umſtändlich iſt, und viel nützliches obgleich nichts neues ſaget.

Die groſſe weiſſe Stoppelrüben will er §. 8. nicht gut heiſſen; denn ob zwar ihre Fütterung viel Milch und wohlſchmeckende Butter erzeugte, ſo wären doch dieſe Gewächſe in Anſehung ihres wäßrichten Weſens gar ſehr der Fäulnis unterworfen, müſten folglich in den erſten vier Wochen verfüttert werden, ſo wie auch überdem ihre Erzeugung in der Stoppel dem Lande viel Schaden thäte.

Ich unterſtehe mich den guten Nahmen der Rüben zu retten, und verſichere, daß wenn man das Kraut ohne die Rüben ſelbſt zu beſchädigen abſchneidet, ſelbige ſodann bei trockner Witterung in länglichte Gruben, in trockne Erde bringt, ſie bis im Frühling brauchbar bleiben. Wer noch ſicherer gehen will, ſtampft ſie wie Sauerkraut mit Salz ein, und bereitet dadurch ſeinen Kühen ein wohlſchmeckendes und gedeiliches Winterfutter.

Wenn übrigens nicht zu zweifeln, daß durch den Anbau der Rüben, dem in den Stoppeln ſich einfindenden Unkraute gewehret wird, und daß ſie mit ihren tief gehenden Wurzeln den Acker aufſlockern; es auch ferner wahr iſt, daß eine Abwechslung mit den Früchten dem Erdreiche zuträglich ſey, nichtweniger jede Pflanze, blos den

ihrer

ihrer Natur, und der Structur ihrer Haarröhrchen gemäſſen Nahrungsſaft aus der Erde ziehe; ſo iſt nicht abzuſehen, wie der Anbau der Stoppelrüben dem Acker nachtheilig ſeyn könne, ich getraue mir vielmehr zu behaupten, daß wer die geringſten dieſer Rüben in der Erde ſtehen, und den Acker umpflügen läßt, ſelbigem eine gute, obgleich nicht lange anhaltende Düngung geben werde.

Die achtzehende Abhandlung beſchenkt uns mit ökonomiſchen Betrachtungen über die richtige Lage, innere Güte, erſte Anlegung, und jährliche Pflege und Wartung eines nutzbaren Kohl- und Küchengartens auf dem Lande, und enthält viel nützliche Bemerkungen, jedoch glaube ich daß die §. 8. gegebene Regel,

> Wenn das Waſſer, welches zum Begieſſen angewendet wird, muß billig eben das laulichte Weſen, ſo der natürliche Sommerregen bei ſich führet, an ſich haben,

Beſtimmter ausgedruckt zu werden verdiene.

Wahr iſt es, daß wenn irgend ein lebendiger Körper von ein Extremum ins andere übergehet, oder aus groſſer Kälte in groſſe Hitze verſezt wird, er darunter leiden, wo nicht gar verderben werde; allein es iſt nicht weniger wahr, daß wenn ein Gewächs

wächs durchs Begieſſen mit Waſſer erquickt werden ſoll, dieſes Waſſer um etwas kälter als das Gewächs, und die Erde ſo es bewohnt, ſeyn muß. Es iſt daher nothwendig beide Extremen zu vermeiden, folglich weder mit eißkaltem, noch mit lauwarmem Waſſer zu begieſſen. Ein Umſtand der ſowohl in den Gärten, als beim Wäſſern der Wieſen nur gar zu oft vernachläßiget wird, ohngeachtet man entweder durch Hülfe eines Thermometers, oder auch durch das bloſſe Gefühl den Grad der nöthigen Wärme ohne Mühe ſo ziemlich richtig beſtimmen kann.

Warum endlich das Waſſer mit kurzem Schweinemiſt fruchtbar gemacht werden ſoll, und warum man nöthigenfalls dazu nicht lieber Miſtlacke aus den Ställen, oder Schaafpferch, oder lebendigen Kalch, zumalen leztere die härte des Brunnenwaſſers leicht anwenden ſoll, darüber hat ſich unſer Lehrer zu erklären, vergeſſen.

Die §. 10. empfohlene blecherne Handſpritzen zum Begieſſen der Gartenfrüchte ſind ſehr gut, auch bei niedrigen und halb hochſtämmigen Obſtbäumen anwendbar, zeigen jedoch den vorzüglichſten Nutzen bei groſſen, neu verpflanzten Bäumen, wenn ſelbige bis an die Zweige mit Moos bebunden, und

die-

dieſes Moos bei trockner Witterung vermittels der Handſpritzen feucht erhalten wird.

§. 31. Wird verſichert, daß kurz verfaulter Pferdemiſt die beſte Gartendüngung ſey. Eine Verſicherung an deren Richtigkeit ich zweifle. Hätte der Herr Verfaſſer den kurzen Miſt überhaupt empfohlen, und das Wort Pferde weggelaſſen, ſo würde er Beifall verdienen. Pferdemiſt iſt bekanntermaſſen in ſeinem rohen Zuſtande hitzig, und daher in Miſtbeeten die erwärmt werden ſollen, nöthig, allein er iſt zugleich herzlich mager, kann folglich zur Nahrung der Pflanzen wenig beitragen, deren doch die Gärten weit mehr als die Aecker bedürfen, weil erſtere jährlich zwei drei und mehrere Erndten liefern müſſen.

§. 33. Findet der Herr Verfaſſer die Gründe gewiſſer Gärtner, die den Teichſchlamm in den Gärten verwerflich halten, ſehr wahrſcheinlich. Mir iſt die Behauptung dieſer Leute vermöge welcher ſie den Teichſchlamm zum Vater der Inſekten, Schnecken u. ſ. w. machen, deſto unwahrſcheinlicher. Nach dem Begriff den ich von der Sache habe, bedürfen alle Inſekten die nicht zwitterartig ſind, Vater und Mutter, wenn nun auch gewiſſe Inſekten die Früchte ihrer verliebten Tände-

deleien, dem Teichſchlamm anvertrauet haben möchten, ſo würde doch dieſe Früchte entweder zu Grunde gehen, oder ſich nach andern Herbergen umſehen, wenn man, wie ich es billig vorausſetze, den Teichſchlamm in Haufen geſezt, und vor dem Gebrauch wenigſtens ſechs Monath der Gährung unterworfen, mithin dadurch allen Saamen von Vegetabilien, und Thieren zerſtört hat. Ueberhaupt ſcheint abermals aus dieſen und den beiden folgenden §. zu erhellen, daß der würdige Herr Verfaſſer mit den Beſtandtheilen der Düngungsmittel, und deren eigentlichen Wirkung in der Erde nicht recht vertraute Bekanntſchaft gemacht habe, ſo vortrefliche Einſichten er auch ſonſt in dem praktiſchen Theil der landwirthſchaftlichen Künſte bei vielen Gelegenheiten äuſſert.

§. 43. Wird um das Unkraut in den Gängen des Garten zu vertilgen empfohlen: die Gänge einen Schuh tief ausgraben, die ausgegrabene Erde auf die Gartenbeete zu bringen, die Gänge, hingegen mit Kiesſand anfüllen zu laſſen. Ich zweifle nicht an der guten Wirkung dieſes Vorſchlages; allein ich fürchte, daß er manchem Landwirthe zu koſtſpielig ſcheinen werde, daher ich dann nicht auſſer Platz finde mit einem ungleich wohlfeileren Mittel an Handen zu gehen. Man beſchüt-

ſchütte die Gänge ein paar Zoll hoch, mit ausgebrauchter Gerberlohe, erneure alle zwei Jahre dieſen Ueberzug, und bringe den Alten auf das tragbare Land, ſo bleibt man vom Unkraut befreiet, gehet ſanfter als auf dem Kiesſand, vermehre die tragbare Erde, und den Dünger, laſſe aber bei regnichter Witterung das ſchöne Geſchlecht mit ſeidenen Schuhen aus den Gängen, wenn ſie fleckigte Schuhe vermeiden wollen.

§. 49. ſ 50. giebt es eine Menge gute und ſchlechte Verwahrungsmittel gegen die Erdflöhe, ich will dieſes Regiſter mit ein paar Hülfsmittel vermehren, wovon das leztere am zuverläßigſten iſt, ſchade daß es ſich ſchwerlich auf groſſen Ackerbreiten anwenden laſſen wird. Gemahlener Gyps bei trocknem Wetter auf den inficirten Ort geſtreuet, thut bis zu erfolgendem abwaſchenden Regen gute Dienſte.

Knoblauch zu einem Brey gekocht, der Saft durch einen Tuch gepreßt, mit Waſſer verdünnet, die Pflanzen begoſſen, iſt den Erdflöhen unerträglich.

§. 54. Sagt der Herr Autor.

Es giebt Gärtner, welche ſich, anſtatt des Pferdemiſtes (nemlich zu den Miſtbeeten)

der ausgebrauchten Gerberlohe bedienen wollen. Es ſcheint mir dieſes ſehr problematiſch zu ſeyn.

Mir nicht, daß die Gerberlohe der Gährung folglich der Erhitzung fähig ſey, wird man doch nicht läugnen? Daß ſie ſich viel feſter zuſammen treten laſſe, als langer Pferdemiſt, iſt auch bekannt, folglich nicht zu zweifeln, daß die Hitze ſo ſie dem Miſtbeete mittheilt, gleichmäßiger und anhaltender, obgleich nicht ſo heftig als vom Pferdemiſte ſeyn werde, und dieſes iſt meines Wiſſens alles was man vom Miſte in Anſehung der Miſtbeeten zu wünſchen hat.

Ganz unerwartet bemerke ich §. 63. ſeqq. einen kleinen Hang zu den Träumereien jener alten Gärtner, die bei jedesmahligem Säen ihren Calender zu Rathe ziehen, oder dem Monde ich weis nicht welchen Einfius auf die Gewächſe und deren Gedeien einräumen. Am auffallendſten iſt es wenn der Herr Verfaſſer ſagt, er ſähe keine vernünftige Urſach warum man den verſicherten Erfahrungen der Gärtner nicht folgen wolle, wenn ſie ſchon keine phyſikaliſche Gründe anführen könnten. Bei einem weitläuftigen Getreidebau aber verhielte es ſich hierunter ganz anders, denn wenn man ſich

bei

bei ſelbigem nach dem Mondwechſel richten wollte, ſo würde ſolches viel Verſäumnis, und folglich offenbaren Schaden anrichten. Ich bin geneigt dieſen Satz umzukehren, und zu ſagen, wenn die verſicherte Erfahrungen der Gärtner es zuträglich machen, bei Beſtellung der Gärten dem Calender und Mondeswechſel die Entſcheidung zu überlaſſen; ſo ſind die nemliche Vorſichten bei weitläuftigem Getreidebau doppelt nothwendig, weil ungleich weniger daran gelegen iſt, wenn ein unvorſichtiger Gärtner die Mondsbrüche nicht genau zu rathe ziehet, als wenn man bei Beſaamung ganzer Feldfluren, ſich ähnliche Unvorſichtigkeiten zu ſchulden kommen läßt. Ich finde es überflüßig die Anbeter des Monds zu wiederlegen, zumalen ſie ſelbſt in der löblichen Zunft der Gärtner ſelten zu werden anfangen.

Die neunzehnte Abhandlung handelt von der Erzeugung, Verpflanzung, Wartung, und dem Gebrauche der verſchiedenen Kohlgewächſe.

§. 12. Findet der Herr Verfaſſer zwar gut daß man in den Gärten mit Pflanzung des Weiskrauts umwechſele, jedoch findet er dieſe Regel in den Gärten nur ſelten anwendbar, begnüget ſich alſo zu lehren, wie dergleichen beſtändiger Kraut-

acker zugerichtet werden müſſe. Ich hingegen rathe die Abwechſelung mit den Fruchtarten beſonders beim Weiskraut an; wer meinen Rath nicht folget, kann ſich gemeiniglich auf Auswüchſe oder Geſchwülſte am Strunk des Krauthaupts gefaßt machen, welche vom Stich eines Inſekts entſtehen, und worin ſich Maden erzeugen, welche die Krauternten gewaltig in Unordnung bringen.

§. 13. Wird ein zweijähriges Düngen des Krautackers hinlänglich gefunden; ich hingegen rathe jedermann (wenn er nicht ein neugerabdetes lange gelegenes oder geruhetes Land, tief bearbeitet) ſeine Krautäcker es ſey im Garten oder im Felde allemal mit wohlgefaultem Rindsmiſt tüchtig zu düngen.

§. 16. Wird das Behaufen des Weiskrauts als ein unumgänglich nöthiges Stück angepriesen, und ich geſtehe, ſelbſt dieſer Meinung geweſen zu ſeyn. Die Erfahrung aber hat mir eine andere Behandlung kennen gelernt, die ich mit gutem Gewiſſen nicht allein in Anſehung des Weiskrauts, ſondern auch der Tartüffeln, und der Fruhbohnen, ja aller Gewächſe die man entweder gegen Trockenheit, oder Spatfröſte ſchützen will empfehlen kann. Ich mache auf dem zu bepflanzenden

Re-

Reviere kleine Gräben, drei auch vier Zoll tief, und zwei bis drei Zoll breit; in der Mitte dieſer langen Gräben, pflanze ich meine Pflanzen, meine Bohnen u. ſ. f. und in dem Verhältnis wie ſie wachſen, ziehe ich nach und nach die ausgehobene Erde wieder heran, die gleichſam in der Erde ſtehende und von den Seiten geſchüzte Pflanzen trotzen einem mäßigen Froſte, bei ermangelndem Regen aber, gieſſe ich meine Gräben voller Waſſer, erhalte dadurch wenigſtens eine achttägige hinlängliche Feuchtigkeit, und kann die groſſen Erdhaufen mit welchen man die Pflanzen anhäuft, entbehren.

§. 22. Sagt unſer Lehrer:

Noch vor dem völligen Schlieſſen der Köpfe müſſen ſchon die äuſerſten Blätter (nemlich beim Weiskraute) welche die Natur nicht zum ſchlieſſen beſtimmt hat, weil ſie ſonſt doch verwelken und abfallen, abgeblatet werden.

Ich erlaube mir anderer Meinung zu ſeyn, und zwar aus folgenden Gründen 1) verhindert das Abblaten, keinesweges das Nachwachſen neuer Blätter, die folglich neuen Nahrungsſaft erfordern, alſo auch dem Haupte, woran doch am meiſten gelegen, den Nahrungsſaft entziehen, und kleinere Häupter bewirken.

2) Sind die Kohlblätter im Sommer gemeiniglich mit Mehlthau, Raupen und andern Unreinigkeiten gezüchtiget, und die Beiſpiele ſind nicht ſelten, daß die Kühe durch dergleichen unreine Mahlzeiten das Blutharnen erhalten, wo nicht gar crepirt ſind. Man laſſe alſo die Blätter auf der Stelle verfaulen, und bediene ſich ihrer nicht eher als bis ſtarke Reiſe, und abwaſchende Regen ſie unſchädlich gemacht, ſie auch zum Wachsthum des Haupts nicht mehr nöthig ſind.

§. 29. Füge ich bei den verſchiedenen Arten des grünen und blauen Kohls noch die Art hinzu, die man Jeſuiterkohl zu nennen pflegt, und wovon der Saamen durch dieſe Geiſtliche aus Amerika zu uns gebracht ſeyn ſoll. Er wächſt bis gegen ſechs Schuh hoch, iſt perennirend, und trägt im zweiten Jahre vielen, und öhlreichen Saamen.

Uebrigens bemerke ich, daß der Herr Autor den ſogenannten blauen und grünen Schnittkohl vergeſſen habe, der hoch verſchiedenemahl abgeſchnitten, auch für Menſchen und Vieh benutzt werden kann, nicht weniger vielen und öhlreichen Saamen liefert, folglich den ihm angewieſenen Platz wohl bezahlt, zumalen er mit allerhand

Erd-

Erdreich vorlieb nimmt, und nicht einmal des Verpflanzens bedarf.

Die zwanzigſte Abhandlung ſoll uns von der Saamenerzeugung, Säung, Wartung, und dem Gebrauch der verſchiedenen Wurzelgewächſe unterrichten.

§. 3. Will der Herr Verfaſſer daß man bei den gelben oder Mohrrüben, ſolche Saamenrüben erwählen ſolle, welche keine Zacken oder Nebenwurzeln haben, weil ein jedes nach den Geſetzen der Natur ſeines gleichen erzeuge, folglich auch aus Saamen von zackigten Rüben nur dergleichen Früchte zu gewarten ſtünden; allein meines Bedünkens ſtecken die verwerfliche Zacken nicht in der Natur der Rübe, ſondern in der Beſchaffenheit des Bodens und deſſen Zurichtung. In eiſenſchüßigen Boden, erhält keine gelbe Rübe ſüſſen Geſchmack, in ſteinigtem, im friſch gemiſteten Boden erhält die Rübe zackig nicht aus Verſehen der Natur, ſondern weil die zarte Pfeilerwurzel in der Erde Wiederſtand fand, gerade einzubohren, und dadurch gezwungen ward, Seitenäſſe zu formiren. Den nemlichen Erfolg ſiehet man am Meerrettig. Man nehme den Kopf oder ein Stück der beſten Meerrettigſtange, und ſtecke ſie ohne weitere Um-

ſtände in die Erde, ſo wird eine zackige Misgeburt von Meerettigſtange daraus erwachſen; man lege dagegen ein ſchwach Meeretigwürzelchen horizontal in eine zweckmäßig zubereitete Erde, hebe ſie den Sommer über, ein paar mal in die Höhe, und reibe mit einem wollenen Lappen die Fäſſerchen ab, ſo wird eine glatte und gerade Meerettigſtange daraus erwachſen.

Bei §. 10. 11. iſt zu erinnern daß die groſſe Rüben nicht allenthalben von runder Figur ſind, ſondern man deren in Menge von länglicher Figur hat, die zum Theil aus der Erde herauswachſen, und ſoweit ſie hervorragen röthliches Anſehen haben, auch denen runden im Geſchmack vorgezogen werden. Wenn ferner berichtet wird, daß die Stekrüben im Sande am beſten wachſen, auch allenthalben auf einem ſandigen Boden erzeuget werden, auch in Anſehung der Preußiſchen Staaten, nur in Teltow, Freienſtein, und Carbe gut gerathen, und ſchmackhaft, ſind, ſo erfordert dieſe Behauptung eine kleine Berichtigung, denn Teltow, und Freienſtein haben recht gutes und ſtarkes Erdreich, ſo wie auch groſſen Mutz, wo ebenfalls herrliche Steckrüben erbauet werden, gleichfalls gute und ſtarke Felder beſitzt.

§. 14.

§. 14. Wiederfährt dem Polſternack oder denen ſogenannten Poſtinackwurzeln nicht hinlängliche Gerechtigkeit, ſie dienen nicht allein zu Speiſung der Menſchen und des Viehes, ſondern ſie liefern auch kunſtmäßig zubereitet, vielen und wohlſchmeckenden Syrop, ſie wiederſtehen der Kälte im Lande, ſind folglich, wenn alles übrige aufgezehret, ein angenehmes Frühlingsfutter; ſie können endlich mit unter die Gerſte geſäet werden, da ſie denn nach abgebrachter Gerſte erſt recht freudig wachſen, folglich der Acker in einem Sommer, zwei Erndten liefert.

§. 25 = 26 wird zwar der gewöhnliche Meerrettigeanbau mit Grund getadelt, und zu deſſen Verbeſſerung Anleitung gegeben; jedoch iſt die zur Verbeſſerung vorgeſchlagene Art zwar gut, aber nicht die Beſte, vielmehr verdient die Behandlung der Niederlausnitzer Gärtner, die ich im erſten Bande des Lehrbegriffs umſtändlich gezeiget habe, welche man auch zum Theil in Böhmen nachahmt, entſchiedenen Vorzug.

Die Ein und zwanzigſte Abhandlung ſpricht von der Erzeugung, Wartung, und Gebrauch der verſchiedenen Knollengewächſe.

§. 5. Füge ich nur bei dem Gebrauch der Unterkohlrüben hinzu, daß ſie ſehr viel mehlartige Theile haben, dergeſtalt daß wenn dieſe Rüben in kleine Würfel geſchnitten, getrocknet, und gemahlen werden, daraus auf dem bekannten Weg Stärke bereitet werden kann.

Bei den Tartüffeln iſt unſer Lehrer ungemein weitläuftig, ſie fangen §. 13. an, und endigen ſich §. 37. ich begnüge mich, das mir irrig ſcheinende zu zeigen, und das etwa in dieſem Fache mangelnde nachzuholen. Alſo zur Sache. Bei §. 14. erinnere ich, daß die ſogenannte Fruhtartoffeln, welche man auch Viehtartoffeln nennt, weil ſie groß werden, häufig tragen, ſchlechten Geſchmacks ſind, eine beſondere Abart zu ſeyn ſcheinen, alle übrige ſogenannte Arten, haben keinen oder ſehr unbeträchtlichen Unterſchied, und jedermann der ſich die Mühe nehmen will, kann alljährlich dergleichen neue Arten erzeugen, hier iſt das Rezept. Man laſſe den in runden Bollen an den äuſſeren Enden des Krauts befindlichen Saamen in den Bollen recht zeitig werden, ſäubere ſelbigen ſodann von fremden Theilen trockne und ſäe ihn im Frühlinge auf einer der Sonnen wohl ausgeſezten, für Nordwinden geſicherten, mit verfaultem Miſt tief gegrabenen Beete, verpflanze

die

die junge Pflanzen, wenn ſie die Gröſſe einer Kohlpflanze erreicht, in dazu ſchicklichen Boden, ſo wird man neue, oft vorzügliche Arten erhalten, die zwar im erſten Herbſt, die Gröſſe einer Baumnuß nicht überſteigen, im folgenden Sommer aber, ſich in ihrer natürlichen Gröſſe zeigen werden.

§. 21. Bemerke ich, daß zwar die Tartoffel nicht ſchlechterdings friſch gedüngtes Land begehrt, daß aber gleichwohl niemand bereuen wird, ſie in wohlgefaultem Miſt zu pflanzen. Der überflüßige Wachsthum des Krauts wird verhindert; wenn man es mit den Füſſen oder mit einer kleinen Walze niederdrückt, und etwas zerquetſchet.

§. 29. Sagt der Herr Verfaſſer ſehr wahr, daß das frühzeitige Abſchneiden des Tartoffelkrauts, fehlerhaft, und dem Wachsthum der Frucht nachtheilig ſey. Ich ſetze hinzu daß man es gar nicht abſchneiden, ſondern niedertreten, und dadurch die Nahrungsſäfte zwingen müſſe, ſich zurück zu ziehen, und die Tartoffeln zu ernähren, und nach allen Seiten auszudehnen.

Es war mir auffallend, daß der Herr Verfaſſer unter dieſem Artikel ſo richtig raiſonirt, und gleichwohl bei Benutzung der Weiskrautblätter, dieſen Begriff noch nicht gehabt haben, oder ſel-

biger ihm entwiſcht ſeyn muß. Hier ſind ſeine eigene Worte.

Einmal iſt gewis, daß das Kraut und die Blätter (von Tartoffeln,) wie bei allen andern Gewächſen, alſo auch bei dieſen, zur Beförderung der Frucht das Ihrige mit beitragen, welcher Beitrag aber durch das frühzeitige Abſchneiden des Krauts offenbar gehindert wird. Und wenn dieſes *auch nicht* wäre, ſo iſt doch unſtreitig, daß durch das wieder Austreiben des Krauts viele Kräfte verſchwendet werden, welche ſonſt den Knollen ſelber zu ihrer mehreren Vollſtändigkeit zu gute gekommen ſeyn würden.

Hat es denn mit dem Weiskraute nicht die nemliche Bewandtnis? Es iſt ja nicht um die Blätter, ſondern um den Kopf oder das Haupt zu thun; werden nun die Blätter abgeblatet, ſo ſchießt der Strunk neue Blätter, verſchwendet folglich Nahrungsſäfte, die dem Haupte gebühren.

§. 32. Wird der Gebrauch der Tartoffeln zur Stärke in Erwegung gezogen. Ich ſuche mich von allen Vorurtheilen loszumachen, und in Anſehung des Stärkemachens habe ich durch hundertfältige Verſuche meinen Zweck gewis erhalten.

Ich

Ich kann alſo dem würdigen Herrn Verfaſſer zuverläßig verſichern, daß die Tartoffelſtärke zwar der weiſſen Wäſche keineswegen ſchade, gleichwohl Mängel habe, und keinen beträchtlichen Vortheil, gegen den Waitzen gewähre; die Fehler ſind, daß belobte Stärke vermöge ihrer alkaliſchen Eigenſchaft, ein Jucken auf dem Kopf verurſache, wenn man ſich damit pudert, daß ſie ferner nicht ſo weis werde, noch in ſolchen Stücken als die Weitzenſtärke zu erhalten ſey, ſondern in kleine unanſehnliche Brocken zerfalle.

§. 33. Betrachtet man die Tartoffeln in Anſehung ihres Geſchicks zu den Branntweinbrennereien. Sie werden beſchuldiget, zur Gährung kein gutes Geſchick zu haben, und daher im Keſſel ohne Zuſatz andern Getreides gern anzubrennen. Ich antworte, daß der angegebene Mangel nicht in den Tartoffeln, ſondern in der ungeſchickten Vorbereitungsart ſtecke. Sie ſind ſo geneigt als irgend eine andere Frucht zur Fermentation, ſie haben aber viel zähen Schleim, folglich muß der gährende Saft mehr verdünnet werden, ferner muß man eben ſo wie bei den Bierhäſen den Branntweinkeſſel kaum zur Hälfte, mit der wohlverdünten gehörig umgerührten Branntweinmaſſe anfüllen. Endlich wird man dem daraus

gezo-

gezogenen Brantwein mehr Stärke und Annehmlichkeit geben, wenn man den Branntweinmeiſch, mit Abbreſchen, Holunderbeeren, Pflaumen u. ſ. w. vermiſcht, oder auch gewürzhafte Kräuter hineinhängt.

Die zwei und zwanzigſte Abhandlung ſpricht von der Erzeugung, Wartung, und dem Gebrauche der verſchiedenen Küchenkräuter u. ſ. f.

§. 5. Iſt zu erinnern daß der daſelbſt abgehandelte wilde und zahme Sauerampfer ein ſehr gedeiliches und geſundes Schweinefutter ſey, er mäſtet beinahe ſo ſtark als der Klee, man ſchneidet den Sauerampfer kurz, giebt ihn den Schweinen roh zu freſſen, und kann den Garten Sauerampfer vorzüglich den langblättrigen, den Sommer über sechsmahl ſchneiden.

§. 15. Iſt vergeſſen, daß der Wermuth eine fürtrefliche Speiſe, und Arzenei für das junge Federvieh, beſonders für die welſche Hüner oder Kalecunen ſey. Er wird gehackt, mit harte Eyer, oder mit Brod vermiſcht, gefüttert.

§. 17. Wird geſagt, daß man ſich in Deutſchland meiſtentheils mit ſchon abgetrunknen und wieder gedörrten Theeblättern behelfen müſſe, es ſey auch bekannt, daß wenn man unverfälſchten Thee

haben

haben wolle, man ſolchen auf der Stelle mit 4 , 5. Thaler das Pfund zu bezahlen genöthiget ſey, und dennoch öfters, elendes und mit Orangeblüte angemachtes Zeug zu trinken bekomme.

Dieſes theils übertriebene, theils ganz irrige Urtheil kann man einem praktiſchen Oekonomen und Patrioten der das Geld im Lande zu erhalten wünſcht, und daher den Ehrenpreis in die Stelle des allerdings ſehr entbehrlichen Thees ſetzen will, zu gute halten, warum er aber nicht dem Thee von tauſendgulden Kraut, von Schlüſſelblumen, von Meliſſe, vornehmlich von Salwey zu Verdrängung des chineſiſchen Thees vorſchlägt, verdient weniger Nachſicht. Sagt nicht ſchon die Salernitaniſche Schule cur Moritus homo cui creſcit Salvia in hortis, und antwortet zugleich drauf Contra vim Mortis, non eſt medicamen in hortis? Es iſt nicht weniger eine ausgemachte Wahrheit daß der Thee von den Spitzen der Salweye zumalen mit Milch getrunken, angenehm ſchmecke.

§. 28. Heißt es, auch werden die Kürbiſſe, nachdem ſie gekocht, und ausgepreßt worden, mit unter das Brod gebacken, welches ſehr wohlſchmeckend darnach werden ſoll. Umgekehrt Herr

Au-

Autor, der ganze Kürbis, die Schale und Kerne ausgenommen, wird roh unter den Brodteig geknetet, es dienet ihm ſtatt des Waſſers, und Ferments, und giebt ein herrliches Brod, doch ſind die Verſuche blos mit Waitzenmehle gemacht worden.

Die drei und zwanzigſte Abhandlung beſchäftiget ſich mit Vorſchriften zu Anlegung, Pflege und Wartung guter und nutzbarer Baumſchulen.

§. 19. Werden die Urſachen erzählt warum die jungen wildartigen Obſtbäume nach dem ſie in die Baumſchule gebracht worden, zuförderſt in gutartige verwandelt werden müſſen. Der Herr Verfaſſer verſichert, daß ob zwar jedes Geſchöpfe ſowohl in dem Thiera s Pflanzenreiche ſeines gleichen zeuge, ſo lehre doch die Erfahrung, daß die Obſtbäume eine Ausnahme von der Regel machten. Die von gutartigen Obſtkernen erzeugten Stämme brächten zwar beſſere und mildere Früchte, als die aus wilden Obſtkernen erzielten, jedoch ſey die Frucht die man von ihnen in ihrem natürlichen Zuſtande bräche, weder an Gröſſe noch an Geſchmack derjenigen gleich, woraus ſie erzeuget worden., daher dann, wenn man gutes und ſchmackhaftes Obſt von ihnen haben wolle, ſie eben

eben diejenige Verwandlung erfahren müſten, durch welche man die Wildlinge zu gutartigen Bäumen umgeſchaffen hätte.

Ich geſtehe hierin anderer Meinung zu ſeyn, und kann mich kühnlich auf vielfache Erfahrungen gründen. Wahr iſt es; daß nicht alle aus guten Obſtſorten erzeugten Kerne einen vortreflichen Obſtbaum liefern; allein es iſt nicht weniger wahr, daß junge Bäume die niemals gepropft oder oculirt worden, verſchiedene neue, öfters ſehr gute Sorten von Obſt zum Vorſchein gebracht haben. Nehme ich alſo den Fall an, daß in einer aus lauter guten Obſtkernen beſtehenden Saamenſchule nur ein Drittel gute oder neue Sorten liefere, zwei Drittel der Bäume aber, das Gartenmeſſer bedürfen, ſo bleibt es doch allemal rathſam, die jungen Bäume in der Baumſchule weder oculiren noch propfen zu laſſen, bis man ihre erſte Früchte erhalten, und ſich überzeuget hat, ob und welche verbeſſert werden müſſen. Unter dieſer Bedingung werden die jungen Bäume geſchwinder erſtarken, und uns bleibt noch Zeit genug übrig die der Verwandlung etwa bedürftigen in der Krone zu propfen. Uebrigens laſſen ſich auch dergleichen junge Bäume ſehr verbeſſern, wenn ſie einigemahl verpflanzet, oder ihnen ein neuer Standort angewieſen wird.

§. 24. Heißt es, die Erfahrung lehre, daß Pfirſich und Abrikoſen Steine zwar zum erzielen junger Stämme anzuwenden wären, jedoch die darauf geſezte gutartige Reiſer kein Gedeien hätten, mithin man weit beſſer thäte, auf junge Hunde, Pflaumſtämme Aprikoſen u. ſ. f. zu propfen.

Ich habe abermals verſchiedene Erfahrungen vom Gegentheil für mich anzuführen, und kann unter andern bei Solothurn zwei aus dem Saamen erzeugten, niemals gepropften an einer Wand gezogenen Pfirſichbäume zeigen, die in Zeit von acht Jahren die Höhe von 30 Schuh erreicht, und faſt alljährlich eine groſſe Menge der herrlichſten Früchte gebracht haben. Indes hat mir auch die Erfahrung gelehrt, daß die aus den Saamen erzeugten Pfirſich- und Aprikoſenbäume zwar ſchneller wachſen, und ſtärker tragen, als die gepropften aber auch deſte eher zu Grunde gehen, beſonders vom Austreten des Gummi ſehr leiden.

§. 27. Will der Herr Autor, daß damit in den Baumſchulen das Erdreich nicht zu feſt, und die Feuchtigkeiten und Nahrungsſäfte aus der Luft anzunehmen unfähig werde, man das Erdreich etwa einen halben Schuh tief auflockern, und dieſe Arbeit im Frühlinge thun müſſe.

Ich

Ich halte das Auflockern der Erde gleichfalls
othwendig, theils aus denen vom Herrn Ver-
iſſer angeführten Urſachen, theils um ſo mehr
ir dem Beſuch der Mäuſe geſichert zu ſeyn, al-
in mir deuchtet, daß beide Endzwecke, das Auf-
ckern im Spatjahre nothwendig machen, damit
ie wohlthuenden Winterfeuchtigkeiten deſto beſſer
ndringen, das Erdreich von neuem mit Nah-
ungsſäften ſchwängere, und die Vorrathskam-
ern der Mäuſe welche im Herbſt angeleget, zer-
öret werden möchten.

§. 32. Verlangt unſer Lehrer daß man die
genannte hochſtämmige Obſtbäume nach dem Bei-
iele unſerer lieben Vorfahren fein niedrig halten,
e auch in den Baumſchulen nicht über fünf Schuh,
och ziehen ſolle, weil bekannt ſey, daß nicht der
Stamm, ſondern Aeſte und Zweige Früchte trü-
en; weil ferner ein hoher Stamm ſich in ſeinen
weigen nicht ſo ausbreite, als ein niedriger u. ſ. f.

Ich wünſchte dieſen Vorſchlag aus einem ſo
hrreichen Werke wegwiſchen zu können, wenn
uch der gute Ruf unſerer lieben Vorfahren dar-
nter verlieren ſollte. Leider! wird dieſem alten
erkommen, nur gar zu treulich, beſonders in
er Gegend des Rhein- und Mainſtrohms gefol-

 get.

get, ob man gleich täglich vor Augen ſiehet, daß unter dem Schatten dieſes ausgebreiteten, und mit ſeinen äuſſeren Zweigen faſt die Erde berührenden Baumes, kein anderes Gewächs, ſelbſt das Gras nicht gedeie; und man ſich leicht in den Pflanzungen einſehender Wirthe überzeugen könnte, daß ein hochzogener Baum ſchmackhaftere Früchte als ein niedriger bringe, daß verſchiedene Gewächſe unter ſeinem Schatten gedeien, daß er den Spatfröſten weniger als ein anderer ausgeſezt, endlich auch für dem Beſtehlen weit ſicherer als ein niedrigſtämmiger iſt.

Im 35ten §. ſind die vermutheten vernünftigen phyſikaliſche Gründe etwas ſchwach gerathen. Man ſoll die mit Moos gezüchtigten Bäume, mit Kalchwaſſer benetzen, und dadurch die bis in den Gipfel mit Moos überzogenen Bäume von dieſem Gaſt befreien.

Ich mag mich über die ganze Operation, über die angeführte Urſachen, eines glücklichen Erfolgs, über die Natur des Kalchs nicht einlaſſen, weil ich meiner Abſicht entgegen, ungemein weitläuftig werden müſte, wenn ich Sätze beſtreiten wollte, deren Mängel ſo ſichtbar ſind. Ich begnüge mich zu bemerken, daß häufig ſich erzeugender Moos an

Obſt-

Obſtbäumen, zum Zeichen diene, daß der Standort ihrer Natur zuwieder ſey; oder daß ſie dem höchſten Ziele ihres Lebens entgegen eilen. Iſt nun das erſte, ſo ſuche man dem Baum durch zweckmäßigere Erde zu helfen, oder ihn gar zu verpflanzen. Wäre das leztere, ſo läſt ſich das Leben des Baumes dadurch verlängern, daß man ihn mit einen neuen Rock beſchenkt. Solches geſchiehet, wenn ich im Frühling bei verdünntem Safte, dem ganzen Schafte des Baumes die äuſſere Rinde abnehmen laſſe, und von der Seite wo der Wind herkommt, einen Schirm anbringe, damit der entkleidete Baum die Erkältung und deren Folgen nicht fürchten dürfe. Gleich nach geendigter Operation wird der Saft den entblößten Schaft überziehen, und daraus anfänglich etwas gallertartiges bald entſtehen, welches ſich in eine zarte, immer ſtärker werdende neue Rinde verwandelt, und dem alten Baume ein jugendliches Anſehen verſchaft.

Die vier und zwanzigſte Abhandlung, ſpricht von der richtigen Lage, inneren Güte, erſten Anlegung, jährlichen Pflege und Wartung eines nutzbaren Obſtgartens auf dem Lande.

§. 10. Behauptet der Herr Verfaſſer daß man einen neu angelegten Obſtgarten, nur 4 a 5 Jahre mit Unterfrüchten beſtellen, ſodann aber den Boden zum Grasgarten widmen, und das Erdreich gar nicht mehr berühren müſſe, damit die Wurzeln der Bäume, durch das Umgraben des Erdreichs nicht beſchädiget würden.

Auch dieſe Lehre verdient keinen Beifall, weil ein Baum der ſich fünf Jahr bewurzelt hat, es kaum bemerkt, wenn ihm durchs Umgraben eine Wurzel entzogen wird; da weiter der Grasgarten auch gedünget werden muß, wenn er nicht mit der Zeit immer weniger und geringere Grasſorten zum Vorſchein bringen ſoll; da endlich es ſehr rathſam iſt, das Erdreich um den Baum herum alle Herbſte aufzulockern, damit er Feuchtigkeiten und Nahrungsſäfte an ſich ziehen könne. Ich würde daher lieber anrathen, einem Baum der zu ſtark ins Holz treibt, und keine Fruchtaugen anſetzen will, ein, bis zwei ſtarke Würzeln zu nehmen; einem andern aber der kränkelte, oder doch nicht freudig wüchſe; würde ich entweder mit Miſtgauche, mit Aas, oder etwas ähnlichem an ſeiner Wurzel erquicken, oder die alte ausgediente Erde um den Baum herum ausgraben, und ihren Platz durch friſche Erde, aus den Gemüſegärten, oder andern fruchtbaren Plätzen erſetzen.

Bei

Bei §. 15. Bemerke ich blos, wie es mir beſonders ſcheint, daß unſer Lehrer §. 32. der vorigen Abhandlung die hochgezogenen Obſtbäume tadeln, und von ihnen geringen Nutzen prophezeyen können, da er doch hier Obſtgärten auf Anhöhen, wenn ſie nur der Sonne exponirt ſind beſonders rühmt, und wie er ſagt, als eine unſtreitige Wahrheit feſtſezt,

Daß die auf den Anhöhen ſtehenden Bäume vor denjenigen, die in einer Ebene gepflanzt ſind, in vielen Stücken einen groſſen Vorzug haben. Denn ein auf einer Anhöhe ſtehender Baum genießt nicht allein der Sonnenwärme weit ſtärker, ſondern hat auch einen weit freieren Zugang der Luft. Daß beides zur Fruchtbarkeit der Bäume gereiche, und auch beſonders das erſtere die Zeitigung der Früchte, und ihren Wohlgeſchmack gar ſehr befördere, habe ich ſchon oben zur Genüge erwieſen.

Nun entſcheide wer entſcheiden kann, ob angeführter 32te §. oder der gegenwärtige zu adoptiren ſey, ich erkläre mich vor den 15ten der vor uns liegenden Abhandlung.

Fünf und zwanzigſte Abhandlung von dem in der Landwirthſchaft nöthigen Viehſtande und Viehzucht überhaupt.

Bis zum 16ten §. finde ich viel wahres und nützliches in Anſehung der Viehnutzung bemerket, jedoch zweifle ich, daß der Herr Verfaſſer, bei ſeinen Berechnungen alle mögliche Fälle beabſichtet habe. Z. B. paſſen die Berechnungen nicht, für jene Wirthſchaften wo ſtarke Brauereien Branntweinbrennereien, Stärkemachereien der Fütterung ungemein zu Hülfe kommen, folglich auch einen ſtärkeren Viehſtand, als er es nach dem Verhältnis der Aecker und Wieſen ſeyn könnte, zu unterhalten erlauben. Zu geſchweigen, daß wer nahe an einer groſſen Stadt wohnt, und ſeine friſche Milch von 4 zu 6 Kreutzer das Maas verkaufen kann, noch immer beträchtlichen Vortheil von einer ſtarken Kuhmelkerei haben wird, wenn er auch den gröſten Theil ſeines Sommer- und Winterfutters für baares Geld einkaufen muß; alſo iſt es nicht allemahl wahr, daß ein mit dem ſelbſt gewonnenen Futter nicht harmonirender Viehſtand nur ein Unternehmen vor reiche und mächtige Wirthe ſey.

Die §. 16. gegebene Regel, daß an magern Orten kleine, an fetten aber groſſe Vieharten vor

die

die beſten zu halten, iſt zu unbeſtimmt, und ſetzet mancherlei Abfälle; auch iſt es ein offenbarer Irthum, daß kleines Schaafvieh gemeiniglich die feinſte Wolle trägt, wenn hier richtig geurtheilt wäre, müſte in Spanien und England die gröbſte, auf der Lüneburger Heide aber die feinſte Wolle von den ſogenannten Heideſchnucken erzeuget werden.

In der ſechs und zwanzigſten Abhandlung wird von der verhältnismäßigen Anzahl, Gütefütterung und Wartung der in einer Landwirthſchaft erforderlichen Zug und Ackerpferde geſprochen.

Alles was §. 19. zum Ruhm des Klees in Anſehung der Pferdefütterung geſagt wird, iſt richtig, jedoch nur inſofern, wenn der Klee erſt in ſeiner vollen Blüte gehauen und gefüttert wird.

§. 26. Sind die für ein Arbeitspferd angenommene acht Pfund Heu zu wenig 10 a 12 Pfund ſind bei ſtarker Arbeit in 24 Stunden nöthig.

Die ſieben und zwanzigſte Abhandlung unterſucht in wiefern Steineſel, und Maulthiere im landwirthſchaftlichen Gebrauch nützlich ſeyn können.

Mit dem Geſchlechte der Eſel ſcheint unſer Lehrer wie aus der ganzen Abhandlung erhellet, nur obenhin bekannt zu ſeyn. Z. B. der Eſel be-

S 5 hilft

hilft ſich freilich mit geringem Futter, er will aber doch beſſer als der Herr Verfaſſer glaubt, behandelt ſeyn, zumalen wenn er arbeiten ſoll. Von ſeinem Getränke wird nichts erwähnet, da er doch bekanntlich darin ſehr delicat, und die hellſte Waſſerquellen für ihn die liebſten ſind. Zum Eggen in Sandfeldern iſt der Eſel auch recht gut, ja beſſer als ein Ochſe. Dieſemnächſt iſt die Unfruchtbarkeit der Maulthiere ohnerwieſen, ja es ſind mehr Stimmen für die Fruchtbarkeit als für die entgegengeſezte Eigenſchaft. Endlich verdienen zwar überhaupt betrachtet die Maulthiere das ihnen beigelegte Lob; doch iſt nicht zu vergeſſen, daß viele unter ihnen ungemein tükiſch, und übel zu bekehren ſind, daher ihr Credit auch ſtark in Abnahme kömmt, wenigſtens haben des Kaiſers Majeſtät, die Maulthiere theils wegen ihres hohen Preiſes, theils wegen ihrer Untugenden vom Tragen der Gepäckes bei der Armee diſpenſirt, und die viel gelehrigere Pferde in ihren Platz geſtellt.

Die acht und zwanzigſte Abhandlung, ſpricht von der verhältnismäßigen Anzahl, guten Fütterung, Wartung der in einer Landwirthſchaft erforderlichen Zugochſen.

§. 24. Scheint vergeſſen zu ſeyn, daß manche Ochſen auch weiches Horn an den Füſſen haben, und damit in kieſichten und ſteinichten Böden faſt gar nicht fortkommen können, ob ſie gleich ſonſt alle Eigenſchaften eines guten Zugochſens haben, und daß man dieſem Fehler durch das Beſchlagen der Füſſe ſo wie es unter andern auf dem Hundsrück, und im Salzburgiſchen üblich iſt, ohnbedenklich abhelfen könne.

§. 21. Wird erinnert, das der Klee mit den Ochſen nicht eher als bis er Blumen bekommen, gefüttert werde. Soviel ich weis, iſt dieſes keine die Ochſen beſonders, ſondern alle Vieharten gleich ſtark angehende Regel, und derjenige ein ſchlechter Wirth, der ſeinen Klee, er ſey von welcher Art er wolle, eher ſchneidet, und füttert, als bis er in der Blüte ſtehet. Allein auch den blühenden Klee will der Herr Verfaſſer den Ochſen nicht ſo pur gönnen, ſondern er ſoll mit Stroh zu Heckerling geſchnitten, und dieſes Mengſel den Ochſen gefüttert werden, weil das mit untergeſchnittene Stroh, durch ſeine bei ſich führende Salze die allzugroſſe Fettigkeit des Klees mäßigen ſoll, wie viel Gran Salz mag wohl in einem Bund Stroh ſtecken? Von was für Natur mag dieſes Salz ſeyn?

Der

hilft ſich
doch beſſ
delt ſeyn
ſeinem S
bekanntl
ſerquelle
in Sand
ſer als e
barkeit d
mehr S
entgegen
zwar übe
nen beige
viele und
bekehren
nahme k
jeſtät,
Preiſes,
gen der
die viel

D
on d
ung,
erlich

Die beſte Probe ob die Milch es ſey bei Men-
en oder Vieh, fett oder mager iſt, wird darin
tehen, daß man einen Tropfen der Milch auf
Nagel, oder auf Metall tröpfelt, bleibt der
opfen rund wie eine Perle ſtehen, ſo iſt die Milch
t, fließt aber der Tropfen auseinander, ſo iſt
e Milch wäßrich.

§. 12. Bemerke ich, daß man auch aus ei-
em gröſſeren oder kleinen Grübchen auf dem Kopf
wiſchen den Hörnern milchreiche Kühe beurthei-
n, und die mit den tiefen Gruben dafür anſpre-
hen will; allein ich halte ſo wenig dieſes, als des
errn Verfaſſers Kennzeichen, am Bauchnabel
ür zuverläßig, wenigſtens habe ich weder von dem
inen, noch von dem andern überzeugende Proben
eſehen.

Ob man nach §. 14. die Ungart einer Kuh, dnrch Auflegung eines Sattels heben, und ſie zum ſtille ſtehen gewöhnen könne, iſt mir unbekannt, das zuverläßigſte Mittel aber eine Kuh die ſchlägt, und ſich nicht melken laſſen will, zu bändigen, iſt, daß man ihr bei jedesmahligem Melken einen Fuß in die Höhe bindet, damit ſie keinen Fuß zum ſchlagen übrig habe, wenn ſie nicht zur Erden ſtürzen will.

Der Klee ſchadet nur, wenn er zu jung gefüttert wird. Klee der in voller Blüte ſtehet, und zum Theil abgeblühet hat, kann ohnbedenklich allem Viehe gefüttert werden, und aller Nachtheil der aus dem häufigen Gebrauch entſtehen kann, ſind Blähungen, und Vollblütigkeit, wogegen man aber andere Mittel, als Stroh hat.

Die neun und zwanzigſte Abhandlung unterrichtet uns von der verhältnismäßigen Anzahl, Fütterung und Wartung der in einer Landwirthſchaft erförderlichen Kühe.

§ 11. finde ich hinzuzufügen nöthig, daß die blaulichte Farbe der Milch noch mehrere, als die von unſerm Lehrer angegebene Urſachen haben könne. Z. B. wenn man die Kühe zu alt werden läßt; wenn man trächtige Kühe zu lange melkt; auch haben die jungen, zum erſtenmale gekalbten Kühe gemeiniglich dünne Milch. Manchen Kühen iſt aber die blaulichte Milch in der Natur, und ſie geben oft bei gleichem Futter um die Hälfte mehr Milch, als eine andere Kuh, wer alſo Gelegenheit hat, die Milch ſo friſch zu verkaufen, hat keine Urſache ſich die Eigenſchaft dergleichen Kühe gereuen zu laſſen.

Die

Die beſte Probe ob die Milch es ſey bei Menſchen oder Vieh, fett oder mager iſt, wird darin beſtehen, daß man einen Tropfen der Milch auf den Nagel, oder auf Metall tröpfelt, bleibt der Tropfen rund wie eine Perle ſtehen, ſo iſt die Milch fett, fließt aber der Tropfen auseinander, ſo iſt die Milch wäßrich.

§. 12. Bemerke ich, daß man auch aus einem gröſſeren oder kleinen Grübchen auf dem Kopf zwiſchen den Hörnern milchreiche Kühe beurtheilen, und die mit den tiefen Gruben dafür anſprechen will; allein ich halte ſo wenig dieſes, als des Herrn Verfaſſers Kennzeichen, am Bauchnabel für zuverläßig, wenigſtens habe ich weder von dem einen, noch von dem andern überzeugende Proben geſehen.

Ob man nach §. 14. die Ungart einer Kuh, durch Auflegung eines Sattels heben, und ſie zum ſtille ſtehen gewöhnen könne, iſt mir unbekannt, das zuverläßigſte Mittel aber eine Kuh die ſchlägt, und ſich nicht melken laſſen will. zu bändigen, iſt, daß man ihr bei jedesmahligem Melken einen Fuß in die Höhe bindet, damit ſie keinen Fuß zum ſchlagen übrig habe, wenn ſie nicht zur Erden ſtürzen will.

§. 15.

§. 15. Iſt zu erinnern vergeſſen, daß es auch Kühe giebt, welche die Kunſt verſtehen, ſich ſelbſt auszumelken, und ſich dabei ſehr wohl befinden. Ich bin ſelbſt mit dergleichen Creaturen betrogen worden, die mir ein Jude abkaufte, und ohngeachtet ich ihm ihr Kunſtſtück nicht verſchwiegen, ſie gleichwohl in einem hohen Preiſe annahm; über dieſe Freigebigkeit des Juden betreten, drang ich in ihn die Urſach zu erkundigen, worauf er mit einer lächelnden Mine verſicherte, daß dieſe Kuh ihn wenigſtens ein paar Jahr ernähren ſollte, weil ſie auf den Märkten ihres guten Anſehens wegen, geſchwinde Liebhaber finden würde, welche die Käufer nach erkanntem Fehler, ſodann veranlaßte, ihm die Kuh mit merklichem Verluſt, von ihrer, und gutem Gewinn von ſeiner Seite wieder aufzudringen.

§. 17. Bemerke ich, daß auch das Futter ſo das Vieh genießt, einen ſtarken Einflus auf die Zähne habe; denn ſo wird ein Stück Vieh, ſo viel magere Mahlzeiten von Heidekraut thun muß, die Zähne viel geſchwinder ruiniren, als wenn es ſüſſes und weiches Futter genießt.

§. 21. Wird geſagt, daß auf magern und hohen Weiden die Kälberzucht weit beſſer von

ſtat-

ſtatten gehe, als auf fetten und niedrigen Hütungsplätzen. Dieſer Ausſpruch ſcheint mir nicht beſtimmt genug. Eine Hütung kann hoch, und gleichwohl fett ſeyn, und eine andere kann ſehr niedrig, und dennoch mager ſeyn. Ich empfehle daher die im erſten Bande meines Lehrbegriffs angetragene Kälberzucht, bei welcher man ſich in Thälern, und Gebürgen, auf fetten und magern Weiden wohlbefinden wird.

Von §. 41-66. werden viel gute und in der Erfahrung richtig befundene Sätze über die Unterhaltung der melkenden Kühe geſagt, jedoch iſt auch ein wenig Spreu unter den Weitzen gekommen, wovon wir ihn alſo geſchwinde zu reinigen, um Erlaubnis bitten.

1) Wenn dem Torfe beigemeſſen wird, daß er viel ſchweflichte Theile enthalte, ſo iſt dieſes zwar in Anſehung vieler Torfarten ſehr wahr; wenn aber der Herr Verfaſſer zu verſichern fortfährt, daß der Schwefel bei allen Thieren ſehr angreifend, und beſonders der **Lunge** höchſt ſchädlich ſey, und daß man alſo leicht den Schluß machen könne, wie ſehr das Vieh, und beſonders das melkende Kühvieh bei einer dergleichen Weide an ſeiner Geſundheit leide; ſo bin ich zu urthei-

len

len geneigt, daſs der würdige Herr Verfaſſer weder die Beſtandtheile des Schwefels, noch deſſen Wirkungen in die menſchlichen und thieriſchen Körper kenne, ſondern zu dieſem nachtheiligen Urtheile durch die erſtickenden Dämpfe eines entzündeten Schwefels verführet worden ſey.

Ich will ihn alſo erſuchen geſchickte Aerzte und Scheidekünſtler über dieſen Umſtand zu hören, die ihm ſogar den Schwefel als ein herrliches Mittel in der Lungenſucht anpreiſen, und ihm Wunderdinge von der Kraft der Schwefelbäder erzählen werden, deren eines ich noch vor einigen Wochen in den fruchtbarſten Aeckern und Wieſen entdeckt habe.

2) Gebe ich zwar gern zu, daſs torfige Wieſen, und Weiden, gemeiniglich zur ſchlechteſten Klaſſe gehören, allein ich zweifle ob ſie durchgängig der Verbeſſerung unfähig ſeyn ſollten? Wer ſein Torfmoor von überflüſsiger Näſſe befreien, oder das Waſſer abzapfen, und die Oberfläche mit 6 Zoll hoch Sand befahren, ſodann den Boden tief pflügen, oder hacken laſſen kann, der wird in 2. ⸗ 4. Jahren das elendeſte Torfmoor in eine Feldflur verwandeln, die zum Waizen ⸗ Gemüſe⸗ Klee⸗ und Grasbau gleich geſchickt iſt. Probatum eſt.

3)

3) Scheint es ein Druckfehler zu ſeyn, wenn es §. 49. heißt:

> Mit der Hütung in den Eich= Buch= und Elſen (Ellern) Wäldern, hat es hierunter eine ganz andere Bewandnis. Das in denſelben wachſende Gras iſt weit fetter und nahrhafter u. ſ. w.

Denn wenn der Eich= Buch= Ellern Wald, wirklich wohl beſtanden iſt, folglich den Nahmen eines Waldes verdient, ſo läßt der Mangel an Luft und Sonne wenig Gras in die höhe kommen, und dieſes wenige, hat von der Sonne zu keinem gedeilichen Futter zubereitet werden können, folglich kann es weder fett noch nahrhaft ſeyn, hat aber unſer Lehrer die erſten Jahre eines jungen Holzaufſchlags im Sinne gehabt, ſo weis er doch daß der Eintritt des Viehes in junge Schläge die Peſtilenz der Forſten iſt, mithin die Waldhütungen überhaupt nur in gemiſchten Holzarten, wenn ſie dem Viehe aus den Zähnen gewachſen, Platz haben können, aber auch in dieſem Fall, ſchwerlich den Nahmen einer fetten und nahrhaften Weide verdienen.

4) Preiſet der Herr Verfaſſer mit Recht den rothen oder ſpaniſchen Klee vorzüglich an, allein

ich wollte doch nicht rathen die andere Kleearten ganz zu vernachlaßigen. Die Erdflöhe freſſen zum öftern groſſe Breiten jungen Klee in wenig Tagen weg, welches ich noch nie bei der Esparcette, und Lucerne wahrgenommen, folglich ſcheint es rathſamer nach Beſchaffenheit der Umſtände, das eine zu thun, das andere aber nicht zu unterlaſſen.

§. 70. Wird dem Weiskraute der Vorzug in der Fütterung gegen die Wicken oder das Wickfutter gegeben, weil die Kohl und Wurzelgewächſe dem Viehe das ganze Jahr hindurch zur Fütterung dienten, Wicken aber nur ein gut Sommerfutter wären, daneben ſehr oft mit Gift und Mehlthau befallen würden,

Mir ſcheinen die angeführte Urſachen etwas ſchwach zu ſeyn, weil man die Wicken ebenfalls trocken werden, und den Winter über füttern laſſen kann, weil ferner die Kohlgewächſe eben ſo gut wo nicht häufiger dem Mehlthau u. ſ. f. unterworfen ſind, folglich von dieſer Seite nicht das mindeſte voraus haben, wohingegen das Weiskraut weit beſſeren Boden, ungleich mehr Dünger als die Wicken erfodert, auch weit mehr Bearbeitungskoſten nothwendig macht.

Wei

Beide Fütterungsarten ſind alſo meines dafürhaltens ein jedes in ſeiner Art gut, und nutzbar, befremdlich aber iſt es, daß der Herr Verfaſſer den grünen Haver als eine Fütterungsart zu nennen und anzupreiſen vergeſſen hat, da doch bekannt, daß wenn man Hafer anfangs Aprill in friſch gedüngten Acker, ſtark oder dicke ſäet, man davon nach Beſchaffenheit der Witterung 3 bis 4 reiche Erndten an grünem wohlſchmeckenden, und ſehr gedeilichem Futter bis im Herbſt erhalten könne; ich habe dieſen Weg bei ermangelnden Klee verſchiedentlich eingeſchlagen, und meine Rechnung dabei allezeit beſſer als bei Wicken und Weiskraut gefunden.

Ueber die §. 72. gemachte wirthſchaftliche Berechnung möchte ich nicht gern die Gewähr leiſten, wenn wir auch ſtatt 15 ≠ 30 Morgen bewilliget würden, weniger würde ich jemals die Kohlblätter zu einem Sommerfutter empfehlen, wovon ich die Urſachen beim Anbau dieſer Art Gewächſe bemerket habe.

§. 74 ≠ 80. Beſchäftiget ſich der Herr Verfaſſer mit dem Stroh≠ und Heckerlingsfutter, für die melkende Kühe das er ſehr nothwendig findet, und daher bis zu den Heckerlingsmühlen ja bis in

die gröſte dieſes Geſchäfte angehende Kleinigkeiten bringt. Da ich mir aber keinen Begriff von einer guten Kuhmelkerei machen kann, in welcher man Stroh und Heckerling zu füttern nöthig hält, ſo übergehe ich dieſe ennuyante Calculationen, und wende meine Blicke auf den 83 §. in welchem die Gründe erzählt werden ſollen, warum das Heu dem Vieh in Ueberflus und gröſſerer Menge, als zu deren reichlichen Unterhaltung nöthig iſt, zu geben, unwirthſchaftlich gehandelt ſey. Im vorhergehenden §. hatte der Herr Verfaſſer täglich 8 Pfund Heu, oder für den Winter 13 Centner Heu für eine melkende Kuh beſtimmt, dieſes heißt er reichlichen Unterhalt, folglich iſt alles was drüber iſt vom Uebel. Wir wollen ihn in ſeinen eignen Worten hören.

Es iſt zwar wahr, daß eine Kuh, die lauter Heu bekommt, und den ganzen Winter hindurch kein Strohfutter ſchmecket, verhältnismäßig weit mehrere, und auch beſſere Milch und Butter giebt, wie man ſolches von demjenigen Kuhvieh, welches Winter und Sommer in den Bruchörtern bleibet, und mit lauter Heu gefüttert wird, offenbar wahrnimmt. Allein die Frage iſt, ob ſolches vor einen Wirth im ganzen vortheilhaft iſt? Und ob die

die Kühe das überflüſſige Heu, ſo ſie genieſſen, durch ihre mehrere Nutzbarkeit auch bezahlen? Und hieran zweifle ich gar ſehr.

Eine Kuh muß alsdenn zu ihrer Sättigung, täglich wenigſtens 20 Pfund haben, weil es bei der häufigen Heufütterung nicht ſo genau hergehen kann, daß nicht vieles davon in den Miſt kommen ſollte, ſie erhält alſo jährlich 19 Centner mehr, als ſie bei der Strohfütterung nöthig gehabt hätte. Dieſer 19 Centner betragen nur zu 6 Groſchen gerechnet 4 Rthlr. 18 Gr. daß eine mit purem Heu unterhaltene Kuh den Winter hindurch ſoviel mehr einbringen ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich. Wenn ich auch einen Ueberſchuß von zwei Thaler annehmen wollte, ſo verlieret doch ein Wirth, welcher ſeinen Heuzuwachs, den er ſonſt vor baares Geld verkaufen könnte auf dergleichen Art verſchwendet, dabei offenbar auf jedes Stück zwei Rthlr. 18 Gr. welches in groſſen Wirthſchaften ſchon ein beträchtliches ausmacht u. ſ. f.

Ich kann das Unwirthſchaftliche ſo der Herr Verfaſſer beim ſtarken Heuverbrauch vermuthet, nicht finden, vielmehr ſcheinet mir ſeine Fütte-

 rungs-

rungsart, ſammt dem vorgeſchlagenen Anmengſel, beſchwerlich, koſtſpielig, und wenig einträglich. Wer ſich die Mühe geben will meine Koſten und Nutzungsberechnungen der Kühe, im erſten Bande des Lehrbegriffs ſämmtlicher ökonomiſcher und Cameralwiſſenſchaften pag. 157 - 176, nachzuſehen, der wird ſich im Stand ſetzen, gründlich zu entſcheiden, auf welcher von beiden Seiten Wahrheit und Vortheil am ſichtbarſten ſind.

§. 98 - 101. Empfiehlt der Herr Verfaſſer das ſpäte austreiben des Viehes auf die Weide, und er hat recht, daß aus dem bethauten Graſe viel Krankheiten entſtehen, es iſt aber nicht weniger wahr, daß bethautes Gras nahrhaft ſey, und viel Milch erzeuge, daher dann auch in naſſen Sommern bei weiten nicht ſoviel Milch als bei trocknen, in Fettweiden erfolget, mithin kömmt es auf den Wirth an, ob er lieber ſich Viehkrankheiten blos ſtellen, oder lieber viel Milch haben will.

§. 104. Wiederſpreche ich aus vielfacher Erfahrung dem Schluß, daß nemlich:

> Fette Weideplätze für das junge Vieh eben nicht zuträglich, auch der ſchnelle Wachsthum der Dauerhaftigkeit bei den Kühen zuwieder ſey.

Bei

Bei der Folen oder Pferdezucht würde dieſe Erinnerung am rechten Orte ſtehen, bei den Kühen paßt ſie gar nicht. Der Endzweck der Kuhhaltung, ſind Milch und Kälber, je beſſer ich das junge Vieh füttre, je ſchneller wächſt es, je gröſſer und ſtärker wird es, je geſchwinder wünſcht es Mutter zu werden, und uns mit Milch und Kälbern zu beſchenken, ohne daß daraus weder für die Kuh noch für den Eigenthümer Nachtheil entſtehet, wohingegen ein auf ſolche Art erzogenes Füllen gemeiniglich dicke Beine, die Mauke, und überhaupt einen ungeſtalten Körper erhält.

Nach §. 106. ſoll die Herbſthütung denen Melkekühen, ſo lange das Gras noch keinen ſtarken Froſt bekommen, dienlich ſeyn. Ich habe Urſach daran zu zweifeln; überhaupt iſt der Ausdruck keinen ſtarken Froſt bekommen ſchwankend, es ſollte billig heiſſen ſo lange das Gras noch keinen ſtarken Reif bekommen, denn ſobald ſich Reiße einſtellen, verliert das Gras zuſehends an nährenden Kräften, und der Reif der ſelten Vormittags abtrocknet, verſchaft Blähungen, Leibſchmerzen, zuweilen noch nachtheiligere Zufälle.

§. 113. Will der Herr Verfaſſer daß die Futterkräuter nur in den Nachmittagsſtunden gehauen

werden ſollen, vermuthlich wird er doch die reg-nichten Tage darunter nicht mit begreiffen. Ich wäre geneigt, die an ſich gute Regel folgender-maſſen umzuformen,

> Die Futterkräuter müſſen bei trockner und warmer Witterung allezeit gegen Abend ge-hauen, und der abgeerntete Kleeacker mit verdünnter Miſtlacke begoſſen werden, da-mit man den Folgen bethauten Futters ent-gehe, die Sonne aber die Saftröhren der Kleeſtöcke und Wurzeln nicht überfallen, und zuſammenſchrumpfen könne, auch die Miſt-lacke den baldigen Wiederwuchs des Klees befördern möge.

§. 132. Werden die Kuhſtälle getadelt, über welche Korn oder Schuttböden angebracht ſind, weil die bloſſe Dielen die Kälte nicht genug ab-halten: dies iſt wahr, wer aber verbietet uns den Schuttboden mit Gyps, oder mit Draß zu be-gieſſen, folglich dadurch der Kälte zu wehren. und zugleich zu verhindern, daß die Ausdünſtungen des Viehes dem Getreide nicht nachtheilig werden.

§. 135. - 149. Iſt unſer Herr Verfaſſer äuſ-erſt bemühet, ſeinen Leſern die warmen Brühen, oder das Brühefutter, für die Kühe beſtens zu

em-

empfehlen, ja unter Bedrohung ſie für unwiſſende, Boshafte, von Vorurtheilen gegängelte zu ſchelten, und um Beifall zu bitten. Es thut mir leid, einem Schriftſteller wiederſprechen zu müſſen, den ich ungemein hoch ſchätze; da aber die Wahrheit bei mir über alle andere Betrachtungen gehet, ich auch moralisch gewis bin, daß der Herr Verfaſſer nicht aus Eigenſinn, ſondern weil er ſeinen Gegenſtand nicht von allen Seiten betrachtet, ſich durch die Mode verführen laſſen, eine Fütterungsmethode in Schutz zu nehmen, welche der geſunden Vernunft, und Erfahrung gleich ſtark wiederſpricht. Hätte unſere Lehrer erwogen, was über dieſen Gegenſtand in des würdigen Freiherrn von Hohenthal ökonomiſchen Nachrichten pro & contra geſchrieben worden, hätte er geleſen was ich im erſten Bande des Lehrbegriffs p. 157. gegen die warmen Brühen geſagt, ſo zweifle ich daß er hier mit ſo ſchwachen Gründen, ſeine Brühen zu vertheidigen bemühet geweſen ſeyn würde.

Mein Plan verbietet weitläuftige Ausführungen, ich will dannenhero nur mit wenig Worten bemerken machen, 1) daß alles warme Geſöffe dem Rindviehe von Natur zuwieder, und es durch Hunger und Durſt gezwungen werden müſſe, ſich wiedernatürlicher Nahrungsmittel zu bedienen

2) daß die Kühe währendem Freſſen wenig kauen, ſondern nur verſchlingen, und in ſich ſelbſt ein Behältnis finden, in welchem ſie die Genoſſene trockne Nahrungsmittel erweichen, zur Verdauung vorbereiten, und durch das Wiederkauen zu einem ihrem Körperbau angemeſſenen Nahrungsſaft zubereiten, folglich zu dieſem Endzweck des gebrüheten Futters ganz bequem entberen können 3) daß die Beiſpiele von der Schweiz, von Holland, von England, von den Niederlanden, vom Limburgiſchen, von Oſtfriesland, von Hollſtein u. ſ. f. überzeugend beweiſen, daß man ohne Brühefutter ja ohne unterſuchen zu dürfen, wie der liquor gastricus und der Motus peristalticus die Concoction veranſtalte, die vortreflichſte und nutzbarſte Kühe unterhalten könne; 4) daß die Erwärmung einer ſo beträchtlichen Menge Waſſers allerdings Verzögerungen verurſachen, nichtweniger ſtärkeren Verbrauch der Brennmittel, die täglich ſeltener und theurer werden, erfodere, 5) daß wenn auch der Bauer ſich allenfalls das nöthige Waſſer in ſeinem Ofentopf ſieden könne, man gleichwohl erwegen müſſe, wie dazu gleichwohl mehr Brand, als wenn der Topf nicht exiſtire, aufgehet, daß ferner der Bauer die Dünſte des in ſeiner engen Stube ſiedenden, und daſelbſt ausgeſchöpften Waſſers verſchlingen müſſe, ſo gewis

keinen vortheilhaften Einflus auf ſeine Geſundheit haben könne.

Die dreißigſte Abhandlung hat die Kälberzucht zum Gegenſtande.

§. 5. Scheinet die Nutzungsberechnung oder Balance zwiſchen der Küh und Kälbernutzung unbeſtimmt und willkührlich zu ſeyn z. B. machen denn 20 zweijährige Kalben und Stiere nicht mehr Dung als 8 Kühe? Verkauft man an ſolchen Orten wo eine Kuh 7 Rthlr. Pacht trägt, eine junge 3 jährige Kuh, oder dergleichen Stier für 8 Rthlr? Ich will deswegen die Kälberzucht zum Verkauf nicht anpreiſen, weil ich weis daß ſie nur in wenig Fällen rathſam iſt; allein man muß doch eine gute Sache nicht durch gekünſtelte Berechnungen verdächtig machen. Wir haben Gegenden wo Butter, Milch, Käſe entweder gar keine Kaufmannswahre ſind, oder doch unter die Hälfte des gewöhnlichen Preiſes verſchleudert werden müſſen, ſollte denn da die Kälberzucht wohl ſchädlich ſeyn? Sollte man ſich vielleicht nicht daſelbſt blos auf die Viehmaſtung legen, zumalen das gemäſtete Vieh zu Fuſſe nach dem Ort ſeiner Beſtimmung gehet?

§. 12.

§. 12. Wird die Vorſicht wegen des Verkalbens ein wenig zu weit getrieben, zumalen der Herr Verfaſſer zu bemerken vergeſſen hat, daß auch bei dem Rindviehe, das männliche Geſchlecht 14 Tage bis drei Wochen länger in Mutterleibe verweilet, als die Kälber weiblichen Geſchlechts.

§. 23. Verdienet der Herr Verfaſſer keinen Beifall, wenn er ſeine Abſetzkälber erſt einige Tage ſaugen, und alsdenn tränken läßt, ja es iſt beſonders daß er Handlungen verdammt, die er wenigſtens auf einige Tage ſelber mitmacht.

Soll ich überhaupt meine Gedanken über den ſo weitläuftigen Artikel von der Kälberzucht ſagen, ſo gefällt mir weder der Erbs, noch Tartüffel noch Mehlbrei, noch das grüne Futter bei dieſen jungen Creaturen, überdem iſt es auffallend daß der Herr Verfaſſer bei dem Getränke der Kälber der Natur nachzuahmen weislich empfiehlet, folglich kaltes und heiſſes Getränke verwirft, und daß er gleichwohl bei den Melkekühen das Brühfutter ſo ſehr anpreiſet. Heißt dies der Natur nachgeahmt? Wenn hat die Natur denen Kühen warmes und gebrühetes Futter gegeben? Ja muß man nicht die mehreſten Kühe durch Hunger und Durſt zu Annehmung dieſes widernatürlichen Geſöffes zwingen?

Ich

Ich empfehle dem Leſer, den erſten Band meines Lehrbegriffs und zwar das zweite Hauptſtück von der Viehzucht überhaupt, und von der Kälberzucht insbeſondere mit Aufmerkſamkeit durchzugehen, und ſodann zwiſchen dem Herrn Verfaſſer und mir in Anſehung der Kälberzucht zu entſcheiden.

Die Ein- und dreißigſte Abhandlung ſoll uns von der richtigen Behandlung des Molkenweſens unterrichten.

Man muß dem Herrn Verfaſſer groſſe Pünktlichkeit und Einſicht in das gewöhnliche Molkenweſen, oder in die kleine, magere Mölkereien, die der Landwirth als ein Nebending behandelt, zugeſtehen; ſo bald man aber ins groſſe gehen, oder z. B. auf eine Hollſteiniſche, Oſtfrieſiſche, Holländiſche, Schweitzeriſche Viehnutzung zurück ſehen will, wird man keinen groſſen Troſt aus dieſer ganzen Abhandlung ſchöpfen. Ueberdem iſt es nicht wohl thunlich eine Benutzungsart des Molkenweſens anzugeben, die unter allen möglichen Umſtänden die beſte wäre; will man ſich aber gleichwohl an etwas gewiſſes halten, ſo empfehle ich die gewöhnlichſte Benutzungsart der Schweizeriſchen Landeigenthümer, die ich bereits im Lehr-

begriff bekannt gemacht, hier aber mit Weglaſſung aller Nebenumſtände wiederholen will. Der Schweitzer verpachtet nur ſeine Weide, und verkauft ſein Heu, das Vieh gehört miteinander dem Pächter oder ſogenannten Sennen, jedoch wird es in des Verpachters Ställen eingeſtallt und gefüttert, der Verpachter liefert das Streuſtroh, Pächter aber iſt verbunden allen Miſt zurück zu laſſen. Ein ſolcher Pachter pflegt 10 ⸗ 20. und mehrere Kühe zu haben; die Sommerweide, Holz und Salz für das Vieh können pr. Stück 11 fl. betragen. Er braucht zu Winterfutter pr. tete fünf Klaftern Heu a 6 bis 7 Gulden, folglich koſtet ihm der Unterhalt einer Kuh einige 46 fl. Sein Geld ſteckt im Viehe, das Kranken und crepiren deſſelben muß er riſquiren. Der Landeigenthümer hingegen löſet ſein Geld aus dem Futter, ohne alle Gefahr, und hat die Menge des beſten Düngers oben ein; Sollte dieſe Benutzungsart nicht mehreren Gegenden anzupreiſen ſeyn?

Die zwei und dreißigſte Abhandlung führt zur Aufſchrift: Erklärung einiger wichtigen und nützlichen Anmerkungen zu dem erſten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft, ſo dem Verfaſſer von einem hohen Freunde und Gönner mitgetheilt worden.

Wir finden hier zwei Streiter, die beide mit vieler Sachkänntnis zu Werke gehen. Die Anmerkungen und Antworten ſchicken ſich nicht zu Auszügen ſie verdienen ganz geleſen, und erwogen zu werden. Ich werde blos jene Stellen ganz leicht berühren, in welchen ich mit der Vertheidigung unſers Herrn Verfaſſers nicht ganz zufrieden bin.

In der erſten Anmerkung iſt von dem Nutzen der Bevölkerung auf dem platten Lande durch In- und Ausländer die Rede, und beide Streiter raiſoniren ganz vernünftig über dieſen groſſen Gegenſtand; ich habe blos dem Heren Verfaſſer vorzuwerfen, daß er die Pfälzer der Trägheit des Müßiggangs, und der Unwiſſenheit beſchuldiget; daß er zweitens ſich für die beſtändige Flachs oder Leinländer zu erklären ſcheinet.

Iſt es nicht hart die Einwohner einer ſo angenehmen und beträchtlichen Provinz als die Pfalz iſt, der Trägheit, und des Müßiggangs zu beſchuldigen? Weis nicht jedermann, der die Pfalz kennt, daß es daſelbſt weder an vielem noch wohl eingerichtetem Feldbau mangle? Die mir bekannte billige Denkungsart, des vortreflichen Herrn Verfaſſers überzeuget mich, daß Ihm dieſer Ausdruck

aus

aus Uebereilung entwiſcht ſey, oder er vielleicht nur einige ihm unter die Hand gekommene Faulenzer caracteriſiren wollen; oder daß diejenigen, ſo ihn zu obigem nachtheiligen Urtheile verleitet, nicht einmal Pfälzer geweſen, zumalen bekannt iſt, daß alle deutſche ſo ſich ehedem zum Auswandern nach Aſien und Amerika entſchloſſen, den Nahmen Pfälzer geführt, oder angenommen haben.

Ohne mich weiter auf die Entſchuldigung oder den Tadel des Herrn Verfaſſers einzulaſſen, kann ich auf Ehre verſichern, die Pfälzer als eine fleißige, ſparſame und induſtrieuſe Nation zu kennen. Ich ſelbſt habe deren einige hundert für Königl. Rechnung, auch auf meinem eignen Gute in der Prignitz 24 Pfälzer Familien in der Kuhrmark Brandenburg etablirt, von welchen die mehreſten ſich recht gut nähren.

Wahr iſt es, daß die Pfälzer, welche Spelzmehl und Wein nöthig zu haben glauben, ſich anfänglich mit Mühe in die Brandenburgiſche Lebensart ſchicken lernten; wahr iſt es ferner, daß man oft nicht beſorgt genug geweſen, dieſen Leuten Geſchäfte unter Händen zu geben, wozu ſie am meiſten Luſt und Fähigkeiten hatten, ich ſelbſt be-

begieng die Thorheit 10 Pfälzer Familien an den Ufern der Spree anzubauen, und ihnen die Holzanfuhr, und das Holzflöſſen zum Hauptgeſchäfte zu machen, ein Geſchäfte welches ſie niemals betrieben, ja kaum dem Nahmen nach kannten. Indes wuſten ſich meine Pfälzer in Jahres Friſt ſo zu orientiren, daß ſie ihre Plätze nicht mehr zu vertauſchen begehrten, ſondern reichliche Nahrung bei dem neuen Gewerbe fanden.

Wird alſo einer Pfälzer Colonie ein unſchicklicher Wohnort und fremdes Gewerbe angewieſen, oder das Loos hat uns eben mit Faulenzern, deren es in allen Nationen giebt, beſchenkt; ſo darf man doch deswegen nicht die den Bewohnern des fruchtbarſten Theiles von Deutſchland das Laſter der Faulheit und des Müßiggangs, als ein ausſchlieſſendes Kennzeichen aufdringen.

Der andere Tadel betrift die beſtändige Leinländer, das heißt ſolcher die alle drei Jahr gedünget, auch bis zum jüngſten Tage mit Leinſaamen angebauet werden. Der Herr Verfaſſer ſcheint geneigt, dieſe Bewirthſchaftung gut zu heiſſen, er zweifelt aber, ob die Erzeugung des Flachſes an ſich den Acker fruchtbar machen ſollte. Ich hingegen verwerfe die beſtändige Flachs

und Hanfländer, weil alles in der Natur die Veränderung liebt, auch der Acker der für eine Art von Pflanzen erſchöpfet, einer andern überflüßige Nahrungsſäfte anzubieten haben kann; ich verſichere ferner aus vielfacher Ueberzeugung daß ein zur Leinſaat gedüngter Acker, allerdings ſehr fruchtbare Getreideernten liefere. Ich habe daher ſowohl meinen Unterthanen als Fremden gern erlaubt, meine Brachäcker zu düngen, und darin Leinſaamen zu ſäen, weil ich gewis war, im folgenden Jahre auf dieſen Leinäckern, die beſten Winterfrüchte zu ernten.

In der 8ten Anmerkung ſind die berühmten Streiter in Anſehung der Bedüngung der Felder uneinig, und ich fürchte unſer Lehrer werde den Proces verlieren.

Der ungenannte Anmerkungsmacher ſagt, und wie ich glaube mit Grund.

Acker, der nur alle ſechs Jahr Miſt bekommt, wird nicht in dem Grade, wie man es in einer regelmäßigen Wirthſchaft verlangen kann, genuzt, die zwei erſten Jahre trägt er gewis gut zu, in dem dritten da er Brache lieget, verzehret ſich der Miſt vergebens, oder giebt höchſtens eine beſſere Hütung. Im vierten

oder

oder fünften Jahre aber, iſt der Nutzen davon wenig zu ſpüren.

Wogegen unſer Herr Verfaſſer einwendet, daß im erſten Jahre, vorzüglich bei trocknen Sommern, der Rocken im friſchen Miſt nicht allemal einſchlage, zumalen der Miſt ſich mit der Erde noch nicht recht vereiniget habe u. ſ. w.

Ich hingegen behaupte, daß des Herrn Verfaſſers Befürchtungen nur in dem Fall eintreffen, wenn man löblicher Gewohnheit nach, eine unſchickliche Miſtſorte angewendet, oder den Miſt nicht vorher hinlänglich faulen, noch ſelbigen zu rechter Zeit in die Erde bringen laſſen.

Wenn ferner der Herr Verfaſſer in Anſehung des dritten Jahrgangs denen Anmerkungen folgende Antwort entgegen ſezt.

> Daß ſich in dem dritten Jahre der Miſt durch das Brache liegen, vergebens verzehre; kann wohl nicht geſagt werden, indem eines Theils die dadurch bewirkte beſſere Hütung ebenfalls nutzbar iſt, und anderntheils der Acker in dieſer Ruhezeit, die durch das Gras tragen verwannten Kräfte, von den Wirkungen der Luft und Sonne reichlich wiederum gewinnt.

So muß ich geſtehen, daß belobte Wiederle=gung für mich ein Problem iſt, wozu andere den Schlüſſel ſuchen, oder vom Herrn Verfaſſer pro=curiren mögen. Der Acker der ruhet, und dane=ben Gras trägt, ſoll wie es heißt Kräfte verwen=den, ſolche aber aus der Luft und Sonne reichlich wieder gewinnen. Davon verſtehe ich nichts. Sind denn die wohlthuende Einflüſſe der Luft und der Sonne freigebiger gegen einen Acker der Brache liegt, und durch Gras tragen erſchöpft wird, als gegen einen andern, der mit Getreide beſaamet iſt?

Wenn es endlich heißt, jedermann wird be=wundern müſſen, daß es der Herr **Monitor** ſo=weit gebracht, ſeine Felder alle drei Jahr düngen zu können; ſo geſtehe ich gern daß es mich zwar nicht wundere, aber ſehr betrübe, daß es nicht alle Landwirthe können. Wer ſeine Aecker nicht alle drei Jahr dünget noch düngen kann, ſollte ſich doch ja nicht rühmen, ſeine Landwirthſchaft auf einen guten Fuß geſezt zu haben. Und die Regierung welche eher ruhet, bis ſie es ſoweit gebracht, daß alle ihre Grundſtücke, keines ausgenommen, alle drei Jahr mit ſchicklicher Düngung verſorgt wer=den, verſäumt, oder kennt ihre Pflichten nicht weil es ihr keinesweges an Mitteln gebrechen kann, dieſes vernünftige Gleichgewicht durch

man=

mancherlei den Endzweck befördernde Mittel herzuſtellen.

In der zwölften Anmerkung, wo von beiden viel wahres und nützliches vom Bauweſen geſaget wird, erzählt unter andern unſer Herr Verfaſſer, daß man mit gewöhnlichen blos getrockneten, folglich ungebrannten Ziegel oder Backenſteinen Landgebäude bauen, zu Gebäuden von zwei Stockwerken aber, dieſe Bauart ohne Gefahr des Zuſammenſtürzens (wovon er ein Beiſpiel anführt) nicht anwenden könne.

Vermuthlich hat unſer Lehrer dergleichen Gebäude nicht geſehen, wenn ſie ſchon einige Jahre geſtanden ſind, ſonſt würde er gewis bemerkt haben, daß ſie in kurzer Zeit, vorzüglich an der Wetterſeite vom Regen ausgewaſchen, und mit dem Zuſammenſtürzen bedrohet werden.

Möchte man dahingegen die von mir verſchiedentlich vorgeſchlagene Egyptiſche Ziegel erwählen, als welche von gehacktem Stroh und Lehm zuſammengeſezt, ziemlich lang, und in einander gepaßt, auch in einem Theil von Thüringen bereits bekannt, und im Gebrauch ſind; ſo würde man mit dieſer ebenfalls ungebrannten Ziegelart, ſowohl ein als zwei ſtöckige Gebäude wohlfeil, und

 ohne

ohne alle Gefahr des Zuſammenſtürzens, und der kurzen Dauer errichten können.

In der 15ten Anmerkung verwirft der Herr Anmerkungsmacher, und ich mit ihm, des Herrn Verfaſſers Urtheil von den Vorzügen der Pferde bei der Landwirthſchaft. Nun ſucht zwar unſer Lehrer hier ſein Urtheil theils zu rechtfertigen, theils zu erläutern, ohne jedoch wie ich mir einbilde, unpartheiſchen Leſern völlige Satisfaktion zu geben. Meines Bedünkens, iſt die Sache überhaupt genommen, der Dienſt der Ochſen zum Ackerbau der vorzüglichſte, obgleich Nebenumſtände, den Dienſt der Pferde annehmlicher machen können. Ohne alſo dieſe abgedroſchene Materie von neuem aufzuwärmen, will ich nur bemerken, daß zuweilen ſelbſt geſchickte und vielen beifallswürdige Schriftſteller in die Verſuchung gerathen können, lieber die ſchwächſte Scheinmittel zu Hülfe zu rufen, als das ſo hart klingende, **ich habe gefehlt**, ausſprechen zu wollen.

Gleich an der Spitze der Erläuterungen ſagt der Herr Verfaſſer in einem entſcheidenden Ton.

Bei Entſcheidung der Frage: ob Zugochſen oder Pferde zu halten zuträglicher ſey? muß nicht auf die bei dieſen beiden Thierarten vor-

vorkommenden Nebenumſtände, in Anſehung ihrer mehreren oder wenigeren Koſtbarkeit, und ihres mehr oder wenigeren Werths bei dem Verkauf derſelben geſehen, ſondern blos auf den Endzweck wozu dieſelben beſtimmt ſind, geſehen werden u. ſ. f.

Freilich iſt der Endzweck die gute Kultur des Ackers, und eine Viehart welche dieſen Endzweck verfehlte, würde allerdings verwerflich ſeyn. Iſt aber wie es ſchwerlich jemand zu läugnen wagen wird, der Endzweck durch beiderlei Vieharten zu erreichen, warum ſollen denn die Nebenumſtände, als der Ein- und Verkauf, das Futter, der Dung u. ſ. f. nicht mit zum Anſchlag gebracht werden dürfen?

Dieſemnächſt kann zwar der Herr Verfaſſer nicht läugnen, daß wenn der Pflug den ganzen Tag über in Bewegung iſt, der Ochſenpflug eben ſo viel als der Pferdepflug bereiten könne, doch zweifelt er daß ſolches beſonders in langen Tagen durch einmaliges Umſpannen der Ochſen zu bewirken, er verlangt folglich drei Geſpann vor einen Pflug weil ſonſt die Ochſen nicht Zeit genug haben würden, ſich ſatt zu freſſen.

 Ich

Ich will um hierüber mehr Licht zu verbreiten den Monath Julius zur Berechnung nehmen. Ich will wohlgewartete im Stall gefütterte Pferde voraussetzen, die man im guten Stand erhalten will, ſo wird dergleichen Pferdegeſpann mit Continuation frühe von 5 bis 10 Uhr, Nachmittags von 4 bis 8 Uhr folglich neun Stunden täglich den Pflug ziehen können. Wird mir dieſes verwilliget, ſo iſt nicht abzuſehen, warum nicht zwei Geſpann Ochſen eben ſoviel als ein Geſpann Pferde präſtiren ſollten? Der Tag hält in belobter Jahreszeit 18 Stunden, folglich können zwei Geſpann Ochſen, wenn ſie dreimal umgeſpannt werden 9 Stunden arbeiten, und zwiſchen jedem Anſpannen 3 Stunden freſſen, und ruhen. Will man ſagen, die Tage blieben nicht das ganze Jahr hindurch 18 Stunden lang, ſo würde ich erwiedern, daß es ſich damit in Anſehung der Pferde eben ſo verhalte, und man bei kürzeren Tägen, mit 7-8 auch ſechs ſtündiger Arbeit zufrieden ſeyn müſſe.

Den ſchwächſten Einwurf unſers theuren Herrn Verfaſſers finde ich bei den Miſtfuhren. Es ſey mir erlaubt nur zwei Worte davon zu ſagen.

Es heißt, zum Miſtfahren ſchickt ſich dieſes Ochſenfuhrwerk, wenn ich mit gütigſter Er-

laub-

laubnis, meine Meinung aufrichtig ſagen darf, gar nicht, denn zu dem Miſtfahren werden zwei Perſonen, nemlich ein Treiber und ein Lader erfordert. Wenn ich auch nun annehme, daß ein Ochſenzug in den kurzen Wintertagen täglich 6 Fuder Miſt auf ein tauſend Schritt weit herausſchaffen könnte, ſo wird zwar der Treiber ſeine Arbeit dabei finden, der Lader aber die Hälfte des Tages mit Müßiggang zubringen.

Warum denn? kann denn ein Lader, nicht 2, 3. Wägen bedienen, und wenn man nur einen Wagen hat, ſo gehet die Magd ſo geladen, nach gethaner Arbeit wieder an das Spinnrad, oder andere häuslichen Arbeit, bis man ihres Beiſtandes von neuem bedürftig iſt? Sollte denn dem Herrn Verfaſſer, welcher mit der Baurenwirthſchaft ſo gut bekannt iſt, dieſe Oekonomie unbekannt ſeyn? Warum wollen wir den weniger Unterrichteten, Sand in die Augen ſtreuen?

Die 14te Anmerkung wiederſpricht dem Herrn Verfaſſer wenn er §. 31. des erſten Bandes, und zwar wie er ſagt, aus der Erfahrung behauptet hat, daß die ſinkenden Wurzeln des Getreides gemeiniglich nicht über 1 höchſtens $1\frac{1}{2}$ Zöll lang würden,

den, folglich es hinlänglich ſey den Acker nur 4 Zoll tief zu pflügen. Da ich dieſem Satz im erſten Bande wiederſprochen, folglich ſchon damals des Herrn Anmerkungsmachers Meinung vom tieferen Pflügen geweſen, ſo erinnere ich nur, daß der Herr Verfaſſer mich auch noch nicht bekehrt habe, wenn er dem angeführten Beiſpiele nichts anders entgegen zu ſetzen weis, als daß man nicht a particulari ad univerſale einen Schluß machen könne: denn ſo richtig dieſe Regel an ſich iſt, ſo darf ſie doch der Herr Verfaſſer nicht für ſich anführen, weil die Erfahrung worauf er ſich beziehet, ebenfalls nur eine particulair Erfahrung iſt, und keinesweges wie er uns zu überreden wünſcht, auf das gemeine und gewöhnliche gehe.

In der ſechszehnten Anmerkung ſind beide gelehrte Streiter über das frühe oder ſpäte Säen des Buchweitzens uneinig, der eine empfielt die frühe Saat, weil der Buchweitzen bei kurzen Sommern nicht gern zeitig würde, der andere rühmt die ſpäte Saat, weil ihm die Erfahrung gelehret, daß ſeit der Zeit er ſeinen Buchweitzen Ausgangs Junius geſäet, er ihm ſelten fehlgeſchlagen ſey. Lezterer hat zuverläßig Recht, allein beide ſcheinen die Urſache zu miskennen. Die wahre Urſach warum der ſpäte Buchweitzen faſt immer reichere Erndten

als

als der früh geſäete liefert beſtehet darin, daß der Buchweitzen wenn er in der Blüte ſtehet, durch- aus keinen Blitz vertragen kann, ſondern taub wird; da nun die Gewitter gemeiniglich im Au- guſt zu Ende gehen, ſo iſt begreiflich warum der ſpäte Buchweitzen in der Regel, beſſer als der frü- he geräth. Man darf ſich auch wegen des zeitig werden beim ſpäten Buchweitzen keine Sorge ma- chen. Ausgangs Junius geſäeter Buchweitzen, iſt im September zeitig; wer ihn ſodann gleich auf dem Felde ausdröſcht, das Stroh aber nach und nach auf dem Felde trocknen läßt, darf weder un- zeitigen noch flachkörnigen Buchweitzen fürchten. Wer aber damit nach der gewöhnlicheren entgegen- geſezten Methode verfährt, Körner und Stroh zugleich trocknen und in die Scheuer bringen will, der empfindet die Strafe ſeines Eigenſinns.

Im übrigen, ſagt unſer Herr Verfaſſer, kön- ne der Buchweitzen, beim Viehmäſten und Men- gefutter vor die Pferde mit vielem Nutzen gebraucht werden, nichtweniger gewähre er, eine baare Geld- einnahme, wenn man ihn in Grütze zu verwan- deln verſtünde.

Ich habe nichts einzuwenden, ſondern füge nur hinzu, a) daß man aus Buchweitzen einen

ſehr

ſehr guten und ſtarken Branntwein brennen könne, doch aber ſelbigen nicht gar alt werden laſſen müſſe, weil er nach ein paar Jahren von ſeiner Stärke verliert b) daß Buchweitzen ein fürtrefliches Futter für das Federvieh ſey, c) daß Stroh und Hülſen ungemein viel Salze enthalten, mithin zum Einſtreuen in die Ställe, oder auch in Potaſchſiedereien von vorzüglichem Nutzen ſind.

Die zwanzigſte Anmerkung wiederſpricht, daß ein mit Heidekraut bewachſener Boden, ohne Dung reiche Erndten liefere. Der Herr Verfaſſer verſichert das Gegentheil in kleinem Heidekraute, geſtehet gleichwohl ein, daß es erſt im dritten Jahre ſeine Wirkung thue, vermuthet daher daß man bei ſtarkem Heidekraute längere Gedult mit ihm haben müſſe. Beide Herren müſſen des Marquis von Tourbilly in Anjou Abhandlung von Uhrbarmachung wüſter Strecken nicht geleſen haben, ſonſt ſie gefunden haben würden daß man das Heidekraut entweder in die Ställe führen, oder auf dem Platz verbrennen, und die Aſche auseinander ſtreuen müſſe wenn man dergleichen Boden einige Jahr ohne Düngung benutzen wolle. Dieſes iſt denn auch in der That der beſte Weg, ein Erdreich geſchlachtet zu machen, und in Kultur zu ſetzen, welches gemeiniglich kalt, ſauer, und ſandig

iſt. Unſer Herr Verfaſſer ſagt zwar nicht ohne Grund.

> Es ſey eine Wahrheit die auch dem geringſten Anfänger in der Landwirthſchaft nicht unbekannt ſeyn könne, daß ein jeder Boden, der nie beackert worden, noch Feldfrüchte getragen hat, die Eigenſchaft reiche und einträgliche Erndten zu liefern beſitze, wobei jedoch die verſchiedene Beſchaffenheit des Bodens nicht unbemerkt bleiben müſſe.

Allein dieſe Neigung das Gedeien der Feldfrüchte zu befördern, fließt aus zwei beſondern Quellen, entweder iſt der noch nie dem Getreidebau gewidmete Boden, mit einen den Saftröhren des Getreides anſtändigen Nahrungsſaft zum Ueberfluß verſehen, oder das Gras, das Laub ſo alle Jahr auf dergleichen Platz vermodert iſt, hat die tragbare Erde anſehnlich vermehret. Beide Fälle pflegen in denen mit Heidekraut bewachſenen Gegenden (z. E. in der Lüneburger Heide) ſehr ſelten zu ſeyn, weil einmal kalte, ſaure, dem Getreidebau unanſtändige Felder, das Erbtheil des groſſen Heidekrauts zu ſeyn pflegen, und weil ferner dieſe Gewächsart, weder erfriert, noch ihr Laub fallen läßt, folglich auch die tragbare Erde

nicht

nicht vermehren, noch eine Dungmaterie abgeben kann, als wenn man es in Aſch verwandelt, oder ſtatt des Strohes in die Viehſtälle einſtreuet. Bei der ſechs und zwanzigſten Anmerkung finde ich die Einrichtung der Vorwerker vortreflich und nachahmenswürdig, zweifle auch ob unſers Herrn Verfaſſers Bedenklichkeiten das Gegengewicht halten.

Auch bei der ſieben und zwanzigſten Anmerkung, muß ich dem ungenanaten Anmerkungsmacher Beifall geben, wenn er verſichert daß wo groſſe Strecken Acker mit Waldungen umgeben wären, der Wald ihnen zum Schutz, aber nicht zum Nachtheil gereiche; Wenn alſo nach unſers Herrn Verfaſſers Bemerkung eine über 2000 Meilen betragende, mit Wäldern umſchloſſene Feldmark, weniger ergiebig iſt, als man es mit Grund fordern könnte, ſo bin ich zu vermuthen geneigt, daß in anderen Urſachen der Grund dieſes Misſtandes zu ſuchen ſeyn müſſe; denn ob es gleich eine bekannte Wahrheit iſt, daß kleine auch mäßig groſſe Ackerbreiten wenn ſie mit Wäldern umgeben, oder in Mauren eingeſperrt ſind, in Anſehung des ermangelnden Luftzuges, keine reiche Erndten geben, ſo läßt ſich doch dieſe Regel nicht bis auf ganze Feldfluren ausdehnen, es wäre dann daß die Flur in einem langen und ſchmalen Strich fortliefe, folglich die Bewegungen der Luft ſehr eingeſchränkt wären.

In Anſehung der Ein- und dreißigſten Abhandlung weiche ich von beiden Meinungen ab, der eine behauptet, es ſey unbegreiflich daß das Geſäme ſo das Vieh frißt, nachdem es die ganze Hitze der Verdauung ausgeſtanden, noch zu Erzeugung neuen Unkrauts tüchtig bleiben ſollte. Der andere ſagt, er habe überzeugende Beiſpiele daß dergleichen wenigſtens mit dem Pferdemiſte geſchehen. Ich dächte, wenn dieſe Herrn nur ein wenig die Oerter beobachtet hätten, wo die Bauren ihre Nothdurft abſetzen, ſo würden ſie in dergleichen Winkeln ſehr oft junge Kirſchen und andere Obſtbäume finden, deren Kerne den Magen der Bauren paßirt, und dennoch lebendig geblieben wären. Eben ſo kann man in dem Miſt faſt aller Thiere noch die ganze Getreidekörner finden, die ſie genoſſen haben; folglich bleibt kein Schatten des Zweifels übrig, daß nicht das Geſäme des Unkrauts unverlezt den thieriſchen Magen paßiren ſollte. Folglich ſollten auch gute Landwirthe, alle Abgänge und unreine Sämereien blos den Schweinen füttern, und zwar nicht eher, als wenn dieſe Unreinigkeiten tüchtig gekocht, und die Sämereien geplazt wären.

Die acht und dreißigſte Anmerkung beſchäftiget ſich mit der Frage ob das dicke oder dünne Säen

des Getreides Beifall verdiene. Beide Streiter neigen ſich auf die Seite des dicke Säens, ohne zu erklären, was dicke oder dünne Säen ſey, noch wie man nach der unendlichen Verſchiedenheit der Aecker, auch in Anſehung der Beſaamung, ja des Saamens ſelbſt verſchiedentlich agiren müſſe.

Die drei und dreißigſte Abhandlung hat es mit den verſchiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes zu thun; ſie erklärt zugleich deren Entſtehungskennzeichen, und die nöthigen präſervativ- und Heilungsmittel.

§. 5 - 12. Ja bis §. 20. ſuchet der gelehrte Herr Verfaſſer die Urſachen des ſo häufig gewordenen Rindviehſterbens zu ergründen, und man muß geſtehen, daß er einige derſelben richtig getroffen habe. Die erſte Urſach wälzt er auf die Einführung der podoliſchen Ochſen, worin ich ihm umſomehr beipflichte, als ich die Richtigkeit dieſer Anklage aus eigener Erfahrung kenne. Neben meinem Gute gieng die Landſtraſſe: eine Menge podoliſcher Ochſen kam, und einer derſelben crepirte hinter meinem Hofe. Es war des Sonntags, der Abdecker war erſt nach einigen Stunden zu finden, und des Morgends drauf paßirte mein Hirte mit ſeiner Heerde den Platz wo der Ochſe gelegen

legen hatte. Das Vieh brüllte gewaltig, fieng an des andern Tages zu erkranken, und ſowohl ich als der ganze Ort, verloren über ¾ Theil unſers Rindviehſtandes.

Indes kann man dieſen Umſtand, nicht als die erſte Urſach des Viehſterbens betrachten, weil nicht allenthalben Podoliſche Ochſen eingeführt werden, wie auch der Herr Verfaſſer ſehr wohl eingeſehen, und daher den Mangel guten Waſſers, oder verſaumtes Tränken mit reinem Waſſer zu einer andern Urſach der leidigen Viehſeuchen mit Grund, wenigſtens mit vieler Wahrſcheinlichkeit angegeben hat. Da aber auch hierin kein allgemeiner Grund der Viehſeuchen zu ſuchen, noch zu finden iſt, ſo nimmt der Herr Verfaſſer gleich die angeblich veränderte Jahreszeiten mit zu Hülfe, ohne uns gleichwohl eine befriedigende auf alle Umſtände paſſende Urſach des ſo nachtheiligen Viehſterbens zu geben.

Ich bedaure über dieſe Materie nicht mehr Licht verbreiten zu können, ob ich gleich in der Vermuthung ſtehe, daß wer ſein Vieh, Jahr aus Jahr ein im Stall behält, es ordentlich verſorget, weder Gras noch Klee im Thau ſchneiden oder mähen läßt, dem Vieh jährlich zweimal die Ader

des Getreides Beifall verdi-
neigen ſich auf die Seite de-
zu erklären, was dieſe oder
wie man nach der unendlich-
Aecker, auch in Anſehung d
Saamens ſelbſt verſchieden-

Die drei und dreißigſte
den verſchiedenen Seuchen
Rindviehes zu thun; ſie er
ſtehungskennzeichen, und
tiv- und Heilungsmittel.

§. 5-12. Ja bis §.
Herr Verfaſſer die Urſach-
denen Rindviehſterbens z
muß geſtehen, daß er ei
troffen habe. Die erſte
Einführung der podoliſ-
umſomehr beipflichte, a
Anlage aus eigener E
meinem Gute gieng di
podoliſcher Ochſen kar
pirte hinter meinem
tags, der Abdecker w
zu finden, und des S
Hirte mit ſeiner Hee

[illegible] earbeitet, und ſich dadurch alle [illegible] eine ſchöne Abhandlungen beſitzen, [illegible] gar ſehr verpflichtet habe.

[illegible] dreißigſte Abhandlung, handelt [illegible] keit, verhältnismäßigen Anzahl, [illegible] eren, auch richtigen Pflege und [illegible] n einer jeden Landwirthſchaft zu [illegible] afviehes.

[illegible] mt der Herr Verfaſſer die häufi- [illegible] Urſach erhöheter Wollenpreiſe an. [illegible] t daß ſie dazu allerdings viel beige- [illegible] allein ich bilde mir ein, daß wir [illegible] rſachen zu Hülfe rufen müſſen, un- [illegible] erhöhete numeraire Werth des Gel- [illegible] einſte Rolle ſpielt, füget man fer- [illegible] Jahren vermehrte Kriegesmacht faſt [illegible] ſchen Staaten hinzu, und wirft zu- [illegible] Seitenblick auf die ſeit 50 Jahren [illegible] nzahl der Menſchen, ſo werden dieſe [illegible] mmen genommen, die Urſachen ent- [illegible] rum ſowohl die Wollen- als aller Le- [illegible] Preiſe ſeit 50 Jahren ſo beträchtlich ge- [illegible], auch in dieſer Verfaſſung bleiben [illegible] lange ſich die Umſtände nicht ändern.

ſchlagen läßt, fleißig Salz füttert, und ſich für der Gemeinſchaft inficirter Menſchen und Viehes hütet, kein Viehſterben zu beſorgen habe; wenigſtens iſt mir kein Exempel vom Gegentheile bekannt.

Sonderbar iſt es, was der Herr Verfaſſer von dem zweimaligen ihn und ſeinen Unterthanen betroffnen allgemeinen Viehſterben erzählt, in welchen jedesmal fünf neben einander wohnende Bauern von allem Viehſterben ja ſogar vom Erkranken frei geblieben, ohne die mindeſte Vorſorgen oder Künſteleien angewandt zu haben. Der Herr Verfaſſer fordert die Naturforſcher auf, dieſen Zufall zu erklären, welches ich ſelbſt wünſche, zumalen die Vermuthung des Herrn Verfaſſers als wenn der Lehmboden auf welchem beſagte fünf Bauerhöfe ſtehen, und in welchem ſich Salpeter generiren, dieſer Salpeter aber das Vieh geſund erhalten haben ſoll, zuverläßig irrig iſt, welches man ohne Naturkündiger zu ſeyn, leicht begreifſen kann.

Uebrigens muß man dem Herrn Verfaſſer die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er dieſe ganze ungemein weitläuftige Abhandlung ſowohl theoretiſch als praktiſch mit vielem Eifer, und

Sach-

Sachkenntnis bearbeitet, und ſich dadurch alle Landwirthe die ſeine ſchöne Abhandlungen beſitzen, oder nur leſen, gar ſehr verpflichtet habe.

Die vier und dreißigſte Abhandlung, handelt von der Nutzbarkeit, verhältnismäßigen Anzahl, verſchiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthſchaft zu haltenden Schaafviehes.

§. 8. Nimmt der Herr Verfaſſer die häufigen Kriege zur Urſach erhöheter Wollenpreiſe an. Ich zweifle nicht daß ſie dazu allerdings viel beigetragen haben, allein ich bilde mir ein, daß wir noch mehrere Urſachen zu Hülfe rufen müſſen, unter welchen der erhöhete numeraire Werth des Geldes nicht die kleinſte Rolle ſpielt, füget man ferner die ſeit 50 Jahren vermehrte Kriegesmacht faſt aller Europäiſchen Staaten hinzu, und wirft zugleich einen Seitenblick auf die ſeit 50 Jahren vermehrte Anzahl der Menſchen, ſo werden dieſe Dinge zuſammen genommen, die Urſachen enthalten, warum ſowohl die Wollen- als aller Lebensmittel Preiſe ſeit 50 Jahren ſo beträchtlich geſtiegen ſind, auch in dieſer Verfaſſung bleiben werden, ſo lange ſich die Umſtände nicht ändern.

§. 39 ≠ 47. Wird vieles vor und wieder das Horten der Schaafe geſagt, ohne daß eine der ſtreitenden Parteyen alle Gründe ſo das Horten empfehlen, in ihrer ganzen Stärke vorgetragen hätte. Indes geſtehe ich, mich für das Horten hauptſächlich deswegen zu erklären, weil dadurch eine beſſere und mildere Wolle erzeuget, die Miſtfuhren vermindert, und dem andern Viehe beſſere Streue gegeben werden kann; wobei ich mir aber die ausdrückliche Bedingung mache, daß der gepferchte Acker entweder ſogleich umgepflüget, oder doch der gepferchte Ort ganz leicht mit Erde aus der Nachbarſchaft bedeckt, folglich die Sonne behindert werde, die Salz und Oehltheilchen an ſich zu ziehen.

§. 54 ≠ 58. Wird viel Gutes in Anſehung des Sommerfutters für die Schäfereien geſagt, und am Ende hat man doch keinen ſicheren Maasſtab, an welchen man ſich mit Zuverläßigkeit halten kann. Es iſt auch vergebliche Mühe dergleichen feſtſetzen zu wollen, weil die Umſtände ungemein von einander abweichen. Betrachte ich aber den Gegenſtand überhaupt, ſo ſcheinet unſer Herr Verfaſſer den Schaafſtand etwas zu geringe anzuſchlagen. Endlich ſehe ich auch nicht ab, warum von der Engländiſchen Fütterungsart gar kein Gebrauch bei

uns zu machen wäre, zumalen der einzige Grund welchen unſer Lehrer angiebt, daß nemlich unſere Schäfereien zu groß oder zu ſtark wären, wenig befriedigendes enthält.

§. 59 = 63. Wird von der Winterfütterung der Schaafe geſprochen, das Heu faſt entbehrlich, und Stroh für das eigentliche und unentbehrliche Schaaffutter gehalten; wohingegen ich geneigter wäre, den Satz umzukehren, und das Stroh für entbehrlich, das Heu aber für das eigentliche Winterfutter der Schaafe zu erklären. Wenigſtens kann ich aus Erfahrung verſichern, daß wer ſeinen Schaafen täglich dreimahl Heu, und zweimal Waſſer, auch wöchentlich einmal Salz mit Haverſchrot vermiſcht, geben kann, ſich wohl befinden, und dieſe Fütterungsart nicht bereuen werde. Will und muß man aber Stroh füttern, ſo iſt es vortheilhaft verſchiedene Stroharten unter einander ſchneiden, oder in Heckerling verwandelt, füttern, und wenn man kann ein wenig Wickenſchrot, oder getrocknete und geſchrotene Tartüffeln, oder getrocknete und geſchrotene Kohlrüben aufmengen zu laſſen. Mich wundert, daß der Herr Verfaſſer, welcher dem Heckerling und den Heckerlingsmühlen ſo geneigt iſt, nicht hierauf verfallen, oder den Umſtand daß man vermöge des vorgeſchlage-

nen Hülfsmittels mit wenig Futter viel Schaafe auswintern könne, nicht gewußt haben ſollte.

§. 73 - 76. Werden Nachrichten von den Spaniſchen, Engländiſchen, Franzöſiſchen Schäferei-einrichtungen geliefert, die ziemlich unvollſtändig, auch zuweilen irrig ſind, jedoch ſoviel beweiſen, daß weder in Spanien noch in England das gute Schaafvieh zu Hauſe gehöre, ſondern aus fremden Landen gekommen, und daſelbſt einheimiſch gemacht ſey, daß ferner das Schaafvieh faſt durchgängig bei Tag und Nacht unter freiem Himmel bleibe, und die Wolle, ſowohl als die Geſundheit des Viehes dadurch gewinne. Woraus ich dann zu urtheilen geneigt bin, daß man in Deutſchland auch nicht an Einführung einer beſſern Art Schaafe, und feinerer Wolle verzweifeln dürfe, nichtweniger Urſach habe, das Horten oder Pferchen mit den Schaafen weiter auszubreiten, die Mutterſchaafe nur bei Froſt und Schnee in die Ställe zu nehmen, die Hammelhaufen aber ausgenommen bei groſſer Kälte und tiefem Schnee, in den Horten zu laſſen.

§. 77 - 80. Müſſen noch verſchiedene ausländiſche Schaafarten die Muſterung paßiren, die uns wenig intereßiren, wovon auch die Nachrichten

ten nicht vollſtändig ſind, da aber §. 81 = 83. von den verſchiedenen Schaafarten Deutſchlandes die Rede iſt, ſo wird es nicht ſchaden, einen Augenblick dabei ſtehen zu bleiben.

Was der Herr Verfaſſer auf das Zeugnis des Herrn Commercienrath Geuthebrück von den Anſpachiſchen Schaafen verſichert, iſt ein wenig zu milde berichtet. Wahr iſt es, daß man die Schaafe Zobelſchaafe nennet, und ſie ſowohl im Anſpachiſchen, als den gröſten Theil von Franken, ſchwarzbraune wollichte Ringe um die Augen haben, auch gute Wolle geben, daß ſie aber theils ſo zärtlich ſeyn, und des Nachts nicht in den Horten liegen könnten, iſt zuverläßig irrig, auch habe ich ihr Fleiſch nicht vorzüglicher gefunden, am wenigſten kann ich es ihnen zum Verdienſt rechnen, daß ſie jährlich zweimal geſchoren werden, da bekanntlich feine Zeuge und Tücher, feine und lange Wolle verlangen, und dann aus langer Wolle ein feinerer Faden, als aus kurzer geſponnen werden kann, nichtweniger eine Wolle welche ein ganz Jahr Zeit zum wachſen gehabt, wenn ſonſt die Umſtände gleich, länger ſeyn wird, als eine andere, welche ſich mit der Hälfte der Zeit begnügen müſſen.

Wenn dieſemnächſt unſer Lehrer behauptet, daß in der Kuhrmark Brandenburg der Oberbarnim-

ſche Kreis die beſte Wolle liefere, ſo will ich dieſen Irthum auf die Rechnung des Setzers ſchreiben, weil ich nicht begreiffe, wie dem Herrn Verfaſſer unbekannt ſeyn könnte, daß der Teltowſche und demnächſt der Storko und Berskowſche Kreis in dem Rufe ſtehen, die feinſte und längſte Wolle zu Markte zu bringen.

Endlich ſind die Nachrichten von den Schäfereien in Schwaben theils irrig, theils unvollſtändig. Man hat daſelbſt fürtrefliche Schaafarten, und verkauft gemeiniglich beſonders in der Gegend vom Bergenzer Walde, nach Conſtanz zu, *ein paar* magere Hämmel für 10 bis 15 Gulden, auch hätte als eine Seltenheit bemerket werden können, daß man in daſigen Gegenden die Hämmel nicht eher entmannt, als wenn ſie gemäſtet werden ſollen, und daß dieſe Bockshoden gegeſſen werden, auch wenn ſie wohl zubereitet, und in Milch gewäſſert ſind, ein delicates Eſſen abgeben.

Von den Schweitzeriſchen, Bayriſchen, Oeſterreichiſchen, Kärntiſchen, Böhmiſchen Schäfereien, thut der Herr Verfaſſer gar keine Meldung, ich übergehe ſie alſo auch mit Stillſchweigen, und verſichere blos, daß ſie der Verbeſſerung fähig, und würdig ſind.

§. 88.

§. 88. Kommen Aeuſſerungen vor, die weder ökonomiſch noch cameraliſch zu ſeyn ſcheinen. Wir wollen den Herrn Verfaſſer in ſeinen eigenen Worten hören.

> In der That iſt auch die grobe Wolle eben ſo nothwendig als die feine. Denn es werden die Sachen im Ganzen genommen, mehr grobe als feine Tücher verbrauchet.

Dies iſt wahr, wäre es aber nicht beſſer, wenn jedermann ein Kleid von feiner Wolle tragen könnte, zumalen ſolches drei andere von grober Wolle aushält, folglich iſt ja die grobe Wolle blos eine nothwendiges Uebel, welches man möglichſt zu vermindern bedacht ſeyn muß. Nun argumentirt unſer Lehrer weiter, und ſagt,

> Der Preis der feinen Wolle würde gar ſehr fallen, wenn alle Schaafheerden nichts als feine Spaniſche und Engliſche Wolle trügen.

Dies ſcheinet nicht ſo ausgemacht, als es ſich der Herr Verfaſſer einbildet, noch würde es ein Unglück ſeyn, wir aber wollen wünſchen nur in den Stand zu kommen, daß wir der Spaniſchen Wolle nicht mehr bedürfen, und doch feine Tücher machen können. Der Schluß des Herrn Verfaſſers fällt da hinaus.

Man ſolle nur darauf ſehen, daß die Schaafe, die ihnen eigene Art von Wolle, ſie mag grob oder fein ſeyn, auch zugleich in der gehörigen Menge bringe.

Erwäge ich dieſe Lehre aus dem Standort der Oekonomen, für welche der Herr Verfaſſer ſich doch ganz eigentlich bemühet, ſo würde ich ſie dahin modificiren, **man müſſe die feine Wolle möglichſt befördern wenn der etwanige Abgang am Gewichte durch beſſere Preise gut gemacht würde.** Betrachte ich aber den vorliegenden Gegenſtand aus dem Geſichtspunkt des Cameraliſten, ſo würde ich lieber am Gewichte als in der Güte der Wolle einzubüſſen trachten, und daher die meiner Vorſorge anvertraute Provinz zu Einführung feiner und langer Wolle auf die zweckmäßigſte Art zu diſponiren ſuchen, weil aus feiner und langer Wolle noch ein ja mehrmale ſo viele Waaren als aus der entgegengeſezten Art bereitet werden können, auch ſeine Waaren allein diejenigen ſind, ſo in die Commercien gehen, und uns mit fremdem Gelde beſchenken.

§. 92. Heißt es die Urſach der Schaafräude ſey noch nicht mit völliger Gewisheit beſtimmt worden; und man könnte mit gutem Grunde behaupten,

ten, daß es an den Schaafarten ſelber liege, und ein natürlicher Fehler derſelben ſey, gleichwohl wird in dem folgenden §. zugeſtanden, und aus Erfahrungen erwieſen, daß das Uebel anſteckend ſey und eine ſonſt reine Heerde davon inficirt werden könne.

Iſt nun dieſes, wie es allerdings iſt, wahr, iſt die Krankheit anſteckend, ſo kann ſie ja nicht in der Natur der Schaafe ſtecken, oder ein natürlicher Fehler derſelben ſeyn; weil man ſonſt (den Vergleich bei Seite geſezt) mit eben dem Fug ſagen könne, die Luſtſeuche, das Fleckfieber, die Peſt u. ſ. f. entſpringen aus der Natur des Menſchen.

Ich habe nur gar zu ſtarke Ueberzeugung daß ſogar ein räudiger Fuchs, wenn er ſich an irgend einem Aſt gerieben, und ein Schaaf bald darauf das nemliche thut, eine ganze Heerde Schaafe anſtecken könne, geſchweige daß ſolches nicht durch ganze Heerden inficirter Schaafe geſchehen könne. Die Policei kann dieſem Uebel nicht anders abhelfen, als daß ſie alle Gemeinſchaft der Hütungen aufhebt, und wenn dem ohngeachtet eine einzelne Heerde in einem beträchtlichen Kreiſe angeſteckt werden möchte, alles Austreiben mit dieſem Viehe ver-

verbiete, und ſelbiges abzuſchaffen aufs ſtrengſte anordnete, dagegen nach vorhergegangener ſorgfältigen Reinigung der Ställe rein Vieh anzuſchaffen beföhle, dem Eigenthümer aber den dadurch erlittenen Verluſt, durch eine verhältnismäßige Beiſteuer erträglich machte.

§. 97. Wird der grüne Hanf auch Hanfkörner gegen die Raude, und gegen die Pocken empfohlen; von erſterem habe ich keine Ueberzeugung, wohl aber weis ich, daß der Hanf nicht allein ein Vorbeugungs ſondern auch ein Hülfsmittel gegen die Schaafpocken ſey, welches ſoweit gehet, daß man nur die Schaafe von Waſſer worin Hanfſpreu oder Schäven eingeweichet, ſauffen laſſen dürfe, um ſie für den Pocken zu bewahren, oder ihnen ſelbige wenn ſie ſchon graßiren, unſchädlich zu machen.

Der §. 98. Vorgeſchlagene Modus Schmierviech mit der Zeit in rein Vieh zu verwandeln, wird ſchwerlich die vermuthete Wirkung haben, zumalen nach des Herrn Verfaſſers eigenen Geſtändnis, die Räude anſteckend iſt.

§. 101 - 113. Wird die Zulaſſung der Schaafböcke im Monath Julius, folglich eine frühe Lammzeit, der bisherigen Obſervanz zuwieder, empfohlen,

len, und dieſe Regel durch mancherlei gute und ſcheinbare Gründe unterſtüzt. Alle Sachen haben zwei Seiten, die Lämmerzucht iſt davon nicht ausgenommen. Man muß geſtehen, daß der Herr Verfaſſer mancherlei Einwürfe gegen die frühe Lammzeit wiederlegt hat, jedoch ſcheint er den wichtigſten vergeſſen zu haben. Ich meine das Futter für die junge Lämmer. Der Unterſcheid iſt beträchtlich. Lämmer die im December das Licht der Welt erblicken, müſſen bis Ausgangs Aprills, das heißt 4 Monath im Stall gefüttert werden, wohingegen jene ſo im März fallen, nach Verlauf von 4 - 5 Wochen ſchon mit zu Felde gehen können, füget man hinzu daß dieſe frühe Lämmer vorzüglich gute Nahrungsmittel verlangen, ſo würde gewis mancher Schäfereieigenthümer ſehr verlegen ſeyn, wie und wo er die nöthige Delicateſſen für die junge Herrſchaft hernehmen ſollte. Dieſe und andere Gründe, veranlaſſen mich die Mittelſtraſſe zu empfehlen, und den Monath September zur Springczeit vorzuſchlagen, um ſowohl dem koſtbaren Unterhalt der frühen Lämmer, als dem Nachtheil der Spatlinge zu entgehen.

§. 118. Wird der ehrliche Ariſtoteles mit Grund getadelt, wenn er verſichern wollen, daß

man um viel Lämmer männlichen Geſchlechts zu haben die Böcke gegen den Nordwind, und im entgegengeſezten Fall gegen den Südwind ſtellen ſolle. Iſt es aber nicht noch unglaublicher daß bunte Stäbe in die Waſſertröge gelegt, bunte Lämmer verſchaffen können? Warum mögen die Schaafe nicht auch grüne Lämmer gebracht haben? Sollte denn die Farbe des Graſes welches ſie abweideten, weniger Einflus, als die bunten Stäbe auf ihre Einbildungskraft äuſſern?

§. 123. Warnet der Herr Verfaſſer für Grummet, auch dumpfiges Heu denen Schaafen zu füttern, weil die Schaafe nach dergleichen Fütterung zum verlammen diſponirt werden ſollen.

> Der Grummet (heißt es) hat zwar wenn er nur ſonſt trocken eingebracht worden, eigentlich dieſe Wirkung nicht. **Inzwiſchen iſt er doch allemal ein ſehr mageres und unkräftiges Futter, woran ſich das vor ſich** und ſein Lamm reichliche Nahrung nöthig habende Schaaf nicht erholen kann.

Dieſes vom Grummet gefällte Urtheil iſt ganz irrig. Rindvieh, Pferde, Schaafe, freſſen den Grummet mit Begierde, weil er fein, ſüß, und ungemein nahrhaft iſt. Man giebt ihn daher den

Maſt-

Maſtochſen und den Melkekühen, weil er zu Fett, und zu Milch ſchlägt; allein er hat den Fehler, daß ihn das Vieh zu begierig frißt, und ſich Krankheiten wenigſtens das Laxiren zuziehet, und dies iſt die Urſach warum vorſichtige Landwirthe den Grummet mit Heu vermiſcht füttern, welches denn auch bei den tragenden Schaafen anzurathen iſt.

Das §. 130. empfohlene Laubfutter für die Lämmer verdient allen Beifall, nur Schade daß es denen Waldungen ſo nachtheilig iſt, jedoch verhält es ſich mit dem Wein- und Maulbeerlaube anders, wovon aber unſer Lehrer kein Wort ſagt, vermuthlich weil in ſeinem Lande weder Wein noch Seide iſt. Indes hat doch die alles umfaſſende Sorgfalt ſeines groſſen Königs in allen Winkeln der weitläuftigen preußiſchen Staaten Maulbeerbaumpflanzungen veranſtaltet, folglich das Laub füttern, ohne Nachtheil der Seidenzucht möglich gemacht, weil nur der zweite Trieb des Maulbeerbaums dazu angewendet, und der Baum im September beſchnitten werden darf, als wodurch ihm nicht der mindeſte Nachtheil erwächſt, vielmehr ihm eine regelmäßige, das Ablauben erleichternde, denen Sonnenſtrahlen durchdringliche Geſtalt gegeben, mithin das zur Fütterung des Seidenwurms dienliche Blatt zu einer gedeilichen Nahrung zubereitet wird.

Bei

Bei §. 131. ſehe ich die Urſache nicht ein, warum das Schrot gekocht ſeyn muß? Wären es Wicken oder Erbſen, die ohnſtreitig das beſte Futter und das vorzüglichſte Erholungsmittel, nach den wilden Kaſtanien, für die Schaafe ſind, ſo läßt, ſich das Aufquellen rechtfertigen, weil es harte runde Körper ſind, welche die Lämmer und Schaafe aufgequollen, beſſer als in ihrem rohen Zuſtande zermalmen können. Warum man aber Gerſte und Hafer erſt in einen gekochten Brey verwandeln, und dazu Zeit und Holz verwenden ſoll, iſt kaum abzuſehen.

§. 132. Wird verlangt, daß die zu Hammeln beſtimmten Lämmer nach zurückgelegten ſechs Wochen verſchnitten werden ſollen, weil

> Eine ſolche ſchmerzhafte Handlung, ein Thier, es ſey von welcher Gattung es wolle, eher in ſeiner zarten Jugend erträgt, als wenn es ſchon zu einem gewiſſen Alter, wo ihm die Beraubung ſeiner Zeugungstheile weit empfindlicher fällt, gediehen iſt.

Es kann ſeyn, daß ein ſechs Wochen altes Thier die Operation eher vergißt, als ein älteres, es iſt auch gewis daß bei einem alten Pferde mehr, als bei einem jungen zu wagen ſey; allein es iſt

zu-

zugleich gewis daß ein Thier welches erſt bei herannahenden mannbaren Jahren ſeiner Hoden beraubet wird, ſtärker, dauerhafter, und munterer ſey. Es iſt ferner durch die Erfahrung ausgemacht, daß man einen erwachſenen Schaafbock ohne alle Gefahr, ja ohne daß er abnimmt, oder kränkelt, verſtümmeln kann. Verſchneidet man nicht, oder bindet ab, in ganz Deutſchland alle ausgediente Schaafböcke, und wirft ſie unter den Hammelhaufen? Ja verſchneidet man in verſchiedenen Gegenden das männliche Geſchlecht eher, als wenn es zum fett werden beſtimmt iſt?

§. 134 - 141. Wird von Veredlung der Schäfereien durch fremde Böcke gehandelt, wobei ich blos mit zwei Worten erinnere, wie ich eben ſo wenig glaube, daß die feinere Wolle nur eine zufällige, und keine natürliche Eigenſchaft ſey, als ich vermuthe, daß das krauſe und weiche Haar eines Afrikaners blos zufällig iſt; alles was der Herr Verfaſſer zu Unterſtützung ſeiner Meinung vorbringt, iſt zu ſchwach ihm Beifall zu verſchaffen. Ich geſtehe ein, daß Clima, Futter und Wartung einen groſſen Einflus auf die feinere und gröbere Wolle habe; allein dieſes Geſtändnis beweiſet noch lange nicht, daß die Natur der Schaafe daran gar keinen Antheil nehme. Warum findet man

man denn in unſern ſämmtlichen Schäfereien ſo mancherlei Wolle? Warum märzen die Schäfer die ſogenannte Seidenſpinner aus, die feine Wolle haben, die jedoch nicht ſchwer ins Gewicht fällt. Hat denn nicht die ganze Schäferei, ein Clima, einerlei Weide, einerlei Winterfütterung? Hieraus bin ich zu urtheilen geneigt, daß man ſich allerdings um feine, noch mehr als viele Wolle tragende Schaafe bewerben, und daneben die Fütterung möglichſt zu verbeſſern, ja alles zu thun bemühet ſeyn müſſe, was auf irgend eine Art zu Vermehrung und Verbeſſerung der Schaafe, und der Wolle abzwecken kann, wobei ich jedoch gern geſtehe, daß ohne Hülfe und kräftige Unterſtützung des Staats es eine vergebliche Sache für einen Privatmann ſey, hierin groſſe Schritte zu machen, und fühlbar werdende Verbeſſerungen zu veranlaſſen.

§. 160 = 165. Wird die Hütung in den Wäldern für die Schaafe geprüfet, wobei ich einige ketzeriſche Sätze zu entdecken fürchte.

1) Schränkt der Herr Verfaſſer die Schaafhütung auf Fichten, und Tannenwälder dann auf Eichwälder, endlich auf Buchen, Erlen, und Birken ein.

Bei dieſer Eintheilung vermiſſe ich die vermiſchte Waldungen, oder jene Gegenden ſo mancherlei Holzarten ernähren, und die ungezweifelt zur Schaafhütung die vorzüglichſten ſind.

2) Die Weide in den Nadelhölzern, hält er denen Schaafen am zuträglichſten, weil ſie nicht viel öhlichte Theile bei ſich führet; es ſey aber auch gewis, daß eine dergleichen Weide unter allen die unkräftigſte, und nur den Schaafen das Leben zu erhalten, hinreichend ſey.

Dieſe Behauptung iſt nicht allgemein wahr, denn ſo iſt fürs erſte zur Blütezeit belobter Holzarten, die Weide den Schaafen ſehr nachtheilig; fürs andere ſind die Tannenwälder nicht durchgängig ſo mager, und geben öfters zumalen in den Reviren ſo nicht ſchlägmäßig behandelt werden, ſondern zu Bauholz ſtehen bleiben, gute und geſunde Weide ab.

3) Die Eichwälder haben das Glück dem Herrn Verfaſſer zur Schaafhütung zu gefallen, nur ſind ihm die abgefallene und liegen bleibende Eichenblätter ärgerlich, er ſagt daher auf eine bemerkungswürdige Art.

zu vortreflichen Schaaf auch Rindvi
den könnten dergleichen Eichwälder ge
werden, wenn ſich die Eigenthümer die
geben wollten, die groſſe Menge der
fallenen Blätter von Zeit zu Zeit zuſa
rechen, und in ihre Miſthaufen fahr
laſſen. Hierdurch würden zwei Fliege
einer Klappe geſchlagen, und beides
und Weide vermehrt werden.

Ich wünſchte daß der Herr Verfaſſer
unverdauten Gedanken für ſich behalten
Warum nicht lieber geſagt, rottet euren Eic
aus, ſo bekommt ihr gute Hütung. Das
iſt der Hauptzweck, und die Hütung nur ei
benzweck der Waldungen, die abfallende Bl
dienen den Wurzeln der jungen Bäume zum S
geben ihnen ferner eine Art von Düngung,
bergen auch die abfallende Eicheln dem gie
Auge der Vögel, und erlauben ihnen folgli
keimen, und aufzugehen. Kann ein Patrio
den Werth des Holzes überhaupt, und de
chenholzes beſonders zu ſchätzen weis, im
anrathen, denen Eichen eine ſo nöthige beſch
de Decke zu nehmen, um die Weide in den
dern zu verbeſſern? Kann er endlich anrathe
Eichenblätter in den Miſt zu fahren, und ſi

rer zu Vermehrung des Miſtes zu bedienen? Weis denn der Herr Verfaſſer nicht, daß alles Eichenlaub ſaurer Natur iſt, daß die Säure der Fäulnis wiederſtehe, daß alſo die Eichenblätter lange Zeit zum faul werden nöthig haben, daß ſie folglich das ſchlechteſte Vehikulum zur Düngung abgeben, ja wenn ſie dazu gebraucht ſind, im Felde vom Wind wieder auseinander getrieben werden.

4) Heißt es, haben zwar gemeiniglich die Buchwälder ein reichliches und nahrhaftes Gras; umgekehrt Herr Autor! in einem wohlbeſtandenen Buchenwald wächſt kein Gras, und das wenige ſo ſich finden möchte iſt unſchmackhaft, weil die Sonne nicht durch den Schatten der Bäume dringen, und das Gras zu einem gedeilichen Futter zubereiten kann. Der Herr Verfaſſer muß alſo verwüſtete Buchenwaldungen oder einzelne Pflanzungen von Haynbuchen vor Augen gehabt haben, oder ſich nicht deutlich erklären wollen.

§. 174. Wird verſichert, daß man ohne Stroh, folglich mit bloſſem Heu die Schaafe nicht durchwintern könne, und der Herr Verfaſſer will uns aus eigener Erfahrung überreden, daß er in dem unglücklichen Winter vom Jahr 1771 einen Ueberflus an Heu, aber einen Mangel an Stroh gehabt,

daher er nicht zweifelt, daß er blos aus dieſer Urſache den größten Theil ſeines Schaafſtandes verlohren habe.

Ich hingegen zweifle an der Richtigkeit dieſes Erfahrungesatzes; denn wenn er wahr wäre, kein Schaaf in der Schweitz zu finden ſeyn würde, weil ſie mit der Strohfütterung ganz unbekannt ſind. Ich vermuthe vielmehr, daß andere *Umſtände* z. E. das lange ſtehen im Stalle, unſern *Lehrer* um ſeine Schaafe gebracht haben.

§. 175 = 180. Wird von der Wahl des *Heues* für die Schaafe gehandelt, worin der Herr Verfaſſer ungemein zärtlich iſt, und die Schwierigkeiten ein wenig übertreibt. Nach meiner Erfahrung iſt alles Heu für die Schaafe brauchbar, *was* nicht auf ſauren und moraſtigen Gründen gewachſen, und daneben gut gewonnen, auch auf dem Boden nicht dumpfig und ſchimmlich geworden.

Die fünf und dreißigſte Abhandlung beſchäftiget ſich mit den verſchiedenen Gattungen der Wieſen und Hütungsplätze, auch den beſtmöglichſten Mitteln ſolche zu verbeſſern, und deren Ertrag zu vermehren.

§. 17.

§. 17. Handelt unſer Lehrer von dem Vorzuge der natürlichen Ueberſchwemmungen, vor den künſtlichen Bewäſſerungen, und wo ich nicht ſehr irre, hat dieſer Artikel einer Berichtigung nöthig.

> Die Ueberſchwemmung, ſagt der Herr Autor, äuſſert ihre Wirkung nicht allein in demjenigen Jahre, worin ſie erfolget, ſondern erſtrecket ſich auch auf die nächſtfolgende drei bis vier Jahre, und es können von einem überſchwemmt geweſenen Wieſengrund, noch immer ſehr reiche, und vorzügliche Erndten erwartet werden.

Hätte der Herr Verfaſſer Einſchränkungen zugelaſſen, oder könnte er behaupten, allenthalben einen Nil, oder nur einen Rhein zu finden, ſo hätte ich nichts einzuwenden; allein wie viel Ströme und Bäche haben wir nicht die uns mineraliſche Partikeln, Sand, Steine u. ſ. f. zuführen, und die Wieſen auf viele Jahre verderben, ja manche ganz unbrauchbar machen? Alſo hätte der Herr Verfaſſer ſich ja auf jene Ströme einſchränken ſollen, die einen fruchtbaren Schlich beim Austreten aus ihrem Strom Beete bei ſich führen, und ſelbigen zur Dankbarkeit auf unſern Wieſen zurücklaſſen, folglich ſie nicht allein wäſ-

 ſern,

ſern, ſondern auch düngen, mithin ſich die Eigenthümer der Wieſen auf verſchiedene Jahre verbindlich machen.

So unbeſtimmt demnach des Herrn Verfaſſers Urtheil von den Ueberſchwemmungen iſt, eben ſo mangelhaft ſcheinet es von den Bewäſſerungen zu ſeyn, wenn er ſagt:

Die Bewäſſerung hingegen äuſſert ihren Vortheil ſelten weiter, als nur blos in demjenigen Jahre, worin ſie vorgenommen worden — — — — — — — — — — auch wird nach einer natürlichen Ueberſchwemmung jederzeit weit beſſeres und ſtärkeres Gras wachſen. Die Schlüſen Bewäſſerungen zeugen gemeiniglich mehr ein krautiges Weſen, als daß ſie wahres Gras zum Vorſchein bringen ſollten.

Beinahe gerathe ich auf die Vermuthung daß der Herr Verfaſſer das Bewäſſerungsgeſchäfte nicht kenne. Hätte er die Wäſſerungsanſtalten in der Schweitz, vorzüglich im Canton Bern geſehen, ſo würde es ihm gewis nicht eingefallen ſeyn, uns zu erzählen, daß die Wäſſerung gemeiniglich nur Kraut, und kein wahres Gras liefere, er würde nichtweniger gewußt haben, daß man von der

künſt-

künſtlichen Wäſſerung keine fortdaurende Dienſte verlange, ſondern ſie alljährlich nach gewiſſen Regeln, und der Lage der Umſtände wiederhole, auch ſich dabei ganz wohl befinde, und das herrlichſte Gras gewinne. Indes iſt dem Herrn Verfaſſer ſeine Unerfahrenheit in dieſem Geſchäfte nicht zu verdenken, da es in ganz Deutſchland noch in ſeiner Kindheit iſt, und damit zum öftern mehr Schaden, als gutes geſtiftet wird. Der Plan meines Werkes verſtattet keinen weitläuftigen Unterricht, diejenigen aber ſo von dem ſehr intereſſanten Wäſſerungsgeſchäfte unterrichtet zu ſeyn wünſchen, dem empfehle ich die Sammlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern, allenfalls auch den erſten Band meines Lehrbegriffs über dieſen Gegenſtand nachzuſehen.

Beinahe hätte ich meinen Augen nicht getrauet als ich die Aufſchrift des 19ten §. las, welche von dem **fleißigen Behüten der Wieſen**, als der **zweiten Bedüngungsart derſelben handelt**, zumalen ich das angeprieſene Behüten der Wieſen überhaupt genommen, für den Verderb der Wieſen halte, obgleich der Herr Verfaſſer verſichert, daß die Urſach, warum **das fleißige Behüten der Wieſen deren Fruchtbarkeit vermehre**, ſich von ſelbſt zu Tage lege, folglich kei-

nes weitläuftigen Beweiſſes bedürfe; allein auch der kurze Beweis womit uns der Herr Verfaſſer beehret, iſt mit gütiger Erlaubnis der Erfahrung, und der geſunden Vernunft zuwieder. Hier iſt er:

Daß die Excremente des Viehes, ſowohl der Koth, als Urin, Nahrungstheile, ſo den Wachsthum aller Pflanzen, folglich auch des Graſes befördern, bei ſich führen, iſt eine überall bekannte Sache. Da nun das Vieh unter dem Weiden, beides fallen läßt, ſo iſt ganz natürlich, daß ſolches in den Boden der Wieſen eindringen, und ſelbigen mit neuen zum Gras tragen erforderlichen Kräften bereichern müſſe.

Ich geſtehe gar gern, daß dieſer bloſſe Koth und Urin, ſo, wie ihn das Vieh auf den Weideplatz fallen läßt, nicht diejenige Wirkung thue, wenigſtens nicht von ſo langer Dauer ſey, als wenn er vorher mit einer verhältnismäßigen Menge von Stroh oder anderer Einſtreue vermiſcht, in Gährung geſezt werden könnte.

Durch die Gährung werden die in den Excrementen des Viehes ſteckenden Nahrungs-

thei-

theile allererſt gehörig aufgelöſet, und zum Uebergehen in das Erdreich geſchickt gemacht.

Inzwiſchen geſchiehet dieſes Auflöſen durch Luft und Sonne, auch nachher, nachdem die Säfte des Viehkoths, und Urins in die Erde gedrungen ſind.

Wer jemals dergleichen Weideplatz geſehen hat, der weis, daß der friſch gefallene Thierkoth das Gras verbrenne, und erſt im folgenden Jahre öfters noch ſpäter ein geiler Grasbuſch auf dieſer Stelle wachſe, folglich muß der friſche Koth zu hitzig, mithin in ſeinem natürlichen Zuſtande zur Düngung der Wieſen ungeſchickt ſeyn; ferner iſt aus der Phyſik und Chymie bekannt, daß der Thierkoth mehr oder weniger öhlichte und ſalzige Theile enthalte, die ſich durch die Fermentation entwickeln, und durch Luft und Sonne wenn ſie davon unmittelbar berührt ſind fortgeführt werden, der Platz alſo worauf der Koth gefallen, hat durch die entſtandene Gährung verbrennen müſſen, und keine andere ſalzige und öhlichte Theile behalten, als die ihm etwa währender Operation, ein abwaſchender und in die Erde dringender Regen verſchaft haben kann.

Aus dieſen ſo bekannten Sätzen, bin ich zu urtheilen geneigt, daß die Behütung der Wieſen, in Rückſicht auf die daraus folgende Bedüngung durchaus verwerflich, und doppelt verwerflich ſey, weil die groſſe Vieharten mit ihren ſcharfen Klauen viel Wurzeln zerreiſſen, verderben, den Boden verunebnen, andere aber, zumalen bei knapem Graſe ſo genau abbeiſſen, daß die Herzkeime der Pflanzen beſchädiget werden. Man darf nur um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen, eine Hütung betrachten, die Jahr aus, Jahr ein, von Pferden benuzt wird, die Grasſorten werden von Jahr zu Jahr geringer und ſeltener werden, weil das Pferd kurz abbeißt, und die Köpſe der Pflanzen beleidiget.

§. 31 ꞏ 37, Wird vom Bedüngen der Wieſen gehandelt, wobei ich erinnere, daß die Bedüngung blos bei trocknen, folglich nicht bei moraſtigen noch der Ueberſchwemmung ausgeſezten Wieſen von Nutzen ſey, daß ferner der Herr Verfaſſer zu Stiefväterlich für die Wieſen ſorget, wenn er ihnen nur den vierten Theil ſoviel Miſt, als gewöhnlich der Acker bedarf, zueignet; daß weiter ſowohl langer als kurzer Miſt den Wieſen nützlich, daß aber von beiden die Ueberbleibſel im Frühlinge abgerecht werden müſſen, damit das Gras weder

im

im Wachsthum behindert, noch die übrige Miſtbrocken mit unter das künftige Heu kommen; daß endlich bei der Aſchendüngung der Herr Verfaſſer, die Steinkohlen und Torfaſche vergeſſen, da doch zumalen leztere der Holzaſche in der Düngung den Vorzug ſtreitig macht, wenn man ſchon wenig, oft gar kein Alkali aus ſelbiger gewinnen kann.

Was §. 41 von der Feldwieſenbewäſſerung mit Miſtgauche erzählt wird, iſt allerdings nachahmenswürdig; wenn aber dem Herrn Verfaſſer erzählet worden, daß man die dortigen Wieſen, **den ganzen Winter hindurch mit dergleichen Viehgauche bedecke**, ſo muß entweder die Wieſe ſo hoch mit dergleichen Gauche bedecket werden können, daß bei ſtarkem Froſt die Gauche nicht bis auf den Grund frieren könne, oder die Gauche muß bei eintretendem Froſt abgelaſſen werden, wenn die Graswurzeln nicht verderben ſollen.

Aus der bei §. 63. befindlichen, einige Blätter einnehmenden Anmerkung, läßt ſich zwar vermuthen, daß der Herr Verfaſſer bei der Sache die er vertheidiget, intereßirt ſey, jedoch nicht urtheilen, daß er ohne vor und wieder den Gegenſtand eingenommen, zu Werke gegangen ſey.

Un-

Unſer Lehrer klagt, daß ſeit Eindeichung daſiger Brucher, weniger Heu als vorher gewonnen würde, zumalen die Beſitzer ihrer eigentlichen Beſtimmung zuwieder, auf den Höhen Getreide bauten, dadurch denen in der Höhe belegenen Dörfern, den Heupreis erhöheten, und den Abſatz an Getreide verminderten, auch deſſen Preis erniedrigten, weil beſagte Bruchbeſitzer dermalen ſelbſt das nöthige Brodkorn gewönnen.

Ich kann und will gern die ganze Erzählung für richtig annehmen, allein ich kann nicht finden, daß hierunter eine Ungerechtigkeit obwalte, noch die Landespolicei zweckmäßig handeln würde, wenn ſie des Herrn Verfaſſers Vorſchlag gemäs, denen Beſitzern dieſer Niedrigungen geſetzmäßig den Getreideanbau unterſagen wollte, weil 1) die Beſitzer der angeklagten Niedrigungen freie Menſchen, und wirkliche Eigenthümer ihrer Beſitzungen ſind, folglich auch die Freiheit haben müſſen, ihre Grundſtücke auf die ihnen nützlichſte Art zu behandeln; weil 2) ein Erdreich das dem Getreidewuchs gewidmet iſt, mehr Menſchen ernähret, und beſchäftiget, als ein anderes, ſo blos der Hütung und dem Graswuchs geheiliget iſt, folglich die Policei, wieder die Grundſätze der Bevölkerung handeln würde, wenn ſie den Getreidebau

bau einzuſchränken bemühet ſeyn wollte; weil 3) der erhöhete Heu- und erniedrigte Getreidepreis, denen hohen Dörfern allerdings unangenehm ſeyn kann, ohne daß ſie dadurch ein Recht erhalten, den Bewohnern der Niedrigungen, ihr Getreide in gefälligen Preiſen aufdringen, und dagegen das Heu nach den vorhin ſubſiſtirenden geringen Preiſen abdringen zu wollen.

Das Befremdlichſte iſt gleichwohl wenn der Herr Verfaſſer in folgende Klage ausbricht.

> Nachdem aber nunmehr die Bruchbeſitzer ſoviel eigenes Getreide, als ſie zu ihrer Conſumtion nöthig haben, gewinnen, ſo iſt es eine natürliche Folge, daß der Landmann einen ſchlechten Abſatz mit dem ſeinigen hat, und noch überdem ſeinen Heubedurf weit theurer, und zwar mit baarem Gelde bezahlen muß. Die wohlfeilen Getreidepreiſe, die man ſeit einigen Jahren in dieſen Gegenden verſpüret hat, haben hauptſächlich ihren Grund darin.

Und ſodann auf dem folgenden Blate denen Bruchbeſitzern ihren angeblichen Tort folgendermaſſen zeigen will.

Auch ſelbſt den Bruchbeſitzern iſt die Bemühung, ihren Wieſenwachs in Ackerbau zu verwandeln mehr nachtheilig als vortheilhaft. Das Getreide wächſt zwar in ſolchen Bruchörtern in Anſehung des Strohes ſehr geil und häufig, zumal wenn der Boden, wie faſt immer geſchehen muß, friſch bedünget worden. Es iſt aber ſolches dergeſtalt mit einer ungeheuren Menge von Unkraut vermiſcht, daß es nur ſelten zu etwas anders, als zur Viehfütterung gebraucht werden kann.

Finden ſich in dieſen Aeuſſerungen nicht offenbare Wiederſprüche? Iſt es wahr, daß die Bruchbeſitzer das nöthige Getreide zu eigener Conſumtion ſelbſt erzeugen, und dadurch die Getreidepreiſe in der Nachbarſchaft fallen machen, ſo kann es ja unmöglich wahr ſeyn, daß das in den Brüchen erzeugte Getreide nur zur Viehfütterung tauge. Möchte aber der Gegenſatz wahr ſeyn, und das Getreide nur zur Viehfütterung taugen; ſo iſt es nicht möglich, daß es den Abſatz des benachbarten Getreides vermindern, noch deſſen Preis erniedrigen kann. Wer Ohren zu hören hat, der höre, und urtheile.

Ich will indes nicht behaupten, daß des Herrn Verfaſſers Beſchwerden ganz ohne Grund ſind; allein

allein die vorgeſchlagene Arzneimittel gefallen mir nicht. Ich bin überzeugt daß die geſetzgebende Policei in den preußiſchen Staaten meines Raths nicht bedürfe, wenn ich aber wagen wollte, einen ungebetenen Rathgeber zu machen, ſo würde ich etwas andere Wege, als des Herrn Verfaſſers Zwangmittel antragen. Ich würde z. B. denen Beſitzern der Bruchörter, den Hanf- und Flachsbau, den Rübenbau, und die Ochſenmaſtung empfehlen, aber nicht befehlen; um ſie hierin folgſam zu machen, würde ich ſie auf das Beiſpiel der Niederlausnitz verweiſen, ich würde ferner alljährliche Prämien für diejenigen ausſetzen, die den mehreſten, und beſten Hanf und Flachs gewonnen, die den ſchwerſten und fettſten Ochſen zur Schlachtbank geliefert. Durch dieſes und ähnliche Mittel, würde ich dieſe Leute ganz unvermerkt und ohne allen Zwang zu ihrer vorzüglichſten Beſtimmung zurück führen, ſie begütert machen, und dem Staate groſſen Nutzen, denen Beſitzern der hohen Dörfer, aber einen guten Getreideabſatz verſchaffen. Lezteren würde ich zu verſtehen geben, daß wenn ſie dermalen ihr Heubedürfnis, theurer als vor 50 Jahren bezahlen müſten, ſie dagegen auch ſich höherer Getreidepreiſe zu erfreuen hätten, und wenn dem ohngeachtet die Menge der in Beſitz habenden Aecker ihnen läſtig würde; ſo dürf-

dürften ſie am beſten thun, einen Theil derſelben ihren Kindern abzutreten, einen andern Theil zum Kleebau, und den unfruchtbärſten Theil zum Holzanbau zu widmen, folglich dadurch ihren Futtervorrath zu vermehren, den Heueinkauf zu vermindern, und gleichwohl geſegneter Erndten, und guter Fruchtpreiſe zu genieſſen.

Was §. 6 – 71. Von der Hütung, von der Düngung, und deren Art zu operiren, von der Vortreflichkeit des knappen und kurzen Graſes geſagt wird, verdient wenig, und am allerwenigſten allgemeinen Beifall, da aber dieſe Materie im einzelnen bereits vorgekommen, und von mir berichtiget worden; da ferner die Natur dieſes Werkes verbietet in weitläuftige Zergliederungen zu gehen, ſo begnüge ich mich die Leſer zu erſuchen bei belobten Artikeln ihre eigene Vernunft, vielleicht auch eigene Erfahrung zu Rathe zu ziehen.

§. 143. Bin ich gezwungen die Ehre des den Wieſen allerdings nachtheiligen Mooſes zu retten. Unſer Lehrer ſagt:

> Das Moos iſt an und vor ſich nichts anders, als ein dichtes zuſammengeflochtenes Gewebe, eines unvollkommen gebliebenen Graſes,

ſes, welches von den wegen Mangel der Wärme rohe gebliebenen Säften des Erdreichs erzeuget worden.

Welche Definition! Alſo iſt das Moos ein Hurkind, oder gar eine unvollkommen gebliebene Misgeburth? Mit nichten, Herr Autor. Das Moos iſt ein vollkommnes Gewächſe ſo ſeine Blüten und Saamen hat, ſich auch in einer dazu ſchicklichen Erde fortpflanzet, und häufig vermehret, wer alſo das Moos nicht dulden will, darf der Erde nur die Eigenſchaften nehmen, welche das Moos vorzüglich liebt, das heißt er verwandle kalte, ſaure, und ſchattige Gegenden in warme und ſüſſe, ſo wird das Moos ſchicklichere Herbergen ſuchen.

§. 148. Wird eben ſo uneigentlich geſagt, daß Kalch und Aſche das Moos wegbeiſſen, als wenn man gemeiniglich der Aſche die Erzeugung des Klees zuſchreibt. Der Klee entſtehet aus den Saamen, und nicht aus Aſche. Kalch und Aſche können ſo dünne ausgeſtreuet, unmöglich zu einer Beize des Mooſes und ſeiner Wurzeln dienen, und wenn ſie es könnten, würden ſie ja die gute Graswurzeln noch geſchwinder zerſtören, folglich den beaſchten Platz von allen möglichen Wurzeln und Sämereien befreien.

Kalch und Aſche ziehen die in der Oberfläche der Erde befindliche Säure und Eiſentheilchen an ſich, und formiren in einer geſchickten Verbindung ein ſalpeterartiges Mittelſalz, verändern folglich gleichſam die Natur des Bodens, und zwingen das Moos eine Wohnung zu verlaſſen, die ihm keine anſtändige Nahrung mehr anzubieten hat; ſobald aber Säure und Schatten wieder überhand nehmen, kehrt auch das Moos nach ſeiner alten Herberge zurück.

Mich befremdet, daß der Herr Verfaſſer am Ende dieſer Abhandlung, denen Landesverbeſſerungscommißionen zwar recht gute, und patriotiſche Lehren giebt, die ich aber in den K. preußiſchen Staaten als bekannt vorausſetze, und daher faſt vermuthe, daß der ſehr billig denkende Herr Verfaſſer Gelegenheit gehabt haben müſſe, dergleichen Commiſſarien von einer andern Seite kennen zu lernen.

Vielleicht bin ich der erſte der von des Königes Majeſtät dergleichen Auseinanderſetzungs und Verbeſſerungsauftrag erhielt, es aber auch die erſte Sorge ſeyn lies, mir einen rechtsverſtändigen Rath, und den jedesmahligen Landrath des Kreiſes zu Beiſtänden zu erbitten; ſoviel ich weis

hat

hat man in dieſem Geſchmack zu operiren fortgefahren, ich aber hatte das Vergnügen, durch den berühmten Geheimenrath von Brenkenhof das mit gutem Fortgang angefangene Werk fortſetzen zu ſehen.

Die ſechs und dreißigſte Abhandlung beſchäftiget ſich mit der Sommerſtallfütterung des Rindviehes, und enthält vortrefliche Vorſchriften; jedoch muß ich einige Stellen erläutern, die zu nachtheiligem Misverſtand Gelegenheit geben könnten.

§. 2. Erklärt ſich der Herr Verfaſſer über die künſtliche Wieſen überhaupt, und die Engliſchen insbeſondere folgendermaſſen.

> Es kann inzwiſchen wohl ſeyn, daß man in dieſem Lande (England) von den ſogenannten künſtlichen Wieſen, wegen der dortigen beſondern Wirthſchaftsverfaſſungen einen merklichen Nutzen hat. In unſern hieſigen Gegenden aber (die Neumark) ſcheinen mir die künſtliche Wieſen ein bloſſes Spielwerk zu ſeyn, welches keinen wahren und dauerhaften Nutzen haben kann.

Unter einer künſtlichen Wieſe, verſtehe ich einen vorhin zum Getreidebau beſtimmten Ackerfleck, welcher nunmehr mit allerhand Gras und Futterkräuterſaamen beſäet werden, und anſtatt des Getreides Gras tragen ſoll. Iſt dieſer Ackerfleck ſeiner inneren Güte nach dergeſtalt beſchaffen, daß die in ihm geſäete Futterkräuter ein Gedeien darin haben, ſo wird es nicht unmöglich ſeyn, denſelben auf eine Zeitlaag entweder zur Weide, oder auch zum Heuſchlag zu gebrauchen. — — — — — — — — — — — daß dieſes nicht allein beſtändige Koſten verurſache, ſondern auch dem Getreidebau dadurch die beſten und einträglichſten Ackerſtücken entzogen werden, fällt von ſelbſt in die Augen, und es wird daher wohl weniger Nutzen davon anzuhoffen ſeyn. Wer einen Theil ſeines ſchon vorhin grasartigen Feldes zur Weide und Heuſchlag liegen laſſen, und dadurch ſeinen ſonſt gewöhnlichen Getreidebau ſchwächen und verringern will, dem wird es freilich, dadurch einen verhältnismäßigen Viehſtand zu erzwingen, nicht unmöglich fallen. Die Hollſteiniſche, und nachher in dem Meklenburgiſchen nachgeahmte Koppelwirthſchaft,

ſchaft, kann hierunter zum klaren Beweiſe dienen.

Hierdurch aber wird auf einer Seite mehr verloren, als auf der andern gewonnen werden kann, welches wenn man dieſe Koppelwirthſchaft recht genau berechnen wollte, nicht ſchwer zu erweiſen, ſeyn würde.

Ich zweifle ob der Herr Verfaſſer obiges denen künſtlichen Wieſen und der Koppelwirthſchaft ſo nachtheilige Urtheil in der ganzen Stärke des Ausdrucks, oder nur die dabei ſich einſchleichende Misbräuche verſtanden wiſſen wolle. Die in der Folge geäuſerte Meinungen machen mich geneigt das leztere zu vermuthen, da aber manche Leſer, nur die hier im Auszug gelieferte Stelle leſen, und ſich daraus irrige Begriffe formiren könnten, ſo ſcheinet es mir zweckmäßig die gewagt ſcheinende Stellen zu mildern, und zu berichtigen.

Wenn durch die Koppelwirthſchaft, oder durch die Wieſenwanderung, oder ſogenannte Wechſelwirthſchaft, vermöge welcher die ganze Feldfluhr in verſchiedenen Verhältniſſen bald Getreide, bald Gras tragen, niemals aber müßig ſeyn muß, auf der einen Seite mehr verloren gehet, als auf der an-

andern gewonnen werden kann; ſo wird ſich dieſer Misſtand gewis nicht aus der Sache ſelbſt, ſondern aus fehlerhaften oder übel verſtandenen Einrichtungen und eingeſchlichenen Misbräuchen erweiſen laſſen.

Laßt uns den Fall annehmen: ein Gut beſitze 600 Mr. Ackers, lieſſe $\frac{1}{3}$ Brache liegen, und gewinne auf den andern $\frac{2}{3}$ durch die Bank eine Fruchtart in die andere gerechnet, das vierte Korn, wovon er ein Korn zur Saat, zwei Körner zu Brod und Unterhalt der Wirthſchaft ein Korn aber als Einkünſte berechnet, dieſes Korn mag dann pr. Morgen 1 Scheffel betragen, und im Durchſchnitt 600 fl. werth ſeyn. Dieſe Vorausſetzung wird alles in einem Lande ſeyn, wo man den Acker kümmerlich alle 6 Jahr, und die ſogenannte Hinter- oder Auſſenäcker alle 12 Jahr, viele aber niemals düngen kann. Wenn nun dieſer Beſitzer ſich entſchließt jährlich nur die Hälfte oder 300 Mr. die andere Hälfte aber zum Grasbau zu nutzen, und damit alle drei Jahr umzuwechſeln, ſo wird er natürlich ungleich mehr Vieh unterhalten, folglich auch weit mehr und beſſeren Miſt machen, mithin auch, zumalen er ſeinen Ackerbau vermindert hat, alle drei Jahr düngen können. Er beſäet alſo nur jährlich 300 Mltr. erſpart

ſpart folglich Beſtellungskoſten, und gewinnt in ſo wol gedüngten Felder nur durch die Bank das 5te Korn, ſo hat er nach Abzug drei Körner zur Saat und zur Haushaltung, zwei Körner, oder 600 Scheffel, oder 600 Gulden reinen Gewinnſt er gewinnt folglich an Körnern 200 Scheffel und an Gelde 200 fl. mehr als nach der alten Leyer, der Einkünfte nicht zu gedenken, die ihm ſein durch dieſe Operation verſtärkter Viehſtand gewähret. Kann man alſo wohl behaupten, daß auf einer Seite mehr verloren gehen, als auf der andern gewonnen werde?

Das bei den Koppelwirthſchaften abzuändernde Misbräuche vorwalten, läugne ich nicht, allein ich behaupte, daß ſie ungleich beſſer, als die alte Methode, oder die abgeſchmackten Brachſchläge, ja daß die ſogenannte Wechſelwirthſchaft bei vernünftiger Einrichtung ſo lange die beſte bleiben wird, bis unſere Bevölkerung dergeſtalt zugenommen, daß wir nach des Herrn D. Schrebers Vorſchlag in ſeiner Ackerbaupolicei, dem Acker das ganze Jahr hindurch nicht mehr erlauben dürfen, einiges Unkraut zu ernähren.

Ich habe in dem erſten Bande des Lehrbegriffs beſonders in des erſten Hauptſtücks neunten Kapi-

tel, über das richtige Verhältnis ſämmtlicher Grundſtücke gegen einander, mich ſo umſtändlich erklärt, daß ich um mich nicht ſelbſt abzuſchreiben, noch hier am unrechten Ort weitläuftig zu werden, den geneigten Leſer darauf verweiſen, und alle Landwirthſchaften für unvollkommen, ja unwirthſchäftlich anſprechen kann, die nicht alle drei höchſtens alle vier Jahr, ihre ganze Ausſaat, mit fettem und wohlgefaultem Viehmiſt düngen, oder wenn ſie nur alle 6 Jahr mit Viehmiſt düngen, allezeit eine künſtliche Düngung von Kalch, Mergel, Aſche u. ſ. w. dazwiſchen anwenden. Dieſes Verhältnis läßt ſich auch allenthalben einführen wenn man hinlängliche Macht, und guten ſtandhaften Willen hat. Wieviel unvollkommene Wirthſchaften werden wir alſo noch in Deutſchland, eben ſo gut als in unſers Herrn Verfaſſers beſonderem Vaterland aufzuweiſen haben? Ich will wieder einlenken, und den angetragenen Fütterungsmitteln folgen.

Wenn unſer Lehrer §. 12. von gewiſſen Gegenden ſagt, daß ſie dergeſtalt ſandig und überall mit ſchlechtem Boden ſo verſehen ſind, daß in denſelben weder die gehörigen Futterkräuter, noch die nöthigen Kohl- und Wurzelgewächſe zu erbauen möglich zu ſeyn ſcheinet; ſo gefällt es ihm den

Tel-

Teltowſchen Kreis in der Mittelmark, die Gegenden von Drieſen, in der Neumark, und von Belgard in Hinterpommern, als vorzüglich unfruchtbare Gegenden zum Beiſpiel anzuführen; allein dieſes muß wenigſtens in Anſehung des Teltowſchen Kraiſes und der Gegend von Belgard ein Irthum ſeyn, welchen ich zu bemerken um ſo nöthiger finde, als dadurch Perſonen abgeſchreckt werden könnten, ſich in die durch einen ſo berühmten Schriftſteller gebrandmarkte Gegenden niederzulaſſen; freilich mangelt es daſigen Gegenden nicht an Sand, allein gewis auch nicht an guten, ſelbſt an Weitzenäckern; wer nur das dem ſo würdigen geheimen Etatsminiſter Freiherrn von Herzberg gehörige beträchtliche Guth Britz, das daneben liegende groſſe Dorf Rudo, ſelbſt die Feldflur der Stadt Teltow, und viele andere kennt, wird ſchwerlich begreifen wie es dem Herrn Verfaſſer einfallen können, den Teltowſchen Kreis, als ein leuchtendes Beiſpiel der Unfruchtbarkeit aufzuſtellen.

§. 16. Wird der rothe oder ſogenannte ſpaniſche Klee allen nur möglichen Futterkräutern beſonders vorgezogen. Warum?

1) Weil er genugſame Fettigkeit und Nahrung beſizt, um das Melkevieh in einen milchreichen

chen Zuſtand zu ſetzen und zu erhalten, auch zu allen Zeiten und ohne alle Gefahr gefüttert werden könne; ob nun zwar dem Eſparzette und der Luzerne, noch mehrere Fettigkeiten und nahrhafte Beſtandtheile zugeſchrieben werden wollten, ſo könne doch eine allzugroſſe Fettigkeit, dem Viehe leicht ſehr ſchädlich werden; man bediene ſich folglich des rothen Klees mit mehrerer Sicherheit.

Werden die Kenner dieſer Kleearten bei dieſem Urtheile nicht Partheilichkeit vermuthen? Kann man nicht eben ſo gut mit Spaniſchen, als den andern Kleearten das Vieh überfüttern, eine Anhäufung der Blähungen, ja oft den Todt ſelbſt verurſachen? Wer alle ſeine Kleearten nicht eher ſchneidet, bis ſie in völliger Blüte ſtehen, wer ſie nur in kleinen Portionen vorlegen, auch im Anfang ſie mit anderm Graſe vermiſcht, oder in Heckerling verwandelt, füttern läßt, und daneben das Salz nicht ſpart, der wird bei keiner einzigen Kleeart, und beim Eſparzette am wenigſten riſquiren.

a) Weil der rothe Klee, ohne daß dem Getreidebau das geringſte dadurch abgehet, in dem offnen Ackerfelde in gehöriger Menge erbauet werden kann; wohingegen Eſparcette und Luzerne, beſondere Plätze verlangen.

Auch

Auch hier hat unſer Lehrer vergeſſen, daß dieſes Lob dem ſpaniſchen Klee nur in jenen Feldern gebühre, wo man die Gemeinheiten und Hütungsrechte nicht kennet; und daß ferner, wenn gleich Eſparcette und Luzerne beſondere Standörter verlangen, erſtere in mageren, gebirgichten Gegenden, wo kein ſpaniſcher Klee fortkommt, gedeie, wenn man nur eine gute und feuchte Saatzeit trift, lezterer aber in convenablen Boden, dreimal ſoviel Klee als der ſpaniſche Klee liefere, folglich in dieſer Rückſicht viel Aufmerkſamkeit verdiene.

3) Weil belobter Kleebau unter allen übrigen Futterkräutern die wenigſte Mühe und Koſten erfodere.

Die der Eſparcette und der Luzerne zur Laſt gelegte Mühe und Koſten, beſtehet darin, daß ſie im erſten Jahre vom Unkraute geſäubert werden müſſen; eine Bemühung die man beim ſpaniſchen Klee erſparen kann, balancire ich aber die vermehrte Bemühung mit dem vermehrten Ertrag ſo muß die Verſchiedenheit der Umſtände entſcheiden, welcher Kleeart nach der Lage der Sachen der Vorzug gebühret. Ich ſchätze den ſpaniſchen Klee hoch, und es mangelt nicht an Fällen, in welchen ich ihm mit dem Herrn Verfaſſer von allen übrigen Klee-

arten

arten den Vorzug gebe; allein daraus eine allgemeine Regel für eine ganze Provinz zu machen, ſcheinet mir zuviel gewagt zu ſeyn.

Bei §. 23. erinnere ich daß zwar die vorgeſchlagene Methode den Klee zu ſäen ziemlich gebräuchlich, ich aber gleichwohl durch die Erfahrung geleitet, vorzüglicher gefunden, den Kleeſaamen im Monath Aprill auf den im vorigen Herbſt gedüngten. und mit Rocken beſaamten Acker, folglich auf den jungen Rocken zu ſäen, ohne ſich um das Eineggen zu bekümmern. Da ich die Urſachen dieſes Vorzugs in andern Schriften erklärt, ſo will ich mich hier dabei nicht aufhalten.

§. 45. Erinnere ich aus vielfacher Ueberzeugung und rufe zugleich die Gegend von Neufchatell zum Zeugen auf, daß man allerdings in kieſigten, und ſteinigen Boden, wenn er nur ein paar Zoll Erde hat, Eſparcette mit Nutzen ſäen, und daraus jährlich auf zwei vollkommene bei guten Jahren aber drei Erndten rechnen könne; und wenn man dem jungen Eſparcette vorwirft den Erdflöhen ausgeſezt zu ſeyn; ſo wird er doch gewis hierin dem rothen oder ſpaniſchen Klee vollkommen ähnlich ſeyn, indem ſehr oft ganze Ackerbreiten ſpaniſcher Klee von bemeldetem Ungeziefer abgefreſſen werden.

Was

Was §. 49. u. ſ. f. in Anſehung der Luzerne geſagt worden, hat wenig Grund, der Herr Verfaſſer ſelbſt ſpricht nur vom hören ſagen. Dieſe vortrefliche Pflanze von welcher ich verſchiedentlich beſonders im erſten Bande des Lehrbegriffs gehandelt habe, bedarf nur das erſte Jahr des Jätens, wenn der Acker und Saamen rein, auch man ſonſt vorſchriftsmäßig zu Werke gegangen iſt, thut auch gleich im zweiten Sommer ſehr gute Dienſte. Wer indes den gröſtmöglichſten Nutzen aus dieſem herrlichen Kraute ziehen, und ihn viele Jahre ohne vom Unkraut beſchädiget zu werden nutzen will, dem empfehle ich a) guten Acker von tiefem Boden zu erwählen b) dieſen Acker mit Schaaf oder Rindviehmiſt ſtark düngen, und mit Weiskraut bepflanzen, nach abgebrachtem Kraute aber, den Acker nochmals pflügen zu laſſen c) im Martius den Saamen in ein kaltes Miſtbeete, oder an einer Sonnenreichen Mauer ſo dicke als Kohlpflanzen zu ſäen d) im May den Acker nochmals recht tief zu pflügen, und bei feuchter Witterung die Kleepflanzen linienweiſe acht Zoll auseinander zu pflanzen, e) im erſten Sommer das Unkraut zwiſchen den Pflanzen auszuhacken f) im erſten Sommer den Klee ſo oft er eine gute Hand hoch, abzuſchneiden, damit er mehr Kräfte zu ſeiner Bewurzelung anwende g) ſo oft der Klee, ſo in dieſem

ſern als den folgenden Jahren abgeſchnitten wird, begieſſe man deſſen Stoppeln mit verdünnter Miſtgauche, befahre im Spatjahr, die Kleebreite, mit langem Miſt, laſſe den Miſt im Frühling wieder abrechen, auch die Oberfläche mit einer ſcharfen Egge aufkratzen h) möchten ſich mit der Zeit Blöſſen ergeben, ſo laſſe man in ſolchen Gegenden einige Stauden, Saamen tragen, der ſich dann ſelbſt ausſäen, und den Abgang erſetzen wird. Dies ſind die Bedingungen unter welchen ich aus vielfacher Erfahrung eine völlige Bedeckung des Kleefeldes, einen lange daurenden Gebrauch, und nach Beſchaffenheit der Umſtände und der Witterung jährlich von 3 bis 7 vollen Erndten verſpreche.

Wenn §. 55 - 58. die Wicken als ein gutes Nebenfütterungsmittel betrachtet werden, ſo hat man dagegen kein Wort einzuwenden; warum man aber dem Haſer nicht gleiche Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, mag der Herr Autor verantworten. Wer im Märzmonath, in einen dem ſpaniſchen Klee anſtändigen wohl zugerichteten Boden, Haſer und zwar dicke ſäet, ſelbigen auch ſo oft er ſchoſſen will, abſchneidet, der wird den Sommer über, drei tüchtige Erndten, folglich noch mehr als von den Wicken thun, und ebenfalls ſeinen Acker im Herbſt von neuem beſaamen können.

Das

Das Mittel ſo §. 66. vorgeſchlagen wird, um die mit Mehlthau und Raupen verunreinigte Kohlblätter dem Viehe unſchädlich zu machen, iſt nicht nach meinem Geſchmack. Es erfordert Aufſicht um die Mägde dahin zu bringen, nur das für Menſchen beſtimmte Weis- und anderes Kohlkraut, von Raupen und dergleichen Geſchmeiß zu reinigen; was für Hoffnung kann man ſchöpfen, daß ſie beim Viehfutter zärtlicher ſeyn werden? Was für Zeit würde auch erfordert, um jedes Kohlblatt zum Viehfutter zu waſchen, zumalen der Mehlthau ſich nicht ſo leicht abwaſchen läßt? Es iſt allemal ſicherer und rathſamer dergleichen inſicirte Blätter auf der Stelle verfaulen zu laſſen, wenigſtens zu warten, bis einige Nachtfröſte die Kohlgewächſe unſchädlicher gemacht haben.

§. 72. Iſt der Herr Verfaſſer denen weiſſen Rüben eine Ehrenerklärung in beſter Form rechtens ſchuldig, wenn er verſichert, daß ſie nur bis Michälis dauerten, und zur Winterfütterung nicht taugten. Man pflegt ja die zweite Saat, oder die ſogenannte Stoppelrüben erſt um Martini auszuheben, wer ſie alsdann vernünftig eingräbt, oder auch klein ſtampſt und als Sauerkraut einmacht, kann ſeine Rüben als ein vortrefliches Winterfutter bis im Frühling nutzen.

§. 73 ſ 74. Glaube ich erinnern zu dürfen, daß weder auf das Mohr ſ oder gelbe Rüben, noch Palſternackkraut, bei der Sommerfütterung viel Rückſicht zunehmen, auch beide Wurzelgewächſe am beſten zur Frühlingsfütterung anzuwenden ſind, weil ſie die Kälte nicht ſcheuen, folglich erſt im Frühling ausgegraben werden dürfen; weil ferner die Fütterung im Frühling am knapſten zu ſeyn pflegt, weil endlich die den Winter über in der Erde geſtandene Wurzeln ihre gewöhnliche Süßigkeit verdoppelt haben, und zu einem ſehr angenehmen Futter auf mehr denn eine Art zubereitet werden können.

§. 78. Füge ich hinzu daß das Tartüffelkraut zu keiner Zeit und unter keinerlei Vorwand zur Fütterung der melkenden Kühe, ſondern hauptſächlich in den Miſt, im Nothfall zur Feurung diene. Wird es grün gefüttert wenn die Tartüffel noch wächſt, ſo ſchlagen die abgeſchnittene Stumpfen nur deſto ſtärker aus, benehmen folglich den Tartüffeln die Nahrung. Soll es beim ausheben der Tartüffeln zum Futter angewendet werden, ſo iſt es zu holzig und unſchmackhaft, als daß es die Kühe begehren ſollten, will man es trocknen, kochen, brühen u. ſ. w. ſo vergröſſert man die Bemühungen, und den Holzaufwand ohne Nutzen.

§. 80.

§. 80 ⸗ 84. Will unſer Lehrer alles grüne Futter in Heckerling verwandelt wiſſen, und er iſt nicht ſehr abgeneigt das Brühefutter zum Theil zu empfehlen, wenigſtens deſſen Gebrauch in Schleſien zu erwähnen.

Ich läugne nicht daß ſich Gras, Klee, und ſo weiter in Heckerling verwandelt, bequemer als in ihrem natürlichen Zuſtand verzehren laſſen; allein die andere Gründe ſo der Herr Verfaſſer anführt, haben wenig Gewicht. Denn 1) wird keine Kleeart dem Viehe ſchaden, wenn es daran gewöhnt, und man den Klee erſt wenn er in voller Blüte ſtehet, ſchneidet. 2) kann der in Heckerling verwandelte Klee oft ſchädlich werden, weil er ſich ſtark zuſammen drückt, folglich weit leichter als in ſeinem natürlichen Zuſtande erhitzt 3) macht das ewige und tägliche Heigelſchneiden viel Verſäumnis, folglich auch Beſchwerlichkeit für den Landwirth, welche mit den wenigen harten Steugeln wohl zu compenſiren, welche das Vieh nicht frißt, ſondern in den Miſt tritt. Uebrigens iſt der Gebrauch im Sommer das Futter anzubrühen und dadurch eine beſtändige Schwitzſtube zu haben abſcheulig, und verdiente geſetzmäßig verboten zu werden, denn was für vernünftige Gründe kann ein Menſch haben, den grünen Klee zu brühen,

 da⸗

damit Zeit zu verſchwenden, die Inſekten nach dem erheizten Zimmer zu locken, und das Holz, welches immer ſeltener wird, zu vertheuren.

Von §. 85. bis 110. kommt manches gute, vieles unbedeutende, und einiges verwerfliche vor. Ich rüge blos die leztere Klaſſe.

1) Der Herr Verfaſſer will den Klee des Morgens nach abgetrocknetem Thau gemähet haben. Warum denn nicht gegen Abend? Ja ſagt er man verſpüre in allen Jahren daß ſich mit dem Thau allerhand Arten von Gifte einſtellten, und auf die Gewächſe anſezten, von Luft und Sonne aber nach einigen Stunden verzehrt würden. Ohne die Richtigkeit dieſes Satzes zu bezweifeln, die wenigſtens der Feile noch nöthig hat, bemerke ich nur, daß wenn das Vorgeben wahr, man ja dem Gifte in den Nachmittagsſtunden weit zuverläßiger als in den Morgenſtunden entgehen, überdem aber den weſentlichen Vortheil haben würde, daß die weite Saftröhren der ſtarken Kleeſtengel, nicht durch die Hitze überraſcht, zuſammen ſchrumpften, abſtürben, und den Stamm nöthigten neue Sproſſen zu treiben.

2)

2) Muß hier der Herr Verfaſſer die von mir bemerkte Unbequemlichkeit beim Heckerling zum Theil ſelbſt einräumen, wenn er es zu einer unbedingten Nothwendigkeit macht.

> Daß man den Kleeheyel niemal in Haufen auſeinander liegen laſſen müſſe, indem er ſich dadurch in wenig Stunden erhitze, und zum Füttern unbrauchbar würde; vielmehr ſey es nöthig, daß daſſelbe dünne auseinander gebreitet, und zu ſolchem Ende ein Behältnis, welches einen verhältnismäßigen Raum in ſich faßt, gewählet werde. Ferner ſey es gut, daß das ausgebreitete Heyel von Zeit zu Zeit mit einem Rechen gerührt, und dadurch an der Erhitzung gehindert werde.

Was für Bemühungen, was für Vorſichten ladet man dadurch dem laſttragenden Thiere, dem Landmann auf! Was für Raum zum Heyel wird nur ein Stall von hundert Stück Vieh nach dieſem Muſter erfordern?

3) Geſtehet der Herr Verfaſſer zum öfteren ein, niemals Eſparcette, und Luzerne gezogen und gefüttert zu haben, gleichwohl ſchreibt er ihnen auf das Zeugnis anderer eine beſonders groſſe Menge öhlichter Theile zu, und will aus Beſorg-

 nis

nis, daß das Vieh zuviel öhlichte Theile bekommen möchte, beinahe die Hälfte der Fütterung abbrechen, und dennoch ſpan ſchen Klee, oder Stroh Hexel darunter gemenget wiſſen; allein ich kann dem Herrn Verfaſſer auf Ehre verſichern, daß er belobte Kleearten ohne alle Vermiſchung, auch beinahe in ſo groſſen Portionen als den ſpaniſchen Klee füttern kann, im Fall ſein Vieh dieſer Fütterung bereits gewohnt, und er abwartet, bis belobte Kleearten in völliger Blüte ſtehen.

4) Wiederſpreche ich aus bereits berührten Urſachen dem Brühefutter mit Kohl und Rüben überhaupt und zwar doppelt im Sommer, ſo sehr ſich auch der Herr Verfaſſer bemühet, dieſer verwerflichen Fütterungsart neue Annehmlichkeiten zu borgen.

Fünftens heißt es:

Das gröſte Reuterpferd muß ſich täglich mit einem halben Berliner Scheffel Hexel begnügen, und es hat daher keinen Zweifel, daß ſolches auch vor ein Stück Rindvieh, wenn es ſonſt das andere benöthigte Rauchfutter bekömmt, hinreichend ſey.

Ich zweifle nicht einmal daß der Heckerling be beiden Thierarten ganz überflüßig ſey, wenn es ihnen nicht an Heu fehlet. Ich erinnere mich daß im Jahr 1741 der damalige Poſtmeiſter Bonnt die ganze preußiſche Cavallerie den Sommer durch mit einem einzigen Breslauer Kahn Hexel fournirte, und dabei das ſchöne Rittergut Schwarniß erwarb, ohne daß die Pferde Hexel zu ſehen bekamen. Wie dieſes zugieng, gehört nicht zu unſerm Plan, genug wir brauchten keinen Heckerling, und wir haben noch heute Provinzen z. E. das Elſaß die Schweitz, wo man nicht einmal die Kunſt Hexel zu machen kennet, am wenigſten ausübet.

Alles §. 112 – 121. vom ſtriegeln, ſchwemmen, und tränken des Viehes geſagte, iſt ganz vortreflich, und das Striegeln der Ochſen und Kühe gar nichts übertriebenes, ſondern ein ſehr nützliches Geſchäfte.

§. 125. Füge ich hinzu daß es nicht genug ſey wenn die Aufſeherin bei trächtigen oder alt milchenden Kühen nachſiehet, ob bei verſpürter Abnahme der Milch rein ausgemolken werde, ſondern ſie muß auch die Milch ſelbſt unterſuchen, um zu erfahren, ob es Zeit ſeye die Küh mit dem Melken

ganz zu verſchonen, zumalen einige Kühe weit länger als andere trocken ſtehen. Die Unterſuchung der Milch kann auf Metall, auf dem Nagel, auch am Feuer geſchehen; gerinnt oder käſet die Milch geſchwinde in der Wärme, oder es bleibt ein Tropfen auf dem Nagel oder Metall gegoſſen, nicht wie eine Perle ſtehen, ſondern fließt auseinander, ſo iſt es Zeit das Melken aufzugeben.

§. 126. Iſt zu bemerken, daß man nicht, wie unſer Lehrer will, die Abſatzkälber ein bis drey Tage bei der Mutter laſſen, und hiernächſt erſt zum tränken angewöhnen, ſondern ſolches gleich ſobald das Kalb zur Welt gekommen iſt, thun muß, weil man dadurch die Sehnſucht zwiſchen alt und jung verhindert, nicht weniger ein Kalb welches noch niemals der Mutterbruſt geſogen, weit leichter zum tränken zu gewöhnen iſt, als ein anderes, welches dieſen Nectar bereits an der Quelle verſucht hat.

Der 151te §. enthält Irthümer, die aus verſchiedenen Quellen entſpringen, es iſt um ſo nöthiger dafür zu warnen, als ſie die Livre der Wahrheit tragen, und in des Herrn Verfaſſers ſchönen Werken mehrmahlen obgleich nur ſtückweiſe vorkommen.

Der

Der Herr Autor verlangt, daß der Sommermiſt nicht lange auf dem Hofe liegen, und von Luft und Sonne ausgezehret, oder wohl gar verbrennen müſſe. Er beſtimmt dieſe Zeit auf 6 oder 8 Tage, und verſichert, daß wenn er länger auf dem Hofe oder in der Miſtſtäte gelaſſen würde, er in der Quantität und Qualität ſehr viel verlöhre.

Nach meiner Theorie muß er weder Sommer noch Winter unbedeckt auf dem Hofe liegen, wenn aber die Miſtſtäten ſo angelegt ſind, als ich ſie im erſten Bande des Lehrbegriffs angetragen, ſo kann der Miſt weder verbrennen, noch in der Menge, und Güte verlieren, folglich bin ich mit dem Herrn Verfaſſer ſo ziemlich in der Theorie, aber nicht in der Anwendung einig, zumalen wenn er behauptet

> Man wendet zwar vor, daß der kurze und verfaulte Miſt weit mehrere Kräfte habe, und folglich ein Fuder von demſelben beſſer wäre, als zwei Fuder von langem Miſt. Es iſt aber dieſes ein irriger Wahn, dem die Erfahrung offenbar wiederſpricht.

Um Vergebung Herr Autor! zwiſchen gefaultem, und verfaultem Miſt iſt ein kleiner Unterſcheid: erſterer, wenn er bedeckt geweſen, und weder von Sonne und Luft ſeiner Salze beraubet,

noch vom Waſſer ausgelauget iſt, wird allemal doppelte Dienſte gegen langem Miſt thun. Denn die Dinge mit welchen eingeſtreuet wird z. B. Stroh, tragen wenig zur Düngung bei, ſondern ſind eigentlich nur das Vehikulum; ſobald alſo die eigentlich düngende Theile faulen, und das Stroh mit welchem ſie vermiſcht ſind, gleichfalls zur Fäulniß diſponiren, ſo iſt ja nichts natürlicher, als daß ſie ſich näher zuſammen ſetzen, und ein kleineres Volumen ausmachen, folglich iſt ja, die Sachen blos aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, ſehr begreiflich, daß in einem Karren gefaulten Miſtes, mehr düngende Materie, als in dergleichen Karren friſchen Strohmiſt ſeyn müſſe, wenn beide Arten von einerlei Art und Güte ſind.

Nun fährt der Herr Autor fort.

Der kurz geſaulte Miſt thut zwar eine geſchwindere, und folglich in der erſten Tracht beſſere Wirkung, weil er ſich mit dem Erdreich weit bequemer vermiſchen, und die bei ſich führende Nahrungsſäfte demſelben mittheilen kann. In Anſehung der Dauer aber verliert er gegen den langen Miſt, der in ſeiner erſten Gährung auf den Acker gebracht worden iſt, gar ſehr

Ohne

Ohne Zweifel thut kurzer und gefaulter Miſt ſchon im erſten Jahre herrliche Wirkung, wohingegen der lange Miſt bei ausbleibendem Regen im erſten Jahre oft ſchaden, im andern aber erſt ſeine Wirkung thun kann, weil er erſt in der Erde das werden muſte, was der kurze Miſt ſchon bei ſeiner Vermählung mit der Erde war. Nun urtheile wer urtheilen kann, ob man den Acker düngt, um im erſten oder im zweiten Jahre ſeine wohlthuenden Kräfte zu ſpüren? Man kann gern zugeben, daß langer Miſt im Acker länger daure, als gefaulter, ohne die Folge daraus zu ziehen, daß ſeine Wirkung von längerer Dauer ſey, denn wenn der gefaulte Miſt gleich im erſten Jahre ſich thätig erzeigt, der lange aber das erſte Jahr unthätig bleibt, ja oft ſchädlich wird, ſo kann ja auch des erſteren Thätigkeit ohnbedenklich ein Jahr eher wieder aufhören, ohne daß die Apologeten des langen Miſtes dabei etwas gewinnen. Endlich verſichert unſer Lehrer.

Eine der vornehmſten Wirkungen des Miſtes, beſonders in einem etwas kaltgründigen Boden, beſtehet mit darin, daß er den Acker, unter Vollführung der Gährung, zugleich mit erwärmet. Dieſe Wirkung hat man von keinem kurz gefaulten und faſt zur Erde ge-

wordnen Miſt, wohl aber von demjenigen, der, wenn er in ſeiner erſten Gährung ſtehet und durchgehends erhizt worden iſt; zu erwarten.

Miſt, der faſt zur Erde geworden, iſt kein Miſt mehr, ſondern eine gute fette Erde, von welcher aber gar nicht die Rede iſt, ſondern man muß gehörig gefaulten, mit rohen oder friſchen Miſt gegen einander in Vergleichung ſtellen; und in dieſem Fall iſt es wahr, daß in naſſen, kalten, Boden, roher oder langer, zumalen Pferdemiſt vorzügliche Dienſte leiſte, weil er durch die Näſſe zu einer geſchwinden und ſtarken Fermentation diſponirt, durch die damit verknüpfte Erhitzung auch veranlaßt wird, den kalten Acker zu erwärmen, und aufzulockern. Dies iſt der einzige Fall in welchem roher und langer Miſt, dem fetten und gehörig gefaulten vorzuziehen iſt.

Der Herr Verfaſſer hat den Begriff von der Wirkung des Miſtes ein wenig verunſtaltet, und dadurch angehende Landwirthe in Ungewisheit geſtürzt. Ich will verſuchen die Begriffe ein wenig mehr zu entwickeln.

Der Endzweck der Düngung mit animaliſchen und vegetabiliſchen Mitteln iſt kein anderer, als

die tragbare Erde zu vermehren, und den Abgang an ſalzigen und öhlichten Theilen, der ſie durch die Gewächſe beraubet worden zu erſetzen. Dasjenige Düngungsmittel welcher dieſen Endzweck am geſchwindeſten am vollkommenſten erreicht, wird ohne Zweifel das vorzüglichſte ſeyn.

Nun iſt bekannt, daß in allen der Gährung unterworſenen Auswürſen der Natur, bei Menſchen und Vieh, ſich ein flüchtiges Laugenſalz, desgleichen ſchwere und flüchtige Oehle entwickeln. Ehe dieſe Körper die Fermentation erfahren, wird man in ihnen vergebens flüchtige Oehle und Salze ſuchen, alſo ſind dieſe Erſcheinungen die Frucht der Gährung; alſo muß man den Miſt, den Urin, in die Umſtände verſetzen, daß er in die faule Gährung übergehen, und dadurch nach allen ſeinen Kräften wirkſam werden könne. Da nun die Gährung, Feuchtigkeit, Wärme, und Ruhe verlangt, ſo iſt es dem Endzweck angemeſſen, den Miſt auf Hauſen zu packen, ihn feſte zu treten, und feuchte zu erhalten; und da ferner ein Körper der den lezten Grad der Fermentation, oder die faule Gährung erfahren, in die Verweſung übergeht, ſo muß der wohlgefaulte Miſt durchs anfeuchten dafür bewahret, und ehe er in die Verweſung übergehet, oder in Miſterde verwandelt

wird,

wird, nach dem Ort ſeiner Beſtimmung geſchaft werden.

Wenn nun aber der Miſt in den Ställen nicht fault, ſo muß er ja auf Haufen gepackt, feſte getreten, mit Urin, und Miſtlacke angefeuchtet, und durch dieſe Mittel gezwungen werden, ſich in ſich ſelbſt zu erhitzen, und in Fermentation, die bis auf einen gewiſſen Punkt getrieben werden muß, zu gerathen.

Wird dahingegen der Miſt zwar auf Haufen gebracht, aber nicht feucht erhalten, ſo verbrennt er, kommt er in den Miſtſtäten in Waſſer zu liegen, ſo verrottet er, und wird ausgelaugt, folglich muß die Miſtſtäte weder naß noch trocken, wohl aber beſtändig feuchte erhalten werden. Da endlich Sonne und Luft, die ſalzige und öhlichte Theile an ſich ziehen, Regengüſſe hingegen, Salze und Oehle abwaſchen, wegführen, und ein bloſſes caput mortuum zurück laſſen; ſo verlangen Vernunft und Erfahrung dem Miſthaufen oder der Miſtſtäte eine leichte an den Seiten offne Bedeckung zu geben, und die Miſtſtäte mit einem ausgemauerten und bedeckten Graben zu umgeben, damit ſich die Miſtlacke darin ſammlen, theils zum anfeuchten, theils zu andern nützlichen Endzwecken ver-

verwendet, und endlich der wohlgefaulte, aber nicht verfaulte Miſt, zu bequemer Zeit nach dem Ort ſeiner Beſtimmung gebracht, und ohnverzüglich untergeackert werden könne.

Ohne mich dieſemnächſt in die Berechnungen über die Vortheile der Stallfütterung einzulaſſen, bekenne ich, daß der Herr Verfaſſer manches gute, und wahre, obgleich bekannte über dieſen Gegenſtand geſagt habe, nur hätte ich gewünſcht daß er nicht §. 171 - 173. das Futterſtroh für unentbehrlicher als das Heu angeben mögen. Stroh giebt zumalen wo das Getreide geſchnitten wird, eine herzlich magere Nahrung, allein mit Heu kann man Vieh ernähren, ja mäſten. Viel hundert Schweizerkühe die niemals Stroh gefreſſen haben, wiederlegen die angebliche Unentbehrlichkeit des magern Strohfutters.

Die ſieben und dreißigſte Abhandlung belehret uns von der ſogenannten Brühfütterung des Rindviehes. §. 2. Wird zu zeigen verſprochen 1) warum die Brühfütterung des Rindviehes unter allen Umſtänden nützlich, bei den auf Sommerſtallfütterung geſezten Kühen aber faſt nothwendig ſey 2) ſoll das verſchiedene Anmengſel zum Brühfutter bemerkt werden, 3) die eigentliche Verfahrungsart

art beim Brühfutter gelehrt 4) die aus der Brühfütterung zu erwartenden Vortheile ans Licht gebracht, 5) die Vorurtheile mit welchen die Brühfütterung von Unwiſſenden verdächtig gemacht wird, entlarvet werden. Es ſoll mir angenehm ſeyn, wenn der Herr Verfaſſer ſein Verſprechen überzeugend erfüllt, zumalen ich ſelbſt in die Klaſſe wo nicht der Unwiſſenden doch der Unglaubigen gehöre.

Nachdem ich die ganze Abhandlung mit Fleis geleſen, muß ich offenherzig bekennen, daß ich nicht das mindeſte neue, oder einen neuen Bewegungsgrund darin gefunden habe, der dem offenbaren Nachtheil des ſo empfohlenen Brühefutters die Wage zu halten vermöchte. Ich erinnere mich, ſchon vor 30 Jahren in den ſo beliebten ökonomiſchen Nachrichten des berühmten Freiherrn von Hohenthal einen langen Streit zwiſchen einer adlichen Dame in Sachſen, und dem Verfaſſer geleſen zu haben, wo die rationes pro & contra ventilirt, und das Brühfutter den Proces verlohren hat, ich entſage aber gern dieſem Vortheil der Waffen, und kann durch eigene Erfahrung überzeuget, verſichern, wie des Herrn Verfaſſers Angeben, daß die Kühe bei dem Brühefutter) wenn ſonſt das Futter gleich) etwas mehr Milch, als bei

bei trocknen Futter geben, auch öfter den Urin laſſen, folglich dem Miſtmachen Dienſte leiſten, dies ſind alſo mit wenigen aber wahren Worten die Vortheile des Brühefutters. Wir wollen nunmehro auch deſſen Nachtheile einige Aufmerkſamkeit gönnen, damit der Leſer beide gegeneinander abwägen könne.

Das Brühefutter ſchlägt zur Milch, hilft aber dem Vieh vom Fleiſch, treibt den Schweiß, macht es matt. Das Waſſer kochen vermehrt Feuersgefahren, vermehrt ſowohl als das Heckerling machen, die Arbeiten des Landmanns, vermehrt den ohnedem koſtbaren Holzaufwand, erfordert viel Platz, und Geräthſchaften. Nun wähle wer wählen kann, und laſſe ſich durch die ſcheinbaren Gründe des Herrn Verfaſſers nicht irre machen. 50 Eymer oder 300 Maas Waſſer als ſoviel für 100 Kühe täglich nöthig ſeyn ſollen, zu ſchöpfen, in und aus dem Keſſel zu bringen, und zu kochen, iſt weder eine kleine Bemühung, noch macht es einen unbeträchtlichen Holzaufwand aus; eine Saite die der Herr Verfaſſer gar nicht berühret hat, ob man gleich das dazu erforderliche Holz bei Mittelpreiſen, doch wohl täglich auf dreißig Kreuzer oder den Monath auf fünfzehn Gulden, oder das Jahr hindurch auf 180 fl. feſtſetzen kann. Die

Beſchwerlichkeit des Waſſertragens hat unſer Lehrer ein wenig gefühlt, jedoch ſolche möglichſt zu überzuckern geſucht, und dazu Vorſchläge gethan, die vielleicht in hundert Orthſchaften 99 mahl unanwendbar, und doch niemals ohne Gefahr ſind. Die von Schleſien angeführte Beiſpiele, beweiſen blos daß man in Schleſien das Futter brühet, keinesweges aber daß es die vorzüglichſte Fütterungsart ſey, denn ſonſt müſte Holland, die Niederlande, die Schweitz, Böhmen und viel andere der Kuhmelkerei halber berühmte Länder, weder viel Milch haben, noch gute Butter machen; wenn alſo die Brandenburgiſche Bauren, denen Schleſiern hierin ſo weit nachſtehen, ſo folget blos daraus daß die Brandenburger noch magerer als die Schleſier füttern. Die phyſiſche Gründe ſo es übrigens dem Herrn Verfaſſer zu Unterſtützung ſeiner Lieblingsidee anzuführen gefällt, werden ſchwerlich viel Proſelyten machen. Die Natur ſcheint weder dem Menſcheu noch dem Viehe warme Speiſen, am wenigſten warme Brühen beſtimmt zu haben. Der Engländer ißt keine Suppe, ohne deswegen ſchwach zu ſeyn; der Franzos erſchrickt nicht mehr, wenn er den vierſchrötigen Weſtphälinger rohen Speck mit vielem Geſchmack verzehren ſiehet, und wer wird es für allgemein wahr annehmen, daß gekochtes Waſſer Menſchen

und

und Thieren weit geſunder und zuträglicher als das ungekochte ſey, nichtweniger iſt es eine eitle Furcht daß das Vieh ungekochte Wurzelgewächſe nicht gehörig verdauen könnte, und durch die Excremente wieder von ſich gäbe. Kann man nicht mit rohen Rüben Ochſen mäſten, wer aber wird ſich rühmen einen Ochſen mit gekochten Rüben fett gemacht zu haben? Wer verbietet uns unſern etwanigen Ueberflus an Kohl und Wurzelgewächſen einzuſtampfen, ſauer werden zu laſſen, und ſodann auf das trockne Futter (wenn ja Heckerling gefüttert werden muß) aufzumengen. Sollte es denn nicht rathſam ſeyn der Natur zu folgen; die Thiere wiſſen was ihnen ſchmeckt, und nützlich iſt. Die Kuh frißt durchaus keine Auſtern, noch trinkt ſie Champagnerwein, ſie hat auch für allen warmen Speiſen einen Abſcheu, und muß durch Hunger und Durſt gezwungen werden, dieſe wiedernatürliche Nahrungsmitttel ſchmackhaft zu finden.

Hier ſehe ich mich am Ende des fünften Bandes eines Werkes deſſen Verfaſſer weit über meine Lobeserhebungen iſt, und welches muſtermäßige Belehrungen für praktiſche Landwirthe ſie mögen jung oder alt ſeyn, in Menge enthält. Seit mehr denn 40 Jahren habe ich die Ehre den wegen ſeines edlen Herzens und weitläuftigen Kenntniſſen

 in

in der Rechtsgelahrtheit, und im praktiſchen Theil der Oekonomie ſo ſchätzbaren Herrn Verfaſſer zu kennen; hätte er Gelegenheit gehabt, auch auſſer den preußiſchen Staaten, auf das landwirthſchaftliche Fach zu reiſen; hätte er ſich ferner bemühen wollen, ſein Werk nicht allein für die Privatperſonen, ſondern auch für die Staatswirthe recht nutzbar zu machen; ſo würde er ohne Zweifel das vollkommenſte Werk in ſeiner Art geliefert haben.

III.

Des
Herrn von Schönfeld
Landwirthſchaft
und
deren Verbeſſerung.

Das im Jahr 1773. in zwei Octavbänden zu Leipzig an das Licht getretene Werk des Herrn von Schönfeld **die Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung nach eigenen Erfahrungen beſchrieben**, iſt jungen und alten praktiſchen Landwirthen eben ſo unentbehrlich, als dem Pfarrer die Bibel, wenigſtens eben ſo nützlich, als einem faulen Dorfpfarrer, eine gute Poſtille. Dies iſt genug geſagt, um dieſes vortrefliche Werk denjenigen Landwirthen, ſo es noch nicht kennen, beſtens zu empfehlen.

Weit entfernt unſerm Lehrer, dem man faſt immer Beifall zuwinken muß, Schritt für Schritt zu folgen, werde ich blos jene Stellen bemerken, welche mir entweder gewagt, undeutlich, irrig ſcheinen, oder einer näheren Erklärung, oder auch ſicherer Einſchränkungen bedürfen.

Der Plan des ganzen Werks faßt neun Abſchnitte in ſich, die wiederum unter verſchiedene Rubriken gebracht, und in Kapitel eingetheilet ſind.

Der erſte Abſchnitt handelt von Fehlern, Mängeln und Hinderniſſen bei einer Wirthſchaft überhaupt, und das erſte Kapitel beſchäftiget ſich von zuſammenhangenden Fehlern einer ganz zerrütteten Wirthſchaft zu handeln, womit es auch ſo reichlich geſegnet iſt, daß ich nichts hinzufüge, wohl aber wünſchte, daß es in Deutſchland wenigere, nach dieſem Muſter zugeſchnittene Landwirthſchaften geben möchte.

Im zweiten Kapitel werden die zuſammenhängende Fehler, und Hinderniſſe gründlicher Verbeſſerungen, einer gewöhnlich guten Wirthſchaft gezeiget.

Auch hier ſpricht der gründlich gelehrte Herr Verfaſſer mit überzeugender Beredſamkeit und patriotiſcher Wärme. Ich finde weder etwas hinzu, noch wegzuthun. Ich kann mich aber nicht überwinden den Schluß dieſes Kapitels in unſers Lehrers eigenen Worten herzuſetzen, und aufrichtig zu wünſchen, daß alle diejenigen ſo die Oekonomie irgend eines Staats zu verbeſſern berufen werden, ihm ein Plätzchen in ihrem Breviair anweiſen möchten.

Dieſe, und dergleichen Wahrheiten werden insgeſammt unausgemacht bleiben, ſo lange

der

der gemeine Landmann bei ſeiner Schlendrian mäßigen Feldarbeit, oder der gelehrte Phyſikus ohne Erfahrung in der Studierſtube dieſelben auflöſen ſoll; womit ich wohl meinen Satz ſattſam bewieſen zu haben glaube, wenn ich behaupte: es iſt das erſte und hauptſächlichſte Gebrechen unſerer unvollkommnen Oekonomie, daß dieſelbe nur dem blos empiriſchen Landmanne überlaſſen wird, und daß ſie nicht, als eine wahre und wichtige Wiſſenſchaft theoretiſch und praktiſch zugleich nach Gründen, als welches beides hier unzertrennlich bleibt, ordentlich gelehret und gelernet wird; weshalb ich den Leſer auf die Schrift des Herrn D. Schreber zu Leipzig, die unter dem Titel: die Policei des Ackerbaues herausgekommen iſt, verweiſe, wo man dieſe Wahrheit ſehr gründlich, und überzeugend abgehandelt finden wird.

Das dritte Kapitel handelt von ermangelnder richtigen Eintheilung der Grundſtücke, wozu ſich jedes am beſten benutzen läßt, mit vieler Sachkänntnis und überzeugender Beredſamkeit, verſpricht überdem beim fünften Abſchnitt ausführlicher zu ſeyn.

Der zweite Abſchnitt beſchäftiget ſich mit den verſchiedenen Düngungsmitteln, derſelben gewöhnlichen Fehlern und einigen angezeigten Verbeſſerungen.

Nach einer paſſenden Vorerinnerung wird im erſten Kapitel vom Strohe, als dem Vehiculum der Düngung gehandelt, und der vielfache Misbrauch des Strohes gezeiget, deren Regiſter durch den Verbrauch des Strohes, welchen der Landmann in der Nachbarſchaft groſſer Städte dahin verkauft, und ſich dadurch alljährlich eine geringere Stroherndte zuziehet, anſehnlich zu vermehren iſt.

Das zweite Kapitel ſpricht vom Viehmiſt, oder Dünger.

Fürs erſte wird auf eine kurze aber jedermann begreifliche Art der unerſetzliche Verluſt des Düngers, durch das Austreiben des Viehes auf die Weide, gezeiget, nichtweniger durch des Herrn Verfaſſers eigenes Beiſpiel dargethan, daß ſelbſt bei nahen und guten Hütungsplätzen es vortheilhafter ſey die Weideplätze zu Acker und Wieſen anzuwenden, als ſie abweiden zu laſſen.

Die

Die Sache iſt zu ſelbſt redend, (ſagt unſer Mentor) und es muß einem jeden in die Augen fallen, was man beim Feldbau dadurch einbüßt, als daß man es mit vielen Gründen zu beweiſen braucht; ich zweifle auch nicht, daß die meiſten Wirthe, die davon vollkommen überzeuget ſeyn müſſen, anſtatt der Weide nur andere Fütterung verlangen, und gerne davon abgehen werden. Daß überall dazu zu gelangen, und wie ich dazu gelanget ſey, werde ich in der Folge bei anderer Gelegenheit abzuhandeln nicht ermangeln.

Ich zweifle ob der Herr Verfaſſer, wie er ſich ſchmeichelt, die meiſten Landwirthe bekehren werde; ob ich gleich überzeugt bin, daß er vollkommen Recht habe. Das Vorurtheil iſt noch viel zu unbändig, auch theils Orten der Menſchenmangel viel zu groß; man hört und folgt auch viel lieber den Verfechtern alter Misbräuche, die unter der Larve des Patriotismus, Unwiſſenheit und Eigenſinn verſtecken, als daß man der ungekünſtelten geſunden Vernunft ſo leicht Gehör geben ſollte. Ich könnte davon viel Beiſpiele anführen, wenn ich der ſchwachen und eigenſinnigen nicht ſchonte.

Ferner rechnet unſer Lehrer unter die Gebrechen des Miſtmachens, die verſäumte Miſchung der verſchiedenen Miſtarten, und den Mangel guter Miſtſtäten. Er zeiget die unangenehme Folgen dieſer Gebrechen ſo deutlich, daß man ſehr verſtockten Herzens ſeyn muß, um an deren Richtigkeit zu zweifeln. Er läßt die dagegen vorgeſchlagene Mittel die Muſterung paßiren, und erklärt ſich gegen die von mir im Lehrbegriff vorgeſchlagene bedeckte Miſtſchoppen. Wir wollen ihn in ſeinen eigenen Worten hören, damit ſich der Leſer deſto beſſer überzeugen könne, ob ſein Tadel gegründet ſey.

Man hat, (heißt es) eingeſehen, daß weder der ſtrohige ungefaulte, noch der zu Erde verfaulte Miſt die gehörige Wirkung thun; daher mancher darauf gefallen iſt, man ſollte ſeinen Miſthof überbauen, und die Miſtſtäte erhöhen, daß der Miſt unten nicht von der Näſſe, und oben nicht von der Sonne ausgezehrt werde. Weil aber dieſes mit vielen Schwierigkeiten verknüpft wäre, auch der Miſt auf dieſe Weiſe viel zu trocken liegen, und alle fette Gauche heraus laufen, und verlohren gehen würde, ſo habe ich dergleichen Anlage, noch nicht ausgeführt gefunden.

Ent-

Entweder hat der Herr von Schönefeld meinen Vorſchlag nicht gemeint, oder meinen Lehrbegriff nicht recht geleſen, denn nach meinen im erſten Bande des Lehrbegriffs gethanen Antrag iſt die Sache weder koſtbar, noch iſt ſie Schwierigkeiten unterworfen, weniger gehet die koſtbare Miſtgauche verlohren; daß aber der Herr Verfaſſer dergleichen Anlage noch nicht ausgeführt gefunden, er auch dergleichen nicht nachmachen will, wird wohl ſchwerlich zum Beweis der Untauglichkeit bedeckter Miſtſchoppen hinlänglich ſeyn.

Einen andern, und leider ſehr gemeinen Fehler ſezt der Herr Verfaſſer in Verwahrloſung der ſo nützlichen Miſtgauche, und verkehrt angewendeten Dünger, zu deſſen Abſtellung er brauchbare Vorſchläge thut.

Endlich wendet er ſich an das Pferchen mit den Schaafen, oder den gewöhnlichen Hordenſchlag, wobei er verſchiedene Misbräuche angiebt, unter welchen die beträchtlichſten ſind, daß man gemeiniglich den Pferch zu tief unterackert, oder ſelbigen lange auf der Oberfläche liegen, von der Sonne ſeiner Kräfte berauben, und von ſtarken Regengüſſen wegſchwemmen läßt.

Wogegen er eine verbeſſerte Behandlung des Hordenſchlags angiebt, die allerdings Beifall verdienet, auch von mir im erſten Bande des Lehrbegriffs, mit einigen Veränderungen vorgeſchlagen worden.

Nunmehro iſt unſer Lehrer zu beweiſen bemühet, daß nicht allein der von Stroh gemachte Dünger, ſondern auch die übrigen Düngungsmittel mehrentheils nicht ſo angewendet werden, daß dem Acker der davon zu erwartende Nutzen verſchaft werden könne. Um dieſen Beweis zu führen, werden erſtlich die gewöhnlichſte Verfahrungsarten erzählet, und ſodann theils aus phyſiſchen Gründen, theils aus der Erfahrung, deren fehlerhaftes gezeiget, und zwar auf eine Art gezeiget, die zur Ueberzeugung der hartnäckigſten hinreichend ſeyn kann. Ich würde mit Vergnügen zum Vortheil derjenigen ſo des Herrn von Schönefeld vortreflicheſ Werk nicht beſitzen, das weſentlichſte des Beweiſes liefern, wenn er einen Auszug vertrüge, ohne an ſeiner Stärke zu verlieren.

Indes begnüget ſich der Herr Verfaſſer nicht das fehlerhafte der gewöhnlichſten Verfahrungsarten bewieſen zu haben; ſondern er hält ſich verbunden, zu zeigen, daß er dieſem Uebel wirklich

auf

auf ſeinen Gütern abgeholfen, und daß dieſe Einrichtung mit gleichem Erfolg von andern nachgeahmt werden könne. Es ſey mir vergönnt, das weſentlichſte der Verfahrungsart, auszugsweiſe zu liefern.

Erſte Regel: der gänze Strohvorrath muß zur Düngung verwendet, und ſelbiges in guten Dünger verwandelt werden.

Zweite Regel: der ausgefahrne Miſt, muß unverzüglich untergeackert werden, damit er den Acker erwärmen, und ihm ſeine Kräfte mittheilen könne, ohne derſelben vorher durch Sonne und Regen beraubet zu werden.

Dritte Regel: ordentlicher weiſe iſt der Miſthof jährlich dreimal auszuführen. Einmal im Spatjahre, das anderemahl im März und Aprill, das drittemahl kurz vor der Erndte, oder auch zwiſchen der Rocken und Habererndte.

Vierte Regel: die Winterfrüchte müſſen zeitig und zwar ſo geſäet werden, daß man acht Tage nach Michälis damit fertig ſeyn kann.

Fünfte Regel: wer einmal obige Einrichtung getroffen, der dünget das erſte Jahr die Brache, und ſäet ohne wieder zu düngen, in ſechs Jahren gemeiniglich Rübſaamen, Gerſte, Weitzen, Klee, Erbſen oder Wicken, Rocken, Hafer.

Wie

Wie dieſes zu machen, ohne ſich mit vermehrten Arbeiten zu beladen, zeiget der Herr Verfaſſer umſtändlich, und überzeugend, ſo wie auch ſeine Methode allen denjenigen Landwirthen anzupreiſen, die in Anſehung des ſchwachen Viehſtandes, oder des überflüßigen Ackers, nicht alle drei Jahr düngen, zumalen wenn ſie Gelegenheit haben zwiſchen zwei Miſtdüngungen einmal mit Kalch, Gyps, Mergel u. ſ. f. zu düngen.

Das dritte Kapitel iſt der Kalkdüngung gewidmet. Unſer Lehrer bezeichnet die Fehler und Misbräuche bei der Kalchdüngung, er zeiget zugleich eine beſſere und durch die Erfahrung bewährte Anwendungsart des Kalchs, und verdammt den bekannten Ausſpruch daß die Kalchdüngung reiche Väter aber arme Kinder mache; allein es ſcheinet daß der Herr von Schönefeld, nur erwehntes Sprichwort nicht in ſeinem wahren Sinn genommen, oder daß er die Natur und Wirkung des Kalchs nicht recht kenne.

Der Kalch macht wirklich reiche Väter wenn er vernünftig angewendet wird; und er macht nur dann arme Kinder, wenn man den Kalch für ein Univerſaldüngungsmittel hält, und den Viehmiſt verſäumet. Den Kalch vernünſtig anwenden, heißt,

heißt, zwiſchen zwei Düngungen mit Viehmiſt eine Kalchdüngung in mittelmäßig guten, auch in ſtarken Aeckern vorzunehmen, niemals aber ſelbigen in ausgehungerten Aeckern, oder in magern Sandſchellen anzuwenden. Ferner ſich deſſen, blos zerfallen, folglich nicht ſchmierig, oder gelöſcht zu bedienen.

Der Kalch an und für ſich, hat eben ſo wenig als der Gyps eine düngende Kraft, ſie haben blos das Vermögen Salze aus der Luft an ſich zu ziehen, die ſich dann mit dem Kalchſalze vermiſchen, durch den Beitritt alkaliſcher Erden ſalpeterartig werden, bei erfolgenden Regen in ein ſeifenartiges Flüßige verwandelt, und dadurch geſchickt gemacht werden, den Wachsthum der Pflanzen zu befördern, ſie ſind alſo das was bei den faulen Pferden die Peitſche iſt. Die Peitſche thut nur dann ihre Dienſte, wenn der Hafer nicht geſpart wird; ſo wie auch der Kalch vortreflichen Nutzen ſchaft, wenn er in wohlgenährten Boden kommt, und zwiſchen zwei Miſtdüngungen eine Kalchdüngung veranſtaltet wird. Wer alſo einige mahl hintereinander mit Kalch dünget, und den Viehmiſt ganz vernachläßiget, der macht zuverläßig ſeine Kinder arm, weil er ihnen ein ganz entkräftetes Erdreich hinterläßt.

Das vierte Kapitel hat die übrige Düngungsarten z. B. den Teichſchlamm, und die Seifenſiederaſche zum Gegenſtande. Ehe unſer Lehrer zum Zweck dieſes Kapitels ſchreitet, wirft er einen Seitenblick auf alle drei exiſtirende Hauptdüngungsarten, worunter er Animaliſche, Vegetabiliſche, und Mineraliſche verſtehet, und bekräftiget gleichſam meinen Satz wegen der Kalchdüngung in folgenden Worten.

Wenn ich in der Beſchreibung dieſes ökonomiſchen Syſtems geſagt habe, daß ich mit allen drei exiſtirenden Hauptdüngungsarten ein Feld zu düngen, und aus dem elendeſten Zuſtande, in einen recht tragbaren zu verſetzen pflegte, ſo verſtehe ich darunter, daß ich es, nachdem es tief gearbeitet, und von Unkraut gründlich gereiniget, mit der gewöhnlichen animaliſchen Düngung, nemlich mit vorbeſchriebenen reifen gut düngenden Miſte, und mit dem nach meiner Art bereiteten Kalche, zu gehöriger Zeit dünge, und noch einigemahl vor der Saat bei bequemer Witterung mit dem Pfluge durcharbeite u. ſ. f.

Alſo

Alſo braucht man um geringe Aecker gut zu machen 1) vielen und guten animaliſchen Dünger, ſodann 2) vernünftig angebrachte Kalchdüngung; 3) fleiſſiges tiefes Ackern, und ſorgfältige Zerſtörung des Unkrauts. Ich ſage von ganzem Herzen Amen!

Nun iſt der Herr Verfaſſer bemühet der Erzeugung des Winterrübſaamens wohlverdientes Lob beyzulegen, deſſen Wurzeln eine düngende Kraft zuzuſchreiben, den Teichſchlamm als eine der bekannteſten und beſten Düngungsarten anzupreiſen, gleichwohl zu verſichern, daß man durch eine ungeſchickte Behandlung den Acker damit auf lange Jahre verderben könne. Um dieſem Uebelſtande zu entgehen, ſoll man den Teichſchlamm nicht gleich auf die Aecker, ſondern in groſſe Haufen bringen, damit die Rohr - Schilf - Unkrauts Wurzeln darin verfaulen, und der Teichſchlamm ſelbſt nährende Theile aus der Luft an ſich ziehe.

Daß ich hierin mit dem Herrn Verfaſſer einig bin, davon zeuget der erſte Band meines Lehrbegriffs, doch glaube ich daß man hierbei das bekannte qui bene diſtinguit bene docet nicht vergeſſen dürfe. Wir haben Teiche oder Weiher die wenig oder gar kein Unkraut, oder doch ein leicht

faulendes Unkraut erzeugen; wenn dergleichen Schlamm oder Teicherde 3 bis 4 Frühlingsmonathe in groſſen Haufen geruhet hat, kann ſie ohne bedenklich zur Düngung angewendet werden. Wir haben andere, die Jahre nöthig hat, um Rohr, Schilf u. ſ. f. zu zerſtören.

In Anſehung der Düngung mit Seifenſiederaſche weiche ich von des gelehrten Herrn Verfaſſers Meinung, durch vielfache Erfahrung geleitet, ab. Er will, daß man ſie durch geſchicktes Unterackern, mit der Erde gehörig vermiſchen ſoll. Ich hingegen behaupte, daß man ſie bei allen Arten von Sommerfrüchten anwenden, aber ganz trocken auf den beſäeten Acker, und bereits aufgegangenen Früchten ausſtreuen, und ſolche Zeit erwählen ſoll, die wo nicht regnicht, doch baldigen Regen vermuthen läßt.

Auf dieſe Art verfahren die Niederländer mit dem geſegneteſten Erfolg und zwar nicht allein mit Seiffenſiederaſche, ſondern mit Steinkohlen- und Torfaſche, mit gebrannten Lehm, mit Gyps, lauter Düngungsmittel, deren der Herr Verfaſſer mit keinem Buchſtaben erwehnet, ſondern zum dritten Abſchnitt ſchreitet.

Gedachter dritte Abſchnitt handelt vom Acker-bau insbeſondere, und deſſen erſtes Kapitel wen-det ſeine Aufmerkſamkeit auf die Wahl der Früchte.

Ganz richtig behauptet der Herr von Schö-nefeld, daß ein vernünftiger Landwirth jenen Fruchtarten einen entſchiedenen Vorzug geben müſſe, die auf ſeinen Fluren gemeiniglich am be-ſten gedeien, und den ſicherſten Vortheil abwer-fen; ferner zeiget er die Vortheile des Rübſaamen-baues, und wiederleget die ſo gegenſeitiger Mei-nung ſind; nichtweniger zeiget er ziemlich weit-läuftig die Exiſtenz vegetabiliſcher Düngungsmit-tel. Eine Sache die ſchwerlich ein Landwirth läugnen wird, dem bekannt iſt, daß man mit Erb-ſen und Wicken, wenn ſie grün untergepflüget werden, düngen kann; daß das Kraut ſo in ſte-henden Seen wächſt ein Düngungsmittel abgiebt; daß gefaulter Raſen oder Waſen die Aecker dün-ge. Wenn aber der Herr Verfaſſer uns überre-den will, daß man um deswegen auf jene Felder welche Rübſaamen, fetten Klee, Erbſen, und Wicken getragen, gute Früchte ohne Miſt baue, weil die etwa von belobten Gewächſen abgefallene Blätter, die Stelle des Dungs vertreten, ſo läug-ne ich zwar den angegebenen Erfolg nicht, allein ich zweifle ob die wenigen abgefallenen Blätter

dieſe Wunderkraft haben, bilde mir vielmehr ein, daß weil mehrerwehnte Gewächſe den Acker ganz bedecken, und weder Kraut noch Gras empor kommen laſſen, ſie mehr dadurch, als durch abgefallene Blätter zu künftigen guten Dunger beitragen. Ich werde auch in dieſer Meinung durch die Erfahrung beſtärkt, als welche augenſcheinlich zeiget, daß jene Aecker auf welchen Erbſen, Klee u. ſ. f. dünne geſtanden, und zwiſchen ſich dem Unkraute und Graſe Raum gelaſſen, *ſehr ſelten* gute Erndten zu folgen pflegen.

Nun zeiget unſer Lehrer durch ein Beiſpiel die Möglichkeit, die Felder zu zwo Erndten auf zwei Jahr mit einfacher Arbeit zu beſtellen. Es iſt der Mühe werth ihn ſelbſt zu hören.

> Ich nahm, heißt es, 1766 ein Stück *Brach*feld vor, in welchem ich vom vorigen Jahre, noch eine gute vegetabiliſche Kraft vom Klee wuſte, düngte dieſes tüchtig mit Miſt, und ſäete in der Zeit der Gerſtenſaat, Gerſte, und Winterrübſaamen, auch Gerſte und Rebs zugleich. Die Gerſte erlangte eine ungewöhnliche Höhe in Stöcken und groſſe Aehren, und dieſe Winterfrüchte ſchoſſeten zwar nicht, trieben aber Blätter von un-

glaub-

glaublicher Gröſſe, die mit der Gerſte in die Höhe giengen. Beides wurde zuſammen abgehauen, und dieſe Blätter machten ein vorzügliches Futterſtroh, mit anſehnlicher Vermehrung der Schocke. Rübſaamen und Rebs machten noch vor Winters Wurzeln von ſo unglaublicher Gröſſe und Stärke, daß ich ſelbige zu Vermeidung alles Anſcheins von etwas übertriebenem hier nicht beſchreiben will, ſondern mich auf diejenigen beziehe, welche bei unſerer Societät damals bei der Verſammlung in der Michälis Meſſe öffentlich gezeiget worden ſind. Dieſe trieben im folgenden Frühjahre dergeſtalt, daß oben in der Runde dieſer Rüben viele Stengel in die Höhe giengen, und jeder Stengel ſeine beſondere Aeſte machte, daß von jeder Rübe ein ungemeiner hoher und dicker Buſch erwuchs, und ſich reichlich ergab.

Vermuthlich war es Spatgerſte mit welcher obbeſchriebener Verſuch gemacht worden, weil ſonſt die Kohlgewächſe wahrſcheinlich geſchoſſet ſeyn würden. Mir ſcheinet dieſer Verſuch der Nachahmung würdig, und dienet zugleich zu Aufklärung meines zum öftern geäuſerten Satzes, daß es wohlgethan ſey die Oehlſaamen in ordent-

liche Reihen zu pflanzen, und dadurch der Wurzel Gelegenheit zu geben, ſich auszubreiten, viel Nahrungsſäfte an ſich zu ziehen, und eine Menge ſtarker Stengel zu treiben; denn wer ſiehet nicht ein, daß nach abgebrachter Gerſte, und Kohlblättern, der Stamm der Kohlgewächſe Platz erhalten hat, ſich in und ober der Erde auszubreiten, und den Platz einzunehmen, der vorher der Gerſte gewidmet war.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß es ſich mit dem ſogenannten Johanniskorne auf ähnliche Art verhalte, indem ſelbiges im Junius geſäet, im September grün abgegraſet wird, und das künftige Jahr eine reichliche Kornerndte liefert. Ein ſicherer Miniſter hat damit noch in dieſem Jahre, einen beträchtlichen Verſuch gemacht, und ſich ſo wohl dabei befunden, daß er eine verdoppelte Morgenzahl dazu zurichten laſſen. Dem Anſehen nach muß dem Herrn Verfaſſer die Kultur des ſo ſehr zu empfehlenden Johanniskorns unbekannt geweſen ſeyn.

Zulezt muß ich erinnern, daß der Gedanke nicht ganz richtig ſey, wenn unſer Lehrer behauptet:

Eine

Eine andere Kraft erfodern die Mehlfrüchte zu ihrem Triebe, und eine andere nährt vorzüglich die Oehlfrüchte.

Dieſes iſt ein unerweislicher Satz, hätte dahingegen der Herr Verfaſſer geſagt, daß jedes Gewächs nur die ſeiner Natur und Structur gemäſſen Nahrungsſäfte durch ſeine Haar- und Saftröhrchen an ſich zöge, folglich der Acker für ein Gewächs erſchöpft ſeyn, gleichwohl einem andern überflüßige Nahrung anbieten könne, ſo würde er die Erfahrung auf ſeiner Seite gehabt, und ſich beſtimmter erklärt haben.

Das zweite Kapitel handelt von Ableitung der Näſſe.

Der Herr Verfaſſer zeiget die verſchiedenen Urſachen der überflüßigen, ſtockenden, die Fäulnis befördernden, das verſauren veranlaſſenden Feuchtigkeiten in den Aeckern an, und thut zu ſderen Abhelfung praktiſche Vorſchläge, die allen Beifall, und das Nachleſen des ganzen Kapitels verdienen.

Das dritte Kapitel beſchäftiget ſich mit der Bearbeitung und dem Ackerwerke des Feldes.

Sehr wahr giebt der Herr Verfaſſer das ſeichte oder flache Ackern zur erſten Urſach unſers verderb-

derbten Ackerbaues an. Er verlanget durchaus daß man wo Steine und Kies nicht hindern, ſechs Zoll tief pflügen ſoll. Herr von **Benkendorf** dieſer groſſe praktiſche Landwirth will halb ſo tief pflügen, und führet zu Unterſtützung ſeiner Meinung Gründe an, die Mitleiden verdienen, wie ich bei Berichtigung der Berliner Beiträge umſtändlich gezeiget habe.

Unſer Lehrer fähret fort, mancherlei bekannte Fehler beim Pflügen und Eggen zu rügen, und ruft endlich aus.

> Ich will mich aber bei ſo bekannten Fehlern nicht länger aufhalten, ſondern vielmehr ſolche abhandeln, welche gute und ſchlechte Wirthe zugleich gemein haben, und zum Theil abzuſchaffen für unmöglich halten — — — — — — — — —
> vorjetzo iſt demnach hauptſächlich die Rede, von dem wichtigen Schaden und Nachtheil, und von dem widrigen Einflus, welchen die Hegebrachen, wo ſie hergebracht ſind, in den ganzen Feldbau haben. Unterſuchet man den Nahmen und die Bedeutung der Wörter Hegebrache ſo findet man ſchon darin viel widerſprechendes, maſſen unter dem Worte

Brache eigentlich ein Stück Feld verſtanden wird, welches beſtimmt iſt, auszuruhen, von und nach dem Ertrage der vorherigen Früchte. Erwäget man zugleich, wozu ſie geheget, und mit der Betreibung der Schaafe verſchonet wird, ſo ergiebt ſich, daß es zu dem Endzweck geſchiehet, damit dieſes Land ſoviel Gras trage, daß man zu Anfange des Sommers entweder eine reiche Heuerndte darauf gewinne, oder den meiſten Theil des Sommers ſein Rindvieh darauf hüte und ernähre, in einer Jahreszeit, da ein guter Feldbauer, dieſes Feld zum Endzweck der Ruhe, nicht allein mit beſäen verſchonet, ſondern hauptſächlich auch deswegen ruhen läßt, damit bei abwechſelnder trockener Witterung mit fleißiger und guter Bearbeitung mit Pflug und Eggen das in den vorherigen Jahren darauf erwachſene Unkraut vertilget und verhütet werde, daß es in dieſem Sommer nicht nur nicht wieder Saamen trage, ſondern auch deſſen Wurzeln gründlich ausgerottet werden. Zu eben dieſer Jahreszeit da gute Feldbauer dieſen Endzweck erreichen, verheget man dieſe Felder, damit dieſe Stöcke ſich recht verbreiten und befeſtigen, auch viele wieder reiffen Saamen tragen, ehe noch das

Vieh

Vieh darauf gehütet wird. Ich hoffe dadurch bis hieher ſattſam erwieſen zu haben, daß bei dem Graswuchſe dieſem Felde die Ruhe, zu welchem Endzweck es eigentlich unbeſäet liegen blieb, keinesweges zu einiger Erholung an Kräften anzurechnen iſt und daß es ſehr abuſive Brache genennet wird, inſoferne man unter dieſem Worte ein geruhetes Feld verſtehen will.

Denen Verehrern alter Misbräuche zu gefallen, liefere ich dieſen kurzen Auszug und beſchwöre ſie um ihres eigenen Beſtens willen den ganzen Artikel zu leſen, und ſich überzeugen zu laſſen, daß das Brachen oder die Ruhe der Felder keinesweges und unter keinerlei Umſtänden nöthig, wohl aber nach der gewöhnlichen Verfahrungsart faſt immer ſchädlich iſt. Ich habe zwar ſchon vor 20 Jahren im erſten Bande des Lehrbegriffs dagegen geeifert, auch an vielen Orten Beifall gefunden, gleichwohl fehlet es noch nicht an praktiſchen Landwirthen, welche die Brache ganz oder zum Theil ſchlechterdings nothwendig finden, und ihren Einwendungen die Livreen der Wahrheit zu borgen verſtehen.

Die-

Dieſemnächſt hat der Herr Verfaſſer die guten und böſen Gründe ſo allen Neuerungen und ſogenannten Projekten im Wege ſtehen ſo gut beſchrieben, daß ich mir die Erlaubnis nehme, einen Auszug davon zu machen.

Man verabſcheuet, ſagt der Verfaſſer auch andere Einrichtungen, aus mancherlei zum Theil triſtigen Gründen, unter welchen ich für triſtige erkenne, wo eine zwar erweislich nützliche Veränderung für alle dabei concurrirende Partheien, doch von vieler Intereſſenten Genehmigung abhängt, wozu einer aus Mangel der Einſicht, und Erkänntnis des wahren Vortheils; ein anderer aus übertriebenem Eckel, für allem, was Neuerung genennet werden mag; noch ein anderer der aus bloſſen Eigenſinn nicht einmal davon hören, noch weniger die Sache in Ueberlegung ziehen will, in wie ferne dieſelbe nützlich ſey oder nicht; abermals ein anderer, der aus Perſonalhaß gegen den, welcher den Vorſchlag thut, ſeinen Beifall wider beſſeres Wiſſen dennoch verſaget; wieder ein anderer, der aus Neid, daß er nicht dieſen Einfall gehabt, den Vorſchlag verwerflich zu machen ſuchet; oder einer, der Gemächlichkeit halber

einen

einen Eckel empfindet, für der genauen Prüfung deſſelben, und daß er zu Einführung deſſen ſich etwa mehr, als vorhero geſchahe, wo er ſich lediglich, obgleich mit ſchlechtem Erfolg, auf ſeine Leute verlies, bemühen müſte. Wo dieſe und mehrere, obgleich im Grunde nichtige aber bei ermangelnder Unterſtützung doch äuſſerſt wichtige Hinderniſſe vorher zu ſehen ſind, und man ohnfehlbar mehr Undank, als Befolgung *eines guten* Vorſchlages voraus ſehen kann, da wird man allerdings am weislichſten handeln, ſeinen Verbeſſerungseifer und Einſicht lieber zu erſticken, als ſich zu einem Reformator, ohne die dazu nöthige Unterſtützung gegen eine Schaar mächtiger ſich ihm wiederſetzender Feinde aufzuwerfen.

Endlich thut der Herr Verfaſſer, ohne ſie zu nennen, einen Ausfall auf die ſogenannte, im Hollſteiniſchen und Meklenburgiſchen am gewöhnlichſten eingeführte Koppelwirthſchaft, und erzählet einen Theil ihrer Unvollkommenheiten, die ich zu vertheidigen zwar weit entfernt, jedoch zu bemerken geneigt bin, daß man dieſe Einrichtung nur dann zu tadeln berechtiget ſeyn wird, wenn man belobte Provinzen menſchenreicher machen,

ſie folglich im Stand ſetzen kann, ihren groſſen Ackervorrath öfter anzubauen, und ihrer Koppelwirthſchaft jene Richtung zu geben, die ich ihnen im erſten Bande des Lehrbegriffs angerathen habe.

Das vierte Kapitel ſpricht vom Saamen, der Säeart und Säezeit wie auch von Ackerbeeten, und zur Beſtellung nöthigem Zugvieh.

Unſer Lehrer klaget mit Grund, daß man gemeiniglich das noch nicht gehörig abgeſchwizte Getreide dröſche, uud zur Saat anwende, welches doppelt nachtheilig, indem nicht rein ausgedroſchen werden könne, ſondern ein Theil des Getreides im Stroh ſtecken bleiben müſſe; weil ferner die nicht recht harten Getreidekörner, entweder mit dem Dröſchflegel zerquetſchet, oder doch der Keim beleidiget werde, folglich dergleichen Körner nicht aufgehen könnten, andere noch feuchte Körner in der Erde verfaulten, wenigſtens die Urſach des brandigen Weitzens würden. Um dieſen ſo ſichtbaren Gebrechen abzuhelfen trägt er an, alles zur Saat beſtimmte Wintergetreide, ſogleich wenn es trocken eingebracht, und ehe es zum ſchwitzen kömmt, durch zwölf Dröſcher blos vorſchlagen, ſodann bei Froſtwetter vollends rein dröſchen

ſehen zu laſſen, dieſes vorgeſchlagene Getreide von allen fremden Sämereien ſorgfältig reinigen zu laſſen, und ſich verſichert zu halten, daß man keinen Brand zu befürchten haben, weniger Saamenkorn brauchen, und wenig von Unkraut incommodirt ſeyn werde.

Ich kann dieſer Vorſchrift den Beifall nicht verſagen, ob ich gleich keine Ueberzeugung habe, daß er ein ſpecificum gegen den Brand *im Weitzen* enthalte. Man wird aber in allen Abſichten den Endzweck weit vollkommner und ſicherer erreichen, auch des zweimaligen Dröſchens nicht nöthig haben, wenn altes, oder einjähriges wohlgereinigtes trocken eingekommenes Getreide zur Saat angewendet wird. Ein Vorſchlag, den ich ſchon in andern Schriften gethan, auch für die Rittergüter, und Domainen gar nicht, für den *armen* Bauer aber ſchon beſchwerlicher finde, weil der mehreſten Armuth ihnen nicht wohl verſtattet, das zur Saat nöthige Getreide ein Jahr lang liegen zu laſſen.

Nunmehro wendet der Herr Verfaſſer ſeine Aufmerkſamkeit auf die Saatzeit, und auf das Säen ſelbſt, er eifert mit vieler Wärme gegen das zu ſeichte Ackern, gegen das zu ſparſame Düngen,

gegen das zu dicke und ungleiche Austheilen des Saamens, er ſezt darin die Urſachen des zu Lager wachſenden Getreides, er empfiehlet in guten wohlzubereiteten Boden das frühe, und in entgegengeſezter Art das ſpätere Säen des Getreides, er iſt kein Freund vom Schröpfen und Schrappen des Getreides, er glaubt daß es die Erndten vermindere, und wider das zu Lager wachſen nicht ſchütze, endlich faßt er alles in folgender kurzen Lection zuſammen, wenn er verlangt

1) eine gründliche Vertilgung des Unkrauts beſonders der Quecken

2) eine viel tiefere Bearbeitung des Feldbodens

3) vermehrte Düngung von mancherlei Art, womit dieſer tiefe Boden gut, und niemals überdünget werden kann

4) rechte Beobachtung der Jahreszeiten zur Düngung und Bearbeitung, daß dergleichen Erde zu wahrer Fruchtbarkeit gelange, und dabei von einem Jahre zu dem andern erhalten werde

5) vollkommene, gute, und von Unkrautſaamen gereinigte Saamenkörner, die zum Aufgehen und Triebe guter Pflanzen geſchickt ſind.

6) eine ſolche Lage dieſer Saamenkörner, daß ſie nicht in einander wachſen, ſich die Kräfte entziehen, und das ganze Jahr über in der Tiefe auf dem feſten feuchten Boden mit feſter Erde bedeckt liegen müſſen, ſondern die allermeiſten ihre Wurzeln gerade unter ſich, auch die Seitenwurzeln um ſich herum in dem von Unkraute reinen, und mit Kräften zum Triebe des Wachsthums angefüllten Boden befeſtigen, durch die wenige gute Erde, welche dieſelben oben bedecket, die fruchtbaren Theile aus der Luft gleichſam unmittelbar zu ihrer Nahrung beſtändig an ſich ziehen, und über der Erde ſtarke Stöcke mit zahlreichen Hälmern machen können, welche Hälmer und Aehren wegen ihrer Stärke und Vollkommenheit, auch guten Befeſtigung und Nahrung unter ſich, nicht leicht linken, und lagernd werden

7) daß nunmehro von viel weniger Saamen das ganze Feld, nebſt den ſonſt dazwiſchen müßig liegenden Furchen, folglich noch einmal ſoviel Feld gegen die gewöhnliche oben beſchriebene mangelhafte Säeart, wo die Körner in die Furche häufig zuſammen, und aufeinander in der tiefe häufig zu liegen kom-

men,

men, und mit zuvieler Erde bedecket werden, beſaamet wird, u. ſ. f.

An der Vortreflichkeit dieſer Regeln, die in der Urſchrift mit mancherlei Gründen, weitläuftig unterſtüzt werden, iſt nicht zu zweifeln, nur ſey es mir vergönnt ein paar Sätze mehr zu erläutern, um für Misverſtand zu warnen, und die etwanigen Einwendungen zu heben. Wenn unſer Lehrer behauptet, daß man einen nach ſeiner Vorſchrift zubereiteten Acker nicht überdüngen könne, ſo machen doch friſcher ungefaulter Miſt, dürre Sommer, und Sommerfrüchte eine Ausnahme von der Regel.

Wenn er ferner beſſer findet alle ſechs, als alle drei Jahr zu düngen, ſo kann man dieſen Satz nur inſofern paßiren laſſen, wenn die dreijährige Düngung ſehr ſchwach und unzureichend iſt, auſſerdem iſt es allemal ſicherer und beſſer alle drei Jahr gut, als alle ſechs Jahr übermäßig zu düngen.

Wenn er das Schröpfen oder Schrappen des Weitzens u. ſ. f. tadelt, ſo kann ich ihm nur in ſchwachen und übel beſtellten Feldern Beifall geben. In guten und gailen Aeckern kann ein zu rechter Zeit vorgenommenes Schröpfen keinen Schaden, ſondern doppelten Vortheil verſchaffen,

in dem die Schrappe ein vortreflliches Futter abgiebt, die Nahrungsſäfte aber deſto ſtärker in den Wurzeln wirken, die Seitenzweige vermehren, und demnächſt einen ſtarken Wachsthum befördern.

Das Lagern des Getreides hat nicht allemal ſtarke Düngung und fruchtbare Witterung zum Grynde. Manche Unkrautsarten als Pedewinde, und Vogelwicken, nichtweniger ſtarke Regengüſſe haben auch ihren Theil daran. Indes iſt des Herrn Verfaſſers Vorſchlag, doch noch immer das beſte Verwahrungsmittel, nemlich das Saamenkorn zu reinigen, den Acker tief zu pflügen und gut zu düngen, den Saamen dünne, und in gleicher Entfernung von einander auszuſtreuen, als wozu er auch Mittel an Handen giebt.

Auch den Tauben thut der Herr Verfaſſer die Ehre an, ſich ihrer beim Säen des Getreides zu erinnern, und die Policei anzurufen, das Tauben halten, einzuſchränken, wenigſtens es auf eine gewiſſe Anzahl feſtzuſetzen. Der Herr Verfaſſer ſagt:

Die Vertheidiger dies fühlbaren Gewohnheitsübels behaupteten, ein tüchtiger Taubenflug ſchaffe dem Hauswirthe in ſeiner

Wirth-

Wirthſchaft ſoviel Nutzen, als ein geſchlachteter Ochſe.

Ich bewundere, wo unſer Lehrer die Geduld hergenommen, ſich bei dem läppiſchen Taubenhalten ſo lange aufzuhalten, und das nachtheilige deſſelben ſo umſtändlich zu zeigen. Ich habe nichts einzuwenden, wenn ein Landjunker oder bemittelter Pachter, einige paar Mohntauben unterhält, um bei unvermuthetem Beſuch, oder ermangelndem friſchen Fleiſche zum Taubenſchlag Zuflucht zu nehmen. Wenn man aber die Tauben hundertweiſe unterhält, und ſogar dem Bauer dieſes ſchädliche Spielwerk erlaubet, ſo getraue ich mir zu behaupten, daß die Policei ſchlafe, oder gar nicht exiſtire.

Jetzo macht ſich des Herrn Verfaſſers thätiger Verbeſſerungsgeiſt, an die perennirenden Unkrautspflanzen, unter welchen er dem bekannten Hedrich den erſten Platz einräumet, und ein Mittel an Handen giebt, ſeiner nach und nach los zu werden. Meines erachtens iſt kein zuverläßiger Mittel dieſes ſogenannte Unkraut entlediget zu werden, als den damit gezüchtigten Acker einige Jahr als Wieſe zu nutzen. Der Hedrich an ſich, iſt ein fürtrefliches Futter für melkende Kühe,

wer Zeit hat ihn wenn er an zu blühen fängt, auszujäten, wird ſeine Milch vermehren, und wer ihn zeitig werden läßt, kann aus dem Saamen ein brauchbares Brennöhl ſchlagen laſſen, woraus ich denn zu urtheilen geneigt bin, daß ſich dieſes ſogenannte Unkraut, nutzbar machen laſſe, ja unter gewiſſen Umſtänden auf ganzen Breiten geſäet zu werden verdiene.

Sehr wahr, behauptet demnächſt unſer Lehrer, daß ſich der Raden, Döbrich, und die Vogelwicken bei wohl gereinigtem Saatkorne ausrotten laſſen.

Nun trift den Treſp die Reihe, von deſſen Entſtehungsart die Meiſter in der Kunſt ſo verſchiedentlich geurtheilt haben, und worüber auch ich mit dem würdigen Hofkanzler Herrn von Kaiſer im erſten Bande der Berichtigungen in einen gelehrten Streit gerathen bin. Unſer Herr Verfaſſer iſt meiner Meinung, daß der Treſp ein ausgeartetes Korn ſey, günſtig, jedoch in ſeinem Urtheile ſehr beſcheiden, wenn er ſagt:

Einige behaupten, dieſes Unkraut werde, wie mehrere oben ſpecificirte Unkrautsſaamen mit dem Getreide geſäet. Andere welche ſorgfältig ihr Saamenkorn und Weitzen

gerei-

gereiniget, und dennoch Treſp in Menge erbauet, haben geglaubt, dieſer Saame verhalte ſich wie der Hedrich in der Erde, und komme nur in naſſen Jahren zum Vorſchein. Noch andere ſagen, daß in ſchlechten Feldern bei naſſen Jahren die Rocken und Weitzenkörner ſich in Treſp verwandelten.

Es folget ein langer Diſcours über die Degeneration und Verwandelung der Getreidearten in beſſere und ſchlechtere, worüber ich mich nicht einlaſſen kann, ſondern den Leſer auf den erſten Band der Berichtigungen verweiſe, wo ich die Verwandlung gegen den Herrn Hofkanzler von Kaiſer in Schutz genommen, und durch die Erfahrung beſtätiget habe. Ich bleibe hier blos beim Treſp ſtehen wovon der Herr Verfaſſer mit Grund vermuthet, daß der Treſp ein degenerirtes Weitzen und Rockenkorn ſey. Es wird gut ſeyn ihn ſelbſt zu hören.

Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Degeneration finde ich in folgenden Gründen: Wäre der Treſp in der Erde als ein Unkraut wie der Hedrich; ſo müßte man denſelben in andern Früchten ebenfalls gewahr werden, wenigſtens in allen Winterfrüchten. Man wird

ihn aber nicht in Winterrübſaamen, ſondern lediglich in Korn und Weitzen finden, ja auch nicht alle Jahre, und in allen Feldern, ſondern wie ich ſchon gedacht, nur in naſſen und ſchlechten Feldern bei naſſen Jahren. Ja ich habe beſonders und oft angemerkt; daß nach dem geringen Grad der Güte, und der ſchlechten Beſtellung der Felder der Treſp nicht nur mehr und weniger, auch ſtärker und magerer von Hälmern angetroffen wird, ſondern daß in naſſen Jahren in ganz ſchlechten und übel beſtellten, wenig oder gar nicht gedüngeten Feldern nicht einmal Treſp, ſondern nur lange Schmielen (Windhalm) zwiſchen ſehr einzelnen magern Korn und Treſpſtängeln gewachſen ſind u. ſ. f.

Endlich ſagt, der Herr Verfaſſer, daß er zwar noch eine Menge Unkräuter anzeigen könnte, die man jedoch immer nur in ſchlecht beſtellten Feldern anträffe, und es ſattſam erwieſen, auch durch vieljährige Erfahrung dargethan ſey, daß man der meiſten faſt zu aller Zeit, inſofern nicht ganz auſſerordentliche Unglücksfälle vorkämen, überhoben ſeyn könne.

Ich hätte gewünſcht, daß man von dieſer Regel wenigſtens die ſogenannte Pedewinde ausgenom-

nommen hätte, die ſich zum öftern in guten etwas niedrigen Feldern häufig einfindet, die Getreidehälmer umſchlingt, und ſie mit ſich zur Erde ziehet; die Ausrottung auch faſt unmöglich macht, weil jeder Getreidehalm mit dieſem ungebetenen Gaſt feſt umwunden, folglich ohne Beſchädigung des Halmes davon nicht zu trennen iſt, und weil ferner die Pedewinde gemeiniglich noch etwas eher als das Korn zeitig wird, mithin ſeinen Saamen in den Acker fallen läſt, ohne daß man es hindern kann.

Unſer Herr Verfaſſer holt jetzo noch etwas über das Ackern oder Pflügen nach, beſonders wirft er ſein Augenmerk auf die breiten und ſchmalen Ackerbeete, die er mit Grund, nach Beſchaffenheit der Umſtände eingerichtet wiſſen will; wohingegen ihm die ganz ſchmalen Beete von 4 bis 6 Furchen in ebenen, guten, und mittleren Böden, auch in Sandgegenden in die Reihe abzuſchaffender Misbräuche gehören.

Ich ſage von Herzen Amen! doch bitte ich eine Ausnahme zu machen. Wenn ich z. B. ein Feld zu beackern habe, welches nur 1 bis 2 Zoll tragbare Erde, unter ſich aber Kies, Mülm, u. ſ. f. hat, ſo iſt es wohlgethan, die tragbare Erde durch

in die Höhe oder zuſammengepflügte ſchmale Beete zu vermehren, mithin den Getreidewurzeln Gelegenheit zu verſchaffen, tiefer in den Boden zu dringen, und das Regenwaſſer abzuhalten, nicht ſo geſchwinde die tragbare Erde zu paßiren.

Nun ſtößt der Herr Verfaſſer auf die berufene Frage, ob es vortheilhafter ſey mit Pferden oder Zugochſen arbeiten zu laſſen. Er unterſucht rationes pro & contra weitläuftig, und entſcheidet endlich die Frage ohngefehr ſo, wie ich ſie im erſten Bande des Lehrbegriffs beurtheilt habe, daß man nemlich der Zugochſen beſſer warten, ſelbige zum Pflug und andern ſchweren aber langſamen Arbeiten anwenden, jedoch einige Pferde unterhalten ſolle, um damit die Erndte und andere Geſchwindigkeit erforderliche Fuhren, desgleichen das Eggen zu verrichten. Auſſerdem erzählt unſer Lehrer ſeine Fütterungsart, von welcher, da ſie Nachahmung verdienet, ich das weſentlichſte ſagen will.

Meine Art Zugochſen, heißt es, auf den meiſten Rittergütern mit erweislichen Nutzen einzuführen, beſtehet darin, nicht mehr als die Hälfte der Geſpanne mit Ochſen zu beſorgen, ſtatt jedem paar Pferden, vier Ochſen

ſen zu halten, deren alle halbe Tage zween in der Arbeit gehen, und zween ruhen; von welchen ruhenden alle halbe Tage ein Paar, das benöthigte an Gras, Klee, und anderer grünen Fütterung, als Erdbirnen, Krautrig, Krautblätter, in dem ſpäteren Herbſte Krauthäupter und Futterkraut, Rüben, Erdbirnen, Mohrrüben u. ſ. w. für Kühe, Zugochſen, und Klee für die Pferde zu fahren, damit die übrigen Geſpanne in der Feldarbeit ungeſtört bleiben; und dieſe futterfahrenden Ochſen, wiſſen ſich bei dieſer Führe, durch das Ihnen zu Theil werdende Futter ganz wohl zu entſchädigen. Dieſe Ochſen können ganz füglich und ohne Beſchwerde mit von der Rindviehzucht zugezogen werden, ſo daß man alle Herbſte und Winter, ein oder zwei paar gemäſtete, theils ſchlachtet, oder auch verkauſt, ohne daß ſelbige zu alt werden. Sie bekommen zur Winterzeit Futterſtroh, überkehre, eingebrühete Spreu und Crummet, bei meiſtens müßigen Tagen. Gegen die Anſpannzeit im Frühjahre ehe noch grünes Futter wird, laſſe ich nächſt Futterſtroh auch Heu und getrockneten Klee füttern, und etwas geringes Getreideſchrot, jedem ohngefehr täglich eine Dreſdner halbe Metze

ins

ins ſauffen geben, bis grüne junge Weide, beſonders Klee wird. In dieſen Umſtänden werden ſie bei guten Kräften im Frühjahre angeſpannt, daß ſie mit den Pferden an- und ausſpannen, aber nur, wie bereits gedacht worden, halbe Tage in der Arbeit gehen; bis der Klee und Gras häufig in den Stall gefüttert werden kann, läßt man ſie auf den gelegenſten, näheſten *Raſeplätzen*, wo ſie gearbeitet haben, zur *Erfriſchung* nach dem Ausſpannen ein wenig hüten; übrigens aber werden ſie das ganze Jahr über wie die Kühe im Stall gefüttert, wo es an Futter nicht mangeln darf, damit eine Menge guter Dünger gemacht werden könne u. ſ. f.

Der Herr Verfaſſer iſt noch lange nicht müde, ſeine Methode anzupreiſen, die Koſten *gegen einander* zu balanciren, und dem Nutzen der verſchiedenen Kleearten auch des Raygraſſes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Es wird keinem praktiſchen Landwirth gereuen, das ganze Kapitel zu leſen, und zu überdenken.

Ich ſchreite zum vierten Abſchnitt, der von richtiger Beſtimmung der Grundſtücke, folglich von einem wichtigen Gegenſtande handelt.

Das erſte Kapitel beſchäftiget ſich mit den Hutweiden und Hütungen überhaupt. Es iſt meiſterlich bearbeitet, und verträgt keine Auszüge, daher ich nur des Herrn Verfaſſers Sätze kurz erzählen will.

Der Herr Verfaſſer findet der Unterſuchung würdig, ob und in wie fern das Austreiben dem Rindviehe ſelbſt nachtheilig ſey; ſodann will er zeigen was das Austreiben des Viehes für einen ſchädlichen Einflus auf die ganze Oekonomie, ſowohl in kleinen als groſſen Haushaltungen habe.

Der gemeinſte Einwurf gegen die Stallfütterung, ſagt der würdige Herr Verfaſſer, iſt, das Vieh würde krumm und lahm werden, wenn es das ganze Jahr über auf dem Stalle ſtehen müſſe: Er giebt den Satz zu, läugnet aber die Nothwendigkeit, des Vorgebens, ſondern verſichert, daß ſein Vieh bei gutem Wetter täglich einige Stunden in einem groſſen Viehhof ſpazieren gienge, auch den Sommer über in einen nahe gelegenen Fiſchweiher geſchwemmt würde, nichtweniger zu Herbſtzeiten die Erlaubnis erhielte die abgebrachte Wieſen, bei warmer Witterung einige Zeit zu genieſſen.

Nun wirft der Herr Verbeſſerer ſeine Blicke auf die Gemeinweiden, die zum Uebermaas des Unglücks von verſchiedenen Vieharten, oft von verſchiedenen Ortſchaften gemeinſchaftlich betrieben, und keiner einzigen recht nützlich würden; das Vieh liefe ſich hungrig, käme hungrig und durſtig nach Hauſe, litte vom Ungeziefer, und Staube, müſte zum öftern ſeinen Durſt in faulen Pfützen ſtillen u. ſ. f.

Eine andere Art ſchädlicher Viehhütungen glaubt unſer Lehrer in bergigen und Waldgegenden, ohne Gemeindehütungen bemerkt zu haben. Jeder Bauer lieſſe ſein Vieh in eigenthümlichen Holzungen durch Kinder und Geſinde hüten, da alſo die Kräfte der Menſchen unwirthſchaftlich benutzet, und die Holzungen verderbet würden.

Endlich ſucht der Herr Verfaſſer alle mögliche Einwendungen ſehr bündig zu heben, und durch ſein Beiſpiel begreiflich zu machen, wie man die bisherige Hutweiden nützlicher anwenden, und das Vieh im Stalle füttern könne.

Das zweite Kapitel handelt von Hütungen des Rindviehes ins Holz.

Unſer Lehrer iſt denen Hütungen in Holzungen mit dem Rindviehe gar nicht günſtig, er verſichert

ſichert mit Grund, daß in Buſchholz und jungen Schlägen, das Vieh die Spitzen der Bäume abbeiſſe, folglich ſie verderbe; daß in wohlbeſtandenen Waldungen wenn ſie dem Viehe aus den Zähnen gewachſen, wenig, unſchmackhaftes, von der Sonne nicht zubereitetes, folglich ungedeiliches Gras wachſe; daß dieſes Gras in Frühlings uud Herbſtzeiten bei ermangelndem Sonnenſchein, von Thau, Nebel, Reif angefeuchtet den ganzen Tag über naß bleibe, und zu Viehſeuchen Gelegenheit gebe; daher dann der Herr von Schönfeld urtheilet, daß die groſſen Vorzüge, welche mancher der freien Weide des Rindviehes, gegen die Stallfütterung beilege, unerweislich wären, welches er auch in ſeinem Diſcours ſehr deutlich erklärt, und dagegen ſeine Fütterungsart, die auf ſeinem Gute alle Hütung ins vergeſſen gebracht hat, anpreiſet.

Noch glaubt der Herr Verfaſſer bemerken zu müſſen, daß man an vielen Orten, den Viehſtand nicht nach Beſchaffenheit der Umſtände zu beurtheilen und zu beſtimmen pflege, da es doch von ſelbſt einleuchte, daß man ſoviel Vieh halten müſſe, als man reichlich mit grünem und dürren Futter das ganze Jahr hindurch unterhalten könne.

Ende.

Endlich werden auch die Schäfereien ganz kurz berührt, ſelbigen unſchädliche Holzungen, Anger u. ſ. w. angewieſen, zugleich verſprochen, denen Liebhabern übertriebener Schäfereien an einem andern Orte zu antworten.

Zulezt wird der Befeſtigung des todten Sandes gedacht, und dazu Sandhafer und Quecken vorgeſchlagen, ohne die Verfahrungsart zu beſchreiben.

Das dritte Kapitel handelt von Teichen, oder vielmehr von Weiern.

Der Leſer wird zwar in dieſer Abhandlung wenig neues, aber viel gutes antreffen. Die Eigenſchaften eines guten, und eines ſchlechten Fiſchweihers ſind ganz gut beſchrieben, nichtweniger ein vielleicht wenig bekanntes Fiſchfutter folgendermaſſen angegeben.'

Als ein bewährtes Mittel habe ich in wohlfeilen Getreidejahren dieſes gebraucht, daß ich kleine harte Brodte von geſchrotenem Malz, weichgekochten Möhren, Erdbirnen und alten Backofenleimen, zuſammen geknätet, backen, und ihnen zur Sommerzeit wöchentlich einmahl nach Proportion der Anzahl der Fiſche, in die Tiefe des Teiches wer-

werfen, und um ihnen dieſe Brodte noch angenehmer zu machen, mit einigen Tropfen Anisöhl wohlriechend machen laſſen.

Dieſe und noch mehrere Fütterungsarten ſind in kleinen oder Hausweyern allerdings anwendbar und nützlich, allein in groſſen, viele Morgen enthaltenden Weyern, darf man ſich nicht darauf verlaſſen, ſondern auf eine gute Lage, auf abflieſſende fette Wäſſer, auf den Genus der Sonnenwärme u. ſ. w. denken.

Das vierte Kapitel betrachtet die Hütungen der Schaafe in dem Holze.

Der Herr Verfaſſer verſpricht ſich hier zu erklären, wie weit es nöthig ſey, die Hölzer mit den Schaafen zu behüten, oder zu verſchonen.

Fürs erſte wird das Schaafehalten überhaupt ſowohl in Anſehung des Düngers, als der Vertilgung verſchiedener Unkrautsarten verlangt, wenn es auch gleich nach Beſchaffenheit der Umſtände nur den Sommer über, geſchehen könnte.

Sodann ſchäzt der Herr Verfaſſer jene Schäfereien hoch, zu welchen hinlängliche Hütungen und hinlängliches Winterfutter vorhanden iſt. In Menſchenarmen folglich wenig kultivirten Provinzen hat er auch nichts einzuwenden, wenn man

dergleichen Wüſteneien durch groſſe Heerden Schaaf-Rind- und Pferdevieh einigermaſſen benutzet; allein in wohlangebauten Gegenden erklärt er ſich, wenn 1) kleine Güter in fetten Auen, beträchtliche Schäfereien halten wollen, ob ſie gleich durch Fettweidereien, durch den Verkauf des Heues, ihre Grundſtücke weit höher nutzen könnten 2) wider die ſogenannte Bauerſchäfereien, wenn jeder Gemeindsmann berechtiget iſt, *einige* Schaafe auf die Weide zu bringen, *weil weder* der Bauer, noch ſein faſt immer unverſtändiger Hirte, weder die unermüdete Sorgfalt und vorzügliche Kenntnis eines fleiſſigen und erfahrnen Schaafmeiſters beſitzen, und daher Gelegenheit geben, daß die Schaafe verwahrloſet, und den Eigenthümern mehr ſchädlich als nützlich werden. Er dringt daher auf die Abſchaffung belobter Gerechtſame gegen ein verhältnismäßiges Aequivalent, wozu er auch Vorſchläge thut.

So richtig der Herr Verfaſſer in der Hauptſache urtheilet, ſo bilde ich mir doch beinahe ein, daß er weder ein groſſer Liebhaber, noch Kenner der Schaafzucht ſey, wenigſtens dieſen Gegenſtand nicht aus dem Geſichtspunkt des Staatswirths, ſondern blos des Privatmannes erwogen habe. Dieſe Beſchuldigung beweiſe ich aus ſeinen eigenen

Wor-

Worten. 1) Will er, daß man die Schaafe den Winter hindurch auf dem Stall füttern ſoll, da doch jedem Schäfereikenner bekannt iſt, wie ſehr dieſe Thiere auch bei dem beſten Futter crepiren, wenn die Witterung auf lange Zeit das Austreiben verbietet 2) ſcheinet ihm der Gedanke lächerlich aus Begehrlichkeit des Düngs, die Schaafe den Sommer über im Stall zu füttern; ich erkläre dieſen Gedanken für abgeſchmackt, ſehe aber auch nicht ein, warum man die Schaafe im Stalle füttern wolle, da man allenthalben Gelegenheit zu Pferchen oder zu Horten hat, und der Herr Verfaſſer ſelbſt von ſeiner Pfercherde ſoviel Rühmens macht. 3) Wird verſichert, daß ſogar wirklich geſunde, magere, hohe Waldhütung, dennoch den Schaafen höchſtſchädlich werden könne, wenn ſie bei Schnee in die Hölzer getrieben würden, weil ſie ſodann kein Heidekraut fänden, ſondern es ſchon im Herbſt verzehrt hätten, folglich den ein und zweijährigen Trieb des Buſches auch andere junge Loden abbiſſen, ſich davon ſätigten, zugleich auch davon crepirten. Riecht dieſes Argument nicht ein wenig nach landwirthſchaftlicher Rabuliſterei? Mit was für Grund kann man behaupten, daß die Schaafe im Herbſt alles Heidekraut verzehrt haben? Was vielleicht an ein oder dem andern Orte wahr ſeyn kann, dienet zu keiner allge-

welchen ich von der Forſtwirthſchaft habe, es gar nicht auf eine beſtimmte Zahl von an, ſondern das Forſtdepartement muß orgängiger Unterſuchung beſtimmen, wann ger Schlag aufgethan werden ſoll, folglich rt des Herrn Gegners Einwendung nur auf , Forſten, wo die wahre Forſtordnung noch ingeführt iſt.

Endlich ſehe ich mit einigem Befremden wie der Verfaſſer einen Vorſchlag zu thun verſpricht, deſſen Ausführung Holz und Hütung mit Schaafen in den Wäldern zugleich beſtehen e. Wer Ohren zu hören hat, der höre, und ob dieſer Vorſchlag nicht den bisherigen Aeuſ- ngen wieder die Schaafhütung offenbar wie- ſpreche, dagegen aber ſich meiner Meinung r dieſen Gegenſtand ſo ziemlich nähere. Ge- er Unparteilichkeit wegen, mag der Herr Ver- ſer ſelbſt reden.

Beides kann jedoch zuſammen beſtehen (nemlich Wald und Schaafhütung) wenn nur folgendergeſtalt verfahren wird, wie ich ſeit vielen Jahren in meinen eigenen Hölzern, die ich von Unterholz ſehr entblößt, und mit überſtändigen zum Theil abgeſtorbenen Bäu-

men vor nunmehro dreißig Jahren beſtanden fand, in welchen weder Rindvieh noch Schaafhütung, und an den wenigſten Orten, wo es wegen des allzuſehr überhand nehmenden langen ſchmielen Graſes nicht nothwendig geſchehen muß, das Graſen mit der Sichel geſtattet wird, mit erwünſchtem Erfolge gethan zu haben, beweiſen kann. Ich laſſe nemlich im zweiten Jahre, nachdem jeder gleich bei dem Abholzen von allen Stöcken, und geſchlagenen Buſch- und Oberholz gereinigte Schlag, ein Jahr Sommerlatten von den Stöcken des Buſchholzes getrieben hat, und man nunmehro die kleinere Blöſſen wahrnehmen kann, wo noch etwas Holz fehlet, dieſe leeren Plätze mit jungen aus dem Saamen in meinen wilden Baumſchulen erwachſenen, wohlbewurzelten Stämme von derjenigen Holzart pflanzen, welche nach dem daſelbſt ſich zeigenden Holzboden ſich am beſten darauf ſchickt, und von welchen man das ſchnellſte und beſte Wachsthum erwarten kann. Dieſe wachſen nebſt dem Unterholze ſo gedeilich fort, daß ich mit dem vierten und fünften Jahre, dergleichen Schläge mit Schaafen und Rindvieh behüten

kann,

kann, ohne alle Furcht die Gipfel derſelben verlezt zu ſehen.

Im fünften Abſchnitt ſoll von der Rindviehzucht, und deren Unterhaltung das ganze Jahr über gehandelt werden.

Das erſte Kapitel ſpricht von Zucht, Unterhaltung und Abwartung des Rindviehes.

Unſer Lehrer übergehet Nutzungsanſchläge von der Rindviehzucht zu machen, ſezt dieſe Dinge als bekannt voraus, und ſagt.

> Wir wollen demnach den Anfang mit der Fütterung und Nahrung für ſämmtliches Rindvieh vom Anfange des Octobers machen, um welche Zeit alles zu ſeiner Reife gekommen, und nur hauptſächlich wohl einzutheilen iſt, daß keine Art des Futters zu einer Jahreszeit verſchwendet werde, deren Mangel zu einer andern fühlbar wird.

Unter dieſer Vorausſetzung geſtattet er dem Rindviehe bis gegen den 24ten October einige Stunden des Tages die Hütung auf den abgebrachten Wieſen, welche er ſodann den Schaafen überläßt, im Frühlinge aber alle Arten von Hütung auf den Wieſen verbittet.

Meines Erachtens würde die Einſchränkung nicht überflüßig ſeyn, wenn die Wieſen ſo trocken, daß kein Vieh eintreten, und mit ſeinen ſcharfen Klauen den Boden uneben machen, und die Graswurzeln zerreiſſen und verderben kann.

Währender Hütung auf den Wieſen will unſer Lehrer in den Ställen allerhand Kräuterich und jungen Grummet aus den Grasarten gefüttert wiſſen, hiernächſt aber ſoll den Reſt des Herbſtes hindurch Hafer und Gerſtenſtroh mit vielem dürren Klee vermenget, gefüttert werden.

Bei dieſen dietätiſchen Regeln, ſezt Herr von Schönfeld voraus, daß Hafer und Gerſte mit Kleeſaamen vermiſcht geſäet, und viel junger Klee mit dem Hafer und Gerſtenſtroh eingeerndtet worden. Er behauptet ferner daß der junge Klee von der Gerſten und Hafererndte an, ſich bis ins Spatjahr dergeſtalt beſtockt habe, daß man deſſen nicht genug abhauen und einfahren könne, wovon dann nebſt den übrigen Fütterungen, und etwas Rocken Wirr, oder Krummſtroh das Vieh bis Anfangs November zu ſättigen ſey.

Ich kann hierbei nicht unerinnert laſſen, wie es 1) vorzüglicher ſey, den Klee im Frühlinge, auf die im Herbſt vorher beſäete und gedüngete

Rocken-

Rockenfelder zu ſäen; ſodann zweifle ich 2) ob der Klee in gemeinen Jahren und Mittelboden im erſten Herbſt ſo ſtark wachſen werde, daß man davon nicht genug abhauen und einfahren könne. Ich zweifle 3) ob dieſer vorausgeſezte junge Klee dem Rindviehe ſehr nützlich ſeyn werde, und dieſes am wenigſten wenn er einigemahl bereifft worden.

Vom November an, bis zum Frühling empfiehlet der Herr Verfaſſer mehr Futterſtroh, zugleich drei reichliche Mahlzeiten von eingebrüheten geſtampften Krautblättern, weiſſen Rüben, etwas kurzem Grummet und Spreu, warmes Saufen, ſoviel das Vieh mag, endlich Krautſtrunke Mohrrüben, geſchnittene Kohlrüben gekochte Erdbirnen, auch in wohlfeilen Jahren viel oder wenig Schrot desgleichen Oehlkuchen ins Saufen.

Ich habe mich bereits ſowohl im erſten Bande des Lehrbegriffs, als auch bei Berichtigung der Berliner Beiträge gegen alles eingebrühete Futter, und warmes Geſöffe erklärt, und meine Meinung durch Vernunftsgründe unterſtüzt, worauf ich mich alſo beziehe, und nicht allein dieſe Fütterungsart tadle, ſondern auch befremdlich finde, daß der Herr Verfaſſer weder Heu, noch Salz

ordinirt, auch nicht ſtatt ſeiner Kocherei die Kraut-blätter, Rüben, Strunke, u. ſ. f. mit Salz einzumachen, und als eine Art von Sauerkraut auf den Heckerling von Sommerſtroh anzumengen befiehlet, als wodurch er ſeine Rüben, und dergleichen für dem Verderb bewahren, das Kochen, Brennmittel und Arbeit erſparen, ſeinem Vieh aber wohlſchmeckende und geſunde Mahlzeiten bereitet haben würde.

Die Frühlingsfütterung iſt auch nicht ſonderlichen Beifalls würdig, man ſoll Gras, Kraut, Schilf ſammlen, ſchneiden, einbrühen, und mit dieſem beſchwerlichen Sammlen ſo lange fortfahren, bis Gras, Klee, Futterwicken u. ſ. f. in hinlänglicher Menge vorhanden ſind.

Ueberhaupt betrachtet ſollte man dem Viehe nicht eher grünes Futter anbieten, bis es mit Continuation geſchehen kann, weil es ſonſt das dürre Futter verſchmähet; ſodann ſollte man bedenken, daß des Sammlen der Kräuter und Gräſer im Frühlinge gar ſparſam hergehe, und viel Zeitverſäumnis mache; endlich würden junge Neſſeln, und ausgeackerte Quecken den Endzweck weit vollkommner erfüllen, auch dem Viehe geſunder ſeyn, als die oben vorgeſchlagene warme Mahl-

zei-

zeiten. Uebrigens würde es auch ſehr unwirthſchaftlich ſeyn, wenn man vorgeſchlagener maſſen im Frühlinge den Klee ſobald er die Höhe einer Viertel Elle erreicht, abgraſen, und mit dem Viehe mit aufbrühen wollte; anerwogen dieſer Klee ſtark purgiren, und die eigentliche Kleeerndte gar weit hinausſetzen würde, zumalen nach der Regel keine Kleeart ohne Gefahr und mit Nutzen gehauen und gefüttert werden ſoll, bis er in der Blüte ſtehet.

Unter den Sommermahlzeiten wird der Luzerne und Esparcette erwehnet, beide Kleearten auch nach Beſchaffenheit der Umſtände, und zwar mit Grund, angeprieſen, weniger nicht der bekannten Futterwicken gedacht, ſolche aber nicht ſonderlich empfohlen, weil ſie nur einmal abgegraſet werden könnten, auch nach dem Aberndten, ſelten zum Kornbau taugten, wovon Urſachen angegeben werden, die ſchwerlich Stich halten möchten. Man verſuche es nur, und ſäe Wicken in recht guten friſch gedüngten Boden, ſo wird man, wenn der Regen nicht auſſerordentlich lange auſſenbleibt, ſich zwei tüchtiger grüner Wickenerndten zu erfreuen haben, auch guten Rocken in den Wickenſtoppeln bauen. Der nemliche Erfolg läßt ſich erwarten, wenn in gutem und friſch gedüngtem Lande im Anfan-

ſange des Frühlings Haſer, und zwar recht dicke geſäet wird, indem ſelbiger den Sommer über, ehe er ſchoßt, drei auch viermahl abgegraſet, und im Herbſt mit Rocken beſäet werden kann.

Man ſiehet es dem Herrn Verfaſſer an verſchiedenen Orten an, daß Phyſik, und Chymie eben nicht zu ſeinen Lieblingsſtudien gehören. z. B. wenn er ſich einbildet, daß die auf dem Felde abgefallene trockne Wicken und Erbſenblätter, eine kräftige vegetabiliſche Düngung zurücklaſſen, wodurch der Acker zur Attraction der Luftſalze bereitet bleibt, und dieſe zum künftigen Triebe in ſich erhält.

Nunmehro hält ſich der Herr Verfaſſer verbunden, die Urſachen anzugeben, warum er dem Anbau der Mohr- oder gelben Rüben, im Felde nicht gar günſtig ſey.

Dieſe Frucht, gefällt es ihm zu ſagen, pflegt in den meiſten Feldern nur ſelten zu gerathen, und wenn ſie gerathen, ſind ſie doch kaum mittelmäßig, auſſer in den beſten ſchwarzen Feldern, wo ſie zwar meiſtenmals gerathen, wo aber auch alle übrige Früchte zu gerathen pflegen, die man dergleichen vorzüglich guten Feldern von Natur anvertrauen würde.

Ich

Ich ſehe mich aus langer Erfahrung genöthiget, zu widerſprechen. Die gelbe Rüben müſſen keinen Miſt haben, ſonſt bekommen ſie ſtatt gerader dicker Wurzeln, Zacken; ſie bedürfen ferner keines vorzüglichen guten Bodens, ſondern wachſen in fruchtbarem Sande vortreflich und von gutem Geſchmack, wenn der Saamen wohl gewählet, das Erdreich tief aufgelockert iſt, und der Regen nicht gar lange ausbleibt. Man kann ſowohl die Mohrrüben, als Paſtinacken entweder allein oder mit etwas weiſſem Mohn vermiſcht ſäen, folglich zwei Erndten thun, man kann ſie auch nach geſäeter Gerſte, jedoch etwas dünner zwiſchen die Gerſte ſtreuen, nach abgeerndteter Gerſte die Stoppeln aushacken, und im Spatjahre eine anderweite Erndte von Rüben und Paſtinacken hoffen, ſie auch nach Gefallen den Winter über an ihrem Standort laſſen, weil ſie vom Froſt nicht leiden, und im Frühlinge am ſüſſeſten ſind. Uebrigens ſind dieſe Wurzelarten Menſchen und Vieh geſund, es kann auch ein guter Syrop, vielleicht ein brauchbarer Zucker daraus bereitet werden.

Was dieſemnächſt der Herr von Schönfeld von jenen Oehlfrüchten die man zu auſſerordentlichen Viehfutter nutzen könne, behauptet, hat vollkommnen Grund, der Raps und Schnittkohl

wenn

wenn ſie im Frühlinge in guten Boden geſäet, noch beſſer gepflanzt werden, können den Sommer hindurch drey viermahl geſchnitten, von Menſchen und Vieh genoſſen, gleichwohl im folgenden Frühling recht guter Oehlſaamen daraus erwartet werden.

Ich bedaure daß des Herrn Verfaſſers Eintheilungen vielleicht auch ſein Gedächtnis; ihn zu öfteren Wiederholungen nöthigen, und mich zugleich in die Verlegenheit ſetzen, ſeinen Fußſtapfen zu folgen. Er thut hier abermals einen Ausfall auf die Schäfereien, und nachdem er ſein ſogenanntes Syſtem in wenig Worten wiederholet und deſſen Unfehlbarkeit gelehret hat, ſagt er:

> ſo ſehe ich doch noch einem gegründet ſcheinenden Einwurfe entgegen, der darin beſtehen wird: wo und wie ſollen die Schäfereien beſtehen, wenn alle Brachen, oder doch die allermeiſten, immer mit Früchten beſtanden ſeyn, und auſſerdem aller Graswuchs darauf durch Ackern und Eggen beſtändig und mit Fleis verhindert wird, wenn nach dieſen Vorſchlägen wie alljährlich zu ſehen iſt, ſich in den Stoppeln der abgeerndteten Felder wenig oder nichts von Graſe zur Schaafweide

fin-

findet? Obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſich durch dieſe Behandlung das Rauchfutter an Geſtröde, Heu, und dürre gemachten Klee gar ſehr vermehrt; was ſoll aber dieſes den Schaafen im Winter helfen, wenn ſie im Sommer vorhero wegen Mangel der Weide, da man ſie nicht wie Rindvieh in dem Stalle füttern kann, verhungert ſind? Alle dieſe Einwürfe abzulehnen, und behaupten zu wollen (ſagt der Herr Autor) daß eine eben ſo zahlreiche Schäferei, als bisher, da faſt alles, ja auch die ſämmtliche Brach- und Stoppelfelder, eine ſo reichhaltige Schaafweide an Graſe waren, daß es die Schaafe kein Jahr bezwingen und tilgen konnten, bei dieſer verbeſſerten Feldbehandlung beibehalten werden ſollte, würde von mir zuviel unternommen ſeyn.

Hier deuchtet mir, hat der Herr Verfaſſer ſeinen Gegnern zuviel Blöſſe gegeben. Er ſagt zwar in der Folge, daß er nur inſofern ein Feind der Schaafe ſey, als wo er erweislich fände, daß er ſtatt eines Profits von 100 Thaler den ihm die Schaafe gäben, einen anderweitigen von ſoviel Dukaten oder Louisd'or entraten müſſe; allein

die

dieſe Erklärung kann nur einem Privatmann, keinesweges aber dem Staatswirth Satisfaktion geben, weil das Schaaf ein in allen Abſichten ſehr nützliches ja unentbehrliches Thier iſt, deſſen Produkte viel tauſend Menſchen kleiden, ernähren, fremd Geld ins Land ziehen u. ſ. w. woraus dann ganz ungezwungen folget, daß man zwar in unſchicklichen Gegenden die Schaafzucht einſchränken, vielleicht auch ganz verbieten, zugleich aber den Gedanken entfernen müſſe, die Schaafzucht im ganzen Lande zu vermindern, und dieſes ſogar in dem uneingeſtandenen Fall, wenn man erweislich anderes Vieh höher als die Schaafe nutzen könnte, denn wer weis z. B. nicht, daß ein Morgen Landes dem Weinbau gewidmet, mehr Menſchenhände beſchäftige, auch in guten Jahren mehr Einkünfte abwerfe, als ein mit Weitzen beſaamter Acker; würde aber dieſer evidenten Wahrheit ohngeachtet der Staatswirth nicht verwerflich ſeyn, der alle ſeine Felder mit Weinreben bepflanzen wollte?

Zum Glück kann Deutſchland, aber nicht jedes Dorf, jedes Rittergut, ſeinen Schaafſtand nicht allein beibehalten, ſondern auch ſelbigen vermehren, und verbeſſern, ohne aller bisherigen Brachfelder zu dieſem Endzweck nöthig zu haben.

Es

Es fehlt uns nicht an gebürgigen Gegenden, wo man bald gar keine, bald wenige elende Schaafe mit grober Wolle behangen, unterhält, es fehlt uns nicht an Wüſteneien, die ſeit der Sündflut nichts ertragen, und die zu mancherlei Endzwecken nutzbar gemacht werden könnten; es fehlt uns nicht an Waldungen die ohne Nachtheil des Holzes mit den Schaafen betrieben werden könnten, wogegen aber die Jägerei unbändig ſchreiet, ob ſie gleich mit Vergnügen ihr junges Holz von groſſen Heerden roth Wildpret ruiniren ſieht. Und wer verbietet uns endlich nach dem geprüften Beiſpiele der Engländiſchen Meyer, die Schaafe im Sommer in Horten mit Gras, Klee, Rüben, u. ſ. f. zu füttern, wenn Zeit und Umſtände das Behüten der Felder und Wieſen verbieten?

Der Herr Verfaſſer verfällt abermals über ſeine Fütterungsarten in Wiederholungen, mit wenig neuen unbeträchtlichen Bemerkungen vermiſcht, worin ich ihm aber nicht folgen, ſondern meine Blicke auf das folgende Kapitel wenden werde,

Das zweite Kapitel enthält den Plan eines einzurichtenden verbeſſerten Hofmeiſterpachts.

Unter dem Ausdruck Hofmeiſter, verſtehet der Herr von Schönefeld einen Menſchen der die Benutzung der Kühe, gegen Erlegung einer gewiſſen Geldſumme gepachtet hat. Er tadelt mit Grund die gewöhnlichſte Verpachtungsarten und verſpricht eine beſſere Verpachtungsmethode zu zeigen, die dann dem weſentlichen nach, darin beſtehet, daß man dem Pachter nicht mehr Kühe anſchlagen ſoll, als das ganze Jahr hindurch reichlich, und mit gutem Futter unterhalten werden können; daß man dem Viehpachter nächſt der ihm überhaupt angewieſenen häufigen Fütterung an Grasgärten, Wieſen, und Feldrändern zur Gräſerei, gewiſſe Aecker an Klee, Kraut- und Erdbirnländern, gewiſſe Aecker Wieſen, von welchen er nach Beſchaffenheit der Landesart, das Heu, an andern Orten nur das Grummet allein bekommt, nichtweniger gewiſſe Aecker Getreide, wovon er dem Schäfer das Stroh abzugeben hat, nicht nur anweiſe, ſondern auch die Eintheilung und Fütterungsart ſeiner Einſicht überlaſſe; weniger nicht ihm frei ſtelle, dieſe oder jene Viehart nach Gutfinden zu vermindern, oder zu vermehren, das nöthige zuzuziehen, oder anzukaufen; endlich ſoll der Pacht auf eine gewiſſe Geldſumme ſowohl, als die Fütterung auf beſtimmte Anzahl Aecker, und deren Ertrag geſezt werden. Uebrigens ſoll

die

die Herrſchaft nicht für ſich beſonderes Vieh halten, ſondern das zu ihrer Conſumtion nöthige, vom Pachter in gewiſſen feſtgeſezten Preiſen bedingen.

Zulezt räumet der Herr Autor zwar die Möglichkeit ein, daß ein Gutsherr bei eigener Adminiſtration den Viehnutzen höher als beim Verpacht treiben könne; inſofern er auf treues und fleißiges Geſinde Rechnung machen könne; allein da dieſes zu den Seltenheiten des Landes gehöre, ſo warnt er jedermann für eigener Adminiſtration.

Laßt uns nunmehro unterſuchen, ob und in wiefern des Herrn Verfaſſers Vorſchläge Beifall verdienen. Ich läugne nicht daß der Vorſchlag beſſer als die beſchriebene gewöhnliche Nutzungsart ſey, allein er ſcheint mir gleichwohl noch ſehr ſichtbare Gebrechen zu haben. Hier ſind die beträchtlichſten. Ich ſetze voraus, ob es gleich der Herr Autor übergangen hat, daß beim Anzuge ſämmtlich vorhandenes Vieh taxirt worden, und daß es beim Abzuge des Pachters auf gleiche Art gehalten werden ſolle, folglich das fehlende Quantum mit baar Geld erſezt werden müſſe, ſo entſtehet doch immer die Frage ob es dem Verpachter gleichgültig ſeyn könne, ſtatt überlieferter 50 gu-

ter Kühe, 30 geringere zurück zu erhalten, und ſich mit Geld abfinden zu laſſen? Ein Umſtand den man vorausſetzen kann, weil es dem Pachter frei ſtehen ſoll, den Viehſtand in ſeinen verſchiedenen Zweigen zu vermindern, zu vergröſſern, auch an zuziehen oder anzukauffen. Gemeiniglich ziehen die Pachter im Frühlinge an, eine Zeit wo das Zuchtvieh weder ſo fleiſchicht, noch von ſo gutem Anſehen als im Herbſt zu ſeyn pfleget; wenn nun der abziehende Pachter den Herbſt vor ſeinem Abzug das beſte, fetteſte Vieh verkauft, ſo verliert der Verpachter offenbar wenn er das taxatum in baarem Gelde annehmen, und ſich überdem der Gefahr ausgeſezt ſehen muß, für dieſes unzulängliche Geld, ſchlecht Vieh anzukaufen.

Ferner iſt bei entſtehendem Viehſterben, keine Entſchuldigungsmethode feſtgeſezt, welches zu vielen Irrungen, und Vorwürfen Gelegenheit geben kann, zumalen dem Pachter der Zukauf fremden Viehes, auch deſſen Anzahl frei gelaſſen iſt. Sodann wird es zu Unannehmlichkeiten Gelegenheit geben, wenn der Pachter, dem Gutsherren, Fleiſch, Butter, Milch, Rahm, in feſtgeſeztem Preiſe liefern, und lezterer kein Vieh für ſeine Conſumtion halten ſoll, weil zwiſchen Fleiſch und Fleiſch, zwiſchen Milch und Milch, zwiſchen Butter

ter und Butter ein groſſer Unterſchied iſt, und der Verpachter ſehr genirt ſeyn würde, wenn er ſich gefallen laſſen müſte, dieſe Waaren in dem Zuſtande anzunehmen, wie es ſelbige zu liefern, dem Pachter anſtändig ſeyn möchte. Wenn endlich dem Pachter gewiſſe Aecker, Wieſen u. ſ. f. zur Nutzung angewieſen werden ſollen, ſo könnte dieſer Menſch dadurch in gedoppelte Verlegenheit gerathen; einmal, weil er weder Fröhner noch Geſpann, folglich auch nicht den Vortheil hat, von der guten Witterung, die oft ſelten iſt, zu profitiren; fürs andere würde er in groſſe Verlegenheit gerathen, wenn in ein oder allen der ihm angewieſenen Grundſtücke beträchtlicher Miswachs entſtünde, welcher ſich mit dem Pächter eines ganzen Gutes etwas anders verhält, weil dieſer was er etwa in einem Artikel verliert, im andern gewinnen kann, ſich auch gemeiniglich gewiſſe Remiſsionsfälle, von denen unſer Lehrer ſchweiget, ausbedungen hat.

Gehören aber die gerügte Gebrechen, kann man fragen, nicht zu den Unvollkommenheiten menſchlicher Dinge? Ich bilde mir ein daran zweifeln zu dürfen. Kühmelkerei von 10 bis 20 Kühe ſind kein ſonderlich Objekt der Verpachtung. Adminiſtrirt der Gutsbeſitzer ſein Gut ſelbſt, ſo

kann er und ſeine Hausgenoßin dieſen Gegenſtand gar wohl überſehen, und ohne groſſen Betrug zu fürchten, bei ordentlicher Aufſicht, ſehr gut nutzen, oder allenfalls ſeinem Verwalter, Mayer, oder andern dergleichen Menſchen die Kühe mit verpachten, obgleich unter dieſen Umſtänden, der Vortheil mager ausfällt, und die Misbräuche nicht ganz abzuſtellen ſind. Kann er aber, nach dem Beiſpiele der Schweitzer, Unternehmer finden, die mit ihrem eigenen Vieh in ſeinen Stall ziehen, ihm blos ſein Heu gut bezahlen, und den gemachten Dünger zurücklaſſen, ſo hat er die bequemſte, vielleicht auch die beſte Nutzunngsart erwählt.

Wäre dahingegen von groſſen Kuhmelkereien die Rede, ſo wird freilich der Weg der Verpachtung, an Kunſtverſtändige, die ſicherſte Nutzungsart ſeyn; allein niemals würde ich rathen, ſich gewiſſe Produkte in beſtimmten Preiſen liefern zu laſſen, ſondern man weiſet dem Pachter hinlängliches Sommer und Winterfutter an, hält ihm auf jede 20 Kühe eine Magd, giebt Streuſtroh im Ueberflus, verbindet ihn eine verhältnismäßige Menge Sogkälber abzuſetzen, entzieht dieſe Kälber wenn ſie 4 bis 5 Wochen alt, ganz ſeiner Gewalt, er märzt oder verkauft jährlich ſoviel alte Kühe, als junge tragend geworden, damit die

Anzahl, und das Pachtgeld complet bleibe, vereiniget ſich in Anſehung des Viehſterbens daß die erſten zehen Stück dem Pachter, die andern dem Verpachter u, ſ. f. ſterben, auch von denen dem Verpachter crepirten kein Pacht gegeben wird, bis der Abgang erſezt iſt. Ich will es bei dieſem Fingerzeig bewenden laſſen, und zum ſechſten Abſchnitte, der dem Pferdegeſchlechte gewidmet iſt, übergehen.

Im Eingang klagt der Herr Verfaſſer, und wie ich glaube mit Grund, über die Unwiſſenheit der Schmiede. Er ſagt ferner ſehr wahr.

Der Artikel iſt ja wohl wichtig genug, daß ſich wirkliche Aerzte und Chirurgi, die aber allerdings dafür bezahlt ſeyn müſſen, herablieſſen, in dieſen Sachen mit Ernſt zu arbeiten, um ſowohl honoratioribus, die von dem Stállweſen und der Reuterei Profeßion zu machen gedenken, wahre Begriffe beizubringen, die aber zugleich praktiſch mit Zuziehung lebendiger und ſkeletirter Pferde zugleich gelehret werden müßten; auch müſte den Schmieden wenigſtens nur ſoviel gelehrt werden, daß ſie bei öfters vorkommenden Pferdekrankheiten der Natur nicht ganz

entgegen arbeiteten, dergleichen Exempel nur gar zu oft vorkommen.

Die Anatomie wäre eben ſo zu betreiben, daß man jederzeit nur einzelne Hauptfehler und Krankheiten an umgefallnen, oder zu dieſem Behuf umgebrachten ſchlechten Pferden zeigte. Die Lehrer ſelbſt aber müßten Leute von erhabener Einſicht und Kenntnis, als Schmiede ſeyn, welche von *Zeit zu Zeit* ſowohl dergleichen junge Lehrer, als andere honoratiores genau unterrichteten, den Schmieden aber nur hauptſächlich die Operationen zeigten, und einige Begriffe von dem Gebrauche der innerlichen Medicamenten beibrächten, wie bei jähling vorkommenden Zufällen, geſchwind Hülfe zu leiſten iſt. — — — — Beide Arten lehrende und lernende, würden ihre Beſchäftigung finden, wenn dieſes Werk mit Ernſt getrieben werden ſollte, dabei aber für allererſt das bis hieher allen dieſen guten Vorhaben im Wege geſtandene Vorurtheil gänzlich verbannt werden müſte, daß derjenige unüberſehliche Vorwürfe zu gewärtigen hat, der ein todtes Pferd, oder anderes verrecktes Vieh gleichſam nur anrühret.

Mei-

Meines Ermeſſens verdient der bisher ad pia desideria gehörte Vorſchlag die Aufmerkſamkeit und den Beyſtand der Regierungen, nicht allein in Anſehung der Pferde, ſondern auch des Rindviehes; das angeklagte allerdings läppiſche Vorurtheil wäre leicht zu heben. Man dürfte nur dem der Zergliederung zu unterwerfenden Viehe ein Ehrenzeichen vor den Kopf drücken, wie man ohne einen Vergleich anzuſtellen verfährt, wenn ein Menſch vom Galgen abgenommen, und der Anatomie überliefert wird, folglich ein Vorurtheil durch ein anderes Vorurtheil verdrängen.

Uebrigens erzählt uns der Herr Verfaſſer durch was für Mittel er zur Pferdekänntnis gelanget, daß er ſeine praktiſche Känntnis ſchon guten theils in den Leipziger Intelligenzblättern, ohne Roßbücher geleſen zu haben, einrücken laſſen, und daß er keine andere Abſicht habe, als dem Publikum nützlich zu ſeyn. Nach dieſem Eingang kommt er zur Sache.

Das erſte Kapitel führt zur Aufſchrift. Abhandlung einiger öfters vorkommenden gefährlicher Pferdekrankheiten, und deren Remedur zum Beſten des Landmanns.

Unſer Lehrer iſt in dieſem ſeinem Lieblingsſtu-dio unerſchöpflich, daher denn auch ſeine Abhandlung einem Roß Arzneibuche ſo ähnlich, als ein Tropfen Waſſer dem andern iſt.

Ich bin zwar auch von jeher ein Pferdeliebhaber geweſen, jedoch habe ich dieſe Wiſſenſchaft nicht ſoweit getrieben, daß ich die Churarten und vorgeſchriebenen Recepte eines ſo geſchickten Pferdearztes mit Grund zu recenſiren im Stande ſeyn ſollte. Ich begnüge mich alſo, nur die Gegenſtände des Herrn Verfaſſers zu bemerken, und ſich etwa findende offenbare Irrthümer zu rügen.

Der Herr Autor hält das ſogenannte Feifel, Würmer beiſſen und die Darmgicht, für drei verſchiedene Krankheiten welche man zu confundiren pflegte, da doch jede derſelben eine beſondere Chur erforderte, er zeigt ferner die gemeinſten Fehler in der Chur hält es für die Darmgicht, und beſchenkt das Publikum mit verſchiedenen ziemlich bekannten Recepten gegen dieſe allerdings häufige Krankheit.

Dieſemnächſt beſchäftiget er ſich mit denen mancherlei Arten von Drüſen, zeigt ihre Gefährlichkeit, zumalen bei einer verkehrten Behandlung, ſchreibt mancherlei Churarten, und Arzeneimittel

vor,

vor, unter welchen das Spießglas wohl das wirkſamſte ſeyn mag. Ich füge hinzu daß bei einer gutartigen Drüſe, auch zur Vorbauung gegen die Drüſe, es ein bewährtes Mittel iſt, ein Stück Stahl glüend zu machen, dieſes mit einer Stange gemeinen Kaufſchwefel zu beſtreichen, den mit Schwefel vermengten flieſſenden Stahl in untergeſeztes kaltes Waſſer aufzufangen, das Aufgefangene zu pulveriſiren; ſodann Roß oder wilde Caſtanien von der Schale zu befreien, die Caſtanie ſelbſt auf einem Reibeeiſen zu rappiren, $\frac{2}{3}$ von dieſem Caſtanienpulver mit $\frac{1}{3}$ obgedachten geſchmolzenen Stahls wohl zu vermiſchen, endlich von dieſem Mengſel dem Pferde des Morgens eine Unze auf das erſte Futter zu geben, und das Futter ein wenig anzufeuchten, um das Wegblaſen des Pulvers zu verhüten. Es muß jedoch dieſes Mittel einige Tage fortgeſezt werden.

Es folget das Verſchlagen, und verfangen der Pferde, wogegen der Herr Autor mancherlei Mittel, beſonders Aderlaſſen, die Engliſche Pillen, und den Gebrauch des Spießglaſes empfiehlet.

Nun ſchreitet unſer Lehrer zu den Lähmungen der Vorderfüſſe, zeigt ihre Urſachen, und verordnet dienliche Hülfsmittel.

Die Augenkrankheiten, und das Buglahme, machen den Beſchluß dieſes Kapitels. Ich überlaſſe geſchickten Pferdeärzten das ganze Kapitel zu beurtheilen.

Im zweiten Kapitel wird von nöthiger Känntnis der Pferde, ihren Schönheiten, Beſchaffenheit, Fehlern, Mängeln, Krankheiten, und Verbeſſerungsmitteln gehandelt.

Ohngeachtet ich das ganze Kapitel mit Bedacht und Wißbegierde geleſen, habe ich doch nicht finden können, daß der Aufſchrift gemäs, von der Schönheit der Pferde gehandelt ſey. Es heißt blos, daß man ſehr ſelten ein vollkommen ſchönes Pferd finde. Mein erſter Blick,

> (Sagt der Herr Verfaſſer) in der Wahl eines Reutpferdes für mich, gehet jederzeit, ehe ich noch nach einem Mangel ſehe, dahin, ob das Pferd Herr von ſeinen Füſſen, und alſo auch buglos iſt, die Schenkel hinzuſetzen, wo es nöthig, nemlich über alle vorkommende kleine Gräben, Furchen, Fahrgleiſe, Steine ꝛc. Hat es dieſen Vorzug völlig, den wirklich nur wenige haben, weil dazu ein ſehr vollſtändiger Bau, und ein proportionirliches Verhältnis des Vermögens, auch eine

richtige Stellung des ganzen Pferdes vorausgeſetzet, und erforderlich iſt; ſo laſſe ich mir allenfalls einige andere Fehler und Mängel gefallen, mitzukaufen u. ſ. f.

Sodann erklärt der Herr Verfaſſer wohin ſein eigentliches Augenmerk in dem vorliegenden Kapitel gehe, indem er ſagt,

Weil ich aber nicht geſonnen bin, etwas über die Reuterei zu ſagen, ſondern nur denen die Pferde halten müſſen, mit einigem Unterricht nützlich zu werden; ſo will ich ohne alle Abſicht auf die Schönheit, und den richtigen Bau der Pferde, von den mancherlei Fehlern handeln, worauf man ſowohl beim Einkauf der Pferde zu ſehen, als auch oft an ſeinem geſund erkauften Pferde zu unterſuchen hat, ob ſich dergleichen in der Folge zeigen, um denſelben noch zu rechter Zeit vorzukommen, daß ſie nicht völlig ausbrechen, dabei ich zugleich bei jedem die Mittel anzeigen werde, welche ich in der Erfahrung dienlich befunden habe.

So vielen Beifall dieſer Entwurf verdient, ſo wäre es doch ohne Zweifel nicht überflüßig geweſen, den Landmann auch mit den Vollkommen-

heiten und Schönheiten eines Reut- Kutſchen und Ackerpferdes ein wenig bekannt zu machen, ohne daß er dabei die Reitkunſt lehren dürfen. Da es ihm indes nicht gefallen auf die guten Eigenſchaften beſonders einzulaſſen, ſo müſſen wir des Autors Plan zu folge, nur anzeigen, von welchen Fehlern in dieſem Kapitel die Rede ſey.

Unſer Lehrer fängt die Unterſuchung der Pferdemängel beim Kopfe an, unter welchen er Dummheit, Koller, und Sonnenſchuß für die beträchtlichſten hält, daneben glaubt, daß benannte Krankheiten faſt alle einerlei Grund und Urſach haben, und in Mangel der richtigen Circulation der Säfte und des Blutes entſtehen. Er zeiget ſodann die kenntbarſten Merkmale der angeklagten Uebel an, und ſchließt mit Bekanntmachung der dienlichſten Hülfsmittel.

Nunmehro wird zu den Augenkrankheiten geſchritten, derſelben verſchiedene Arten, auch verſchiedene Arten der Blindheit, ſammt derſelben angeblichen Entſtehung erzählet, für betrügeriſche Kunſtgriffe der Roßhändler gewarnet, und Hülfsmittel gegen die Augenkrankheiten angetragen, bei welchen ich blos tadle, daß zuweilen die Recepte nicht nach dem Gewichte, ſondern nach dem

Geldpreiſe proportionirt ſind, welches aber um ſo zweideutiger iſt, als in manchen Jahrgängen auch bei manchem Krämer, z. B. für 6 Pfennige Safran, für 9 Pfennige weiſſen Gallizenſtein, mehr als bei einem andern, oder in einem andern Lande zu erhalten ſeyn wird.

Es folget die Zunge bei welcher man gute Bemerkungen, desgleichen Hülfsmittel gegen die Mängel der Zunge findet; und wo zugleich die Krankheit der Drüſen noch einmal die Muſterung paßirt.

Wir gehen abermals zur ſogenannten Friſel über, von welcher der Herr Verfaſſer ſchon an einem andern Orte, geſaget hat, daß die Feiſel, Darmgicht, und Würmerbeiſſen, die genauſte Verbindung mit einander haben; von vielen aber dergeſtalt verwechſelt würden, daß man quid pro quo zu nehmen gewohnt wäre; wogegen er dann eifert, beſtimmtere Merkmale angiebt, und Hülfsmittel vorſchlägt.

Nun kommen die Zähne an die Reihe. Man lehret ſie kennen, ſich für Betrug hüten, und ihren Mängeln zu Hülfe zu kommen. Dieſemnächſt ſagt der Herr Verfaſſer.

Weil in dieſem Werke nicht allein die Rede von denjenigen Fehlern iſt, die man oft mitkauft, und wie man ſich dagegen vorſehen, und hüten ſoll; ſondern auch von denjenigen Zufällen, welche das geſundeſte Pferd an ſich bekommen kann, und was dawider für Mittel anzuwenden ſind, ſo iſt unter dieſen nach den bereits abgehandelten Kopfkrankheiten noch eine, als die allergefährlichſte, und für welcher man ſich am wenigſten durch Verwahrungsmittel hüten kann, übrig, die die Maulſperre genannt wird u. ſ. f.

Dieſe und viel andere Krankheiten werden nun §. 122 - 132. umſtändlich, und nach meinen ſchwachen Einſichten gut abgehandelt, ja das ganze Kapitel iſt denjenigen zu empfehlen, die mehr als gemeine Kenntniſſe in der Pferdearzeneikunſt zu erlangen ſuchen, um unſers Verfaſſers Vorſchläge, mit andere Roßarzeneibüchern in Vergleichung ſtellen zu können.

Das dritte Kapitel führt zur Aufſchrift einige Hauptmittel für äuſſerliche Schäden.

Hier kommen wir ſogar auf Heilungsmittel für die Menſchen, in mancherlei Krankheiten, wovon ich noch weniger als von der Pferdearzenei-

kunſt

kunſt vorſtehe, folglich die Beurtheilung denen Meiſtern in dieſen Künſten gern überlaſſe.

Das vierte Kapitel handelt von dem Hintertheile des Pferdes, und beſonders deſſen Krankheiten und Kuren.

Der Herr Verfaſſer verſpricht forderſamſt diejenigen Mängel, welche ſich an den Hinterfüſſen finden ins Licht zu ſetzen, und ſodann zu zeigen, ob und in wieſern ihnen abzuhelfen, oder ob ſie wenigſtens zu mildern ſind.

In die Heilungsarten mich einzulaſſen, würde dem Plan dieſes Werkes, und meinen Einſichten nicht angemeſſen ſeyn. Ich begnüge mich die Krankheiten anzuzeigen, und mit Verzeichnung der am Ende des Kapitels gegebenen allgemeinen Regeln, dieſe Abhandlung zu ſchlieſſen.

1) Das Kreuzlahme übergehet unſer Lehrer, als eine ſeltene und incurable Krankheit.

2) Kugellahme Pferde ſind jene die durch eine Verrenkung in dem oberſten Gelenke der Keule gelitten haben.

3) Zwei Hauptarten des Spats, davon die eine der Kuh- oder fette Spat, die andere der Hahn oder dürre Spat heißt.

4) Die Spatgalle.

5) Die Flußgalle.

6) Der Piephacken.

7) Der ſogenannte Leiſten.

8) Der Kötenſteif

9) Der Schaalfuß

10) Der Kronentritt.

Es folgen acht allgemeine Regeln, deren Beobachtung jedem Pferdekäufer allerdings anzurathen iſt, daher ich ſie auch nach ihrem ganzen Umfang mittheile.

1) Beobachte man fleißig des Pferdes Kopf, daß, ſobald ſich etwas von anfangender Dummheit zeiget, dieſem Uebel nur dadurch begegnet werde, daß man, wenn es zu einer Zeit iſt, wo man wegen nothwendiger Arbeit das Pferd nicht entrathen kann, um ein Leder zu legen, demſelben nur den Kern, nemlich den Gaumen, und die Adern unter der Zunge, imgleichen an den Schweiß aufmachen, und wohl ausbluten laſſe; da man auch alle Monathe im lezten Mondesviertel (warum dieſes?) das Kernſtechen in den Sommermonathen wiederholen kann, bis ſich Gelegenheit zeiget, daß man im Herbſte ein Leder an die Bruſt leget. Dabei kann man das Pferd auch den Sommer über ein paarmal tüchtig auspurgiren,

ren, und mit einem Röhrgen von ausgeholtem Hollunder in Ermanglung eines Blaſebalgs, nur Mehl von Roden in die Naſe einblaſen, um die Feuchtigkeiten abzuziehen, wobei das Futter beſtändig naß gefüttert wird.

2) Man lerne die Fliete (das Aderlaßeiſen) nur ſoviel gebrauchen, um benöthigtenfalls die Zungenader, den Kern, und den Feifel aufzumachen, auch die Ohren aufzuſchlitzen, und halte eine zinnerne Clyſtierſprütze zu aller Zeit zum Gebrauche fertig, nebſt den dazu nöthigen Oehlen. Dergleichen Spritze können einige Nachbaren zuſammen halten, daß ſie allezeit jeder bekommt der ſie braucht, dabei auch jederzeit Wurmpillen, und einige engliſche Pillen vorräthig ſeyn müſſen, weil ſich auch die Würmer zuweilen ohne Darmgicht zu regen pflegen, wenn man im Sommer jungen Klee, Gras, oder grüne Futterwicken, und im Winter Erbſen oder Wicken einquellt, oder Erbſen und Wickenſtroh, ſtatt Heues zu füttern anfängt, welche Wurmkrankheit dadurch tödtlich werden kann, wenn man dieſelben nicht bald tödtet, daß das Pferd ſich im Wälzen die Därme verſchlägt, denn ohne dieſen Zufall iſt die Wurmkrankheit zwar ſchmerzhaft, aber nicht leicht tödtlich. Man eile demnach mit Ausgange der erſten

Stunde, bei der Feifelkrankheit und der Verſtopfung, das Clyſtier beizubringen, wodurch viele Pferde herzuſtellen ſind.

3) Die Drüſen warte man wohl ab, mit den vorgeſchriebenen Mitteln eines guten Pulvers, mit rauchern, und warmem Saufen, wozu Fließwaſſer genommen, und Rockenmehl eingerührt, auch kein Heu, ſondern im Winter Gerſten oder Wickenſtroh, und im Sommer grünes Futter gefüttert wird; wobei man ſich zu hüten, daß bei einer verborgenen Drüſe keine Mittel wider das Verſchlagen gebraucht werden.

4) Hat aber ein Pferd friſch verſchlagen, daß man davon verſichert iſt, ſo kann man ihm nebſt der Engliſchen Pille, auch 1½ Quintlein Bibergeileſſenz in etwas Wein eingieſſen, und es in einem warmen Stalle mit Decken wohl verwahren, daß es ſchwitzet. Nach ein paar Stunden kann es mäßig geritten, und in dieſem Schweiſſe unterhalten werden.

5) Als ein gutes Präſervativ gebrauche man im Frühlinge und Herbſte das Antimonium crudum nach der gegebenen Vorſchrift.

6) Man vermeide zu allen Jahreszeiten, die Pferde in die Schwemme reuten zu laſſen, wenn das Pferd warm iſt.

7) Eben ſo ſorgfältig verhüte man das tiefe Auswirken bei dem Beſchlage; leidet es die Zeit, ſo kann man die Pferde im Frühjahre, ehe die Feldarbeit angehet, ein paar Wochen vorher einmal ganz tief auswirken laſſen, und eben alſo einmal im Spatjahre nach vollendeter Arbeit, wenn ſie nach dem Beſchlage eine Woche ſtehen, und ruhen können, wobei gute Einſchläge und Kammfett als Hornſalbe zu gebrauchen iſt, um gute Hufe zu erhalten.

8) Halte man auf Vorrath von einem Jahre zum andern bis Weinachten alten Hafer, altes Heu, und Heckerling von altem Stroh zu füttern, ſo werden bei dieſer Vorſicht, und angewendeten wenigen Präſervirmitteln, die Pferde viele Jahre in gutem Stande zu erhalten ſeyn.

Der ſiebente Abſchnitt handelt vom Forſtweſen, deſſen erſtes Kapitel dann eine Einleitung in die Verwaltung der Privathölzer liefert.

In dieſer Einleitung bezeichnet der Herr Verfaſſer die gemeinſte Gebrechen mit wenig Worten,

ſaget ferner daß er nicht geſonnen ſey, eine weitläuftige Abhandlung vom Forſtweſen zu ſchreiben, vielmehr gienge ſeine Abſicht blos dahin, jene Gegenſtände auseinander zu ſetzen,

Als jedem Holzbeſitzer bei Verwaltung ſeiner vielen oder wenigen Ritterguts- Bauer- Commun- oder Kirchenhölzer zu wirthſchaftlicher, nachhaltiger, und pfleglicher Behandlung derſelben zu wiſſen und zu beobachten *nöthig iſt.*

Das zweite Kapitel handelt vom Schwarz- oder Nadelholze.

Woſelbſt getadelt wird, a) das Streurechen, b) verkehrtes Abtreiben des Holzes, c) vernachläßigtes Ausrotten der Holzſtöcke und Wurzeln, d) Misbrauch der alten Saamenbäume auf den abgetriebenen Schlägen.

Der Herr Verfaſſer zergliedert dieſe und mehrere Misbräuche unvergleichlich, und ſchlägt ſehr bewährte Verbeſſerungsmittel, auch eine gute Methode neue Pflanzungen von Nadelholz anzulegen vor. Ich finde bei dem ganzen Kapitel blos zu erinnern, 1) daß der Ausdruck, der Saamen von alten Saamenbäumen, ſey nicht ſo fruchtbar, als von jüngeren, einer Erklärung ſehr nöthig habe. Wenn der alte Baum ſchon im Abſterben begrif-

begriffen iſt, ſo hat der Herr Verfaſſer Recht, ihn für weniger fruchtbar anzuſprechen, auſſerdem aber geben völlig ausgewachſene alte, freiſtehende, Bäume, den mehreſten und fruchtbarſten Saamen 2) wenn unſer Lehrer behauptet, daß die Nadelhölzer in allen möglichen Arten von Erdreich gut fortkämen, blos in der Näſſe nicht, ſo hätte er billig den kalten und ſauren Boden eine gleiche Ehre anthun ſollen, denn die Erfahrung zeiget nur gar zu deutlich, daß belobte Holzarten in dergleichen Boden nicht freudig wachſen, ihre Nadeln auch eine von der gewöhnlichen verſchiedene Farbe bekommen. 3) Wünſchte ich daß der Herr Verfaſſer beim gewinnen des Lerchenſaamens ein wenig mehr Vorſicht als beim Fichtenſaamen empfohlen hätte, indem die Saamenzapfen des Lerchenbaums ſo ſehr voll eines leicht flieſſenden Harzes ſind, daß der Saame bei einer Dorre Gefahr laufen würde, von harzigen Theilen überzogen, und zum Keimen ungeſchickt zu werden.

Das dritte Kapitel handelt von lebendigem Holze.

Der Herr von Schönfeld fähret auch hier fort, die Fehler der Behandlung des lebendigen

Holzes in den Privatholzungen zu bemerken, und dem nächſt Pflaſter auf ihre Wunden zu legen, oder dienliche Verbeſſerungsmittel anzugeben. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er auch hier Erfahrung und Sachkänntnis miteinander verbunden habe. Nur einige zum Beiſpiele.

1) Wird eine unrechte Schlagzeit getadelt, wenn nemlich der Herbſt und Winter dieſem Geſchäfte nicht gewidmet, und ſolche Anſtalten getroffen ſind, daß Ausgangs des Märzmonaths überall reiner Tiſch gemacht ſey. 2) Sey es fehlerhaft, und höchſt nachtheilig wenn die Stöcke und Wurzeln von den gefällten Bäumen entweder gar nicht, oder doch nicht zu gehöriger Zeit geradet, noch die gemachten Löcher ſogleich eingeebnet werden 3) iſt es ein Fehler der auf die Abnahme des Holzes einen gar widrigen Einflus habe, wenn das Unterholz wo nicht im Sommer, doch im Herbſte ehe das Laub abgefallen, abgetrieben werde. 4) Fehle man nicht ſelten in der Wahl der Losreiſer und Bäume, welche ſtehen bleiben, oder weggeſchaft werden ſollen. 5) Wird das ſchindeln der Bäume getadelt, und verſichert, daß man Buſchholz weit höher, als Schindelholz nutzen könne. Dieſes iſt zwar nach der

allge-

allgemeinen Regel wahr, allein es iſt keine Regel ohne Ausnahme. Es ſey mir vergönnt nur eine derſelben bemerken zu machen. Wenn man an Wegen und Triften, oder auf einem Platz den man zur Viehweide und Holzung zugleich zu nutzen wünſcht. Rüſtern, Weisbuchen und dergleichen pflanzet, ſelbige köpft, und alle 4 ‸ 6 Jahr ſchindelt oder abwirft, ſo wird dieſe Benutzungsart gewis die vortheilhafteſte ſeyn, zumalen in ſolchen Gegenden wo das Holz einen hohen Werth hat. Endlich eifert 6) unſer Autor, und zwar mit Grund gegen das Grasſchneiden, oder die gewöhnliche Gräſerei, welche einige durchaus erlaubten, andere ohne Ausnahme verböten. Angehende Forſt und Landwirthe werden das ganze Kapitel mit vielem Nutzen leſen.

Das vierte Kapitel ſoll die rechte Verwaltung der Privathölzer zeigen.

Der Herr Verfaſſer verſpricht ſein ganzes Verfahren, wie er ſeit dreißig Jahren, ſowohl ſeine eigene als andere Hölzer, wo er Freunden beiräthig geweſen, tractirt habe, und noch fort treibe, ausführlich anzuzeigen.

Das ganze Kapitel rüget bekannte Misbräuche, und enthält gute Lehren, die aber hauptſäch-

liegen, wodurch ſie wenigſtens $\frac{1}{3}$ mehr als von trocknem Holze nöthig haben, daneben Rauch und Ruß, desgleichen die Beſchwerlichkeiten des Geſindes vermehren, und viel Zeit verſplittern.

Zweiter **Misbrauch**: die allermeiſte Brennöfen, Branntweinöfen, Malzdarren und groſſe kupferne Pfannen, in welchen das Waſſer für das Vieh warm gemacht wird, ſind ſo eingerichtet, daß doppelt und dreifaches Holz, gegen das wirklich benöthigte verthan wird, wenn die Anlage beſſer gemacht wäre.

Ich füge hinzu, daß es ſich in den Salinen, Salpeter, Potaſch- Allaun- und Vitriolſiedereien Ziegel- und Kalchbrennereien nicht viel beſſer verhalte.

Dritter **Misbrauch**: die allermeiſte Stubenöfen des gemeinen Landmannes, und in groſſen Geſindeſtuben verſchwenden dreimahl ſoviel Holz, als dazu nöthig wäre, und in den Zimmern der Vornehmen verdienen unter andern Mängeln, die ſchön in die Augen fallende Niſchen, und groſſen Camine, den Abſchied.

Vierter **Misbrauch**: beſtehet in den Zäunen und Bewährungen von Holz als wozu Millionen Stämme verwüſtet werden.

Fünf-

Fünfter Misbrauch: in den Küchen der Vornehmen und Gemeinen, würde die Hälfte an Kohlen und Holz zu erſparen ſeyn, wenn die Lage des Feuers ſo eingerichtet würde, daß die Hitze wirkſamer wäre.

Sechſter Misbrauch: beſtehet im Mangel der Gemeinde Backhäuſer auf dem Lande.

Unſer würdiger Lehrer bemühet ſich einige Vorſchläge zu Abſtellung der gerügten Misbräuche zu thun, deren Bemerkung ich um deswegen unterlaſſe, weil ſie nicht alle die Probe aushalten, und man ſeit der Zeit da der Herr Verfaſſer geſchrieben, wirkſamere Mittel erfunden hat, wovon ich unter andern theils in meiner Forſt- theils in der Finanzwiſſenſchaft Rechenſchaft gegeben habe.

Endlich ſchließt der Herr Verfaſſer dieſes Kapitel mit folgenden Worten.

Ich hoffe nun in dieſen wenigen Blättern zu guter Erhaltung und zur Aufnahme unſerer Privathölzer dem Landmanne die Mittel genugſam gezeigt zu haben. Wenn ich es kurz zuſammen faſſen ſoll, ſo kömmt es darauf an

1) Auf die Verſchonung der Hölzer mit Behütungen und Begraſung zur Unzeit

2) Auf die Vermeidung der gezeigten Fehler bei Abtreibung der Hölzer, ſowohl Nadel- als lebendiger Hölzer, daß ſelbige nicht ſo abgetrieben werden, als ob man ſie zugleich auf künftig austilgen wollte, ſondern daß man deren künftigen Anflug und Wiederwuchs zugleich dabei in obacht nehme, und deſſelben ſich vergewiſſere.

3) Auf die Anlage und Vermehrung derſelben, durch Säen und Anpflanzen aus wilden Baumſchulen.

4) Auf Erſparnis des unnöthig verſchwendeten vielen Holzes, das niemand zu nutze kommt.

Meines Ermeſſens, ich wiederhole es, iſt der ganze Vortrag unvollſtändig, beſonders aber befremdlich, daß ein ſo erfahrner Landwirth, Jäger, und Forſtverſtändige, es nicht der Mühe werth gehalten, denen unterirdiſchen Brennmitteln, z. B. den Steinkohlen und dem Torf ein Plätzchen unter ſeinen Holz- Erſparungsmitteln anzuweiſen.

Der achte Abſchnitt handelt von der Jagd, folglich von einem Geſchäfte, das mir beinahe eben ſo fremde als die Ebräiſche Sprache iſt. Ich werde mich alſo begnügen nur jene Gegenſtände die

in das Policei und Finanzfach einſchlagen, zu berühren, die Arten zu fangen, zu hetzen, zu ſchieſſen, Hunde zu treſſiren, u. ſ. f. ganz übergehen.

Das erſte Kapitel enthält Anmerkungen über die Jagd aus den Leipziger Intelligenzblättern.

Der erſte zu meinem Reſſort gehörige Gegenſtand iſt die Koppeljagd, wovon der Herr Verfaſſer mit wahren Worten ſagt.

In der Koppel iſt keine Regel der Jagdconſervation zu beobachten, ſondern es gilt die einzige: man nimmt was man bekommen kann, es ſey ausgewachſenes, halbwächſiges, oder noch ganz unzeitiges, kleines und uneßbares Wildpret, weil es ſonſt ein anderer, der nach uns kömmt, gewis wegnimmt. Hieraus folget nun unleugbar, daß dergleichen Groſſe, zur Jagd oft ſehr wohlgelegene Diſtricte, wo Koppel iſt, als ganz unnütze anzuſchlagen ſind, in welchen viele Menſchen ein halbes Jahr lang mit ihrem herumlaufen ihre Zeit ſo gut verſchwenden, als mit Müßiggange u. ſ. f.

Nun thut der Herr Verfaſſer einige Vorſchläge zu Abſtellung berührten Misbrauchs, die

an und für ſich betrachtet, gut, doch nicht allgemein brauchbar ſind, indem es gar viel auf das Lokale, auf die Macht, und Gerechtſame der Intereſſenten u. ſ. f. ankömmt.

Den andern Gegenſtand macht die Vertilgung der Raubthiere aus. Der Herr Verfaſſer klagt, daß wenig Jäger die Raubthiere zu fangen verſtehen; daß andere, bei welchen die Bälge ein Accidenz ausmachen, die Thiere nicht eher umbringen, als bis die Bälge einen hohen Werth haben. Daß weiter die zahme Katzen viel Schaden allen Arten jungen Wildprets zufügten, man ihnen daher in der Jugend die Ohren abſchneiden ſollte, weil ſie ſodann die Näſſe des Thaues und Regens nicht vertragen könnten, mithin wegblieben.

Es ſey mir hierbei zu bemerken erlaubt, daß erſtlich der Schaden welchen die Dorfkatzen thun, eben ſo wahr, als das dagegen vorgeſchlagene Mittel allerdings von dem beſten Erfolg; mithin rathſam ſey, geſetzlich zu befehlen, daß allen Katzen auf dem Lande in der Jugend die Ohren verſchnitten werden, als wodurch ihr häußlicher Gebrauch gar nicht geſtöret wird.

In Anſehung der Raubthiere, muß man diejenigen, die wo nicht koſtbare, doch nutzbare Bälge ha-

haben, von den andern unterſcheiden. Letztere ganz auszurotten, wäre nicht cameraliſch, weil für Rauchwerk viel Geld auſſer Landes gehet; Man ſollte ſie billig nur im Reſpeckt halten, oder deren Anzahl nicht übermäßig werden laſſen, ferner ſcheint es allerdings nicht rathſam, denen Jägern die Bälge als ein Accidenz zu laſſen, ſie müſſen hinlänglichen Lohn, aber keine Accidenzien haben, wenn daraus nicht Unordnungen erwachſen ſollen.

Das zweite Kapitel enthält die weitere Ausführung der im vorigen Kapitel angezeigten Jagdſachen, beſonders die Erhaltung des nöthigen Wildprets.

Ich bleibe auch hier blos bei ſolchen Gegenſtänden ſtehen, welche auf meinen Hauptgegenſtand einen Einfluß haben, und ſtimme dem Herrn Verfaſſer völlig bei, wenn er §. 184 ſagt:

> Zur Vereinigung der Jagd mit der Oekonomie, und daß erſtere nicht der letztern nachtheilig werde, kann ich wohl mit Grunde hier vorſchlagen und anrathen, daß alle mit Nieder Jagden Berechtigte durch triftige Vorſtellungen bei hohen Landesobrigkeiten zu er-

langen ſuchen möchten, nicht nur die Erlaubniß, die Trappenjagd, als welche vorjetzo unter die hohe Jagd gehöret, das ganze Jahr über nach Möglichkeit zu exerciren, ſondern es auch dahin zu bringen, daß dieſer ſchädliche, und zum Speiſen nur einzeln brauchbare Vogel, ſo Vogelfrei gemacht würde, daß jeder Unterthan zwar nicht mit Schieſſen, aber auſſerdem denſelben in ſeinen Bruten Abbruch zu thun befugt wäre u. ſ. w.

Des jetzt regierenden Königes von Preuſſen Majeſtät, warteten nicht bis die Jagdberechtigte ſie um dieſe Vergünſtigung bathen, ſondern die Trappen waren bald nach Antritt Dero glorwürdigſten Regierung die erſten, die nicht allein degradirt, ſondern faſt ganz ausgerottet wurden, *weil ein* Trappe das Jahr hindurch den Feldfrüchten mehr Schaden zufüget, als hundert dieſer Vögel werth ſind.

Den wilden Gänſen iſt unſer Lehrer, und zwar mit Grund, auch nicht günſtig, wenn er ſagt:

Nicht weniger Schaden verurſachen die wilden Gänſe in den Feldern, nur auf andere Art und zu andern Jahreszeiten, die in weit gröſſerer

Men-

Menge ausgebracht, und doch eben ſo wenig durch Schieſſen und Fangen in groſſer Anzahl gemindert werden, u. ſ. f.

Ferner will der Herr Verfaſſer zur Aufnahme der Jagden, oder vielmehr der Jagdeinkünfte, alle Accidenzien der Jagdbedienten, ſowohl als das Schieſſen der ſogenannten Feſthaaſen, zu Oſtern und Pfingſten aufgehoben wiſſen, worinn er denn gleichfalls Beifall verdienet.

Nicht weniger tadelt er mit Grund, daß die Beſitzer der Mitteljagd, alte Stand Ricken ſchieſſen, ſodann wünſcht er, daß man bey Beſtimmung der Jagdzeiten, mehr die Natur der wilden Thiere, als die Gewohnheit zu rathe ziehen möchte.

Zuletzt verſichert der Herr Verfaſſer, daß es für alle Jagdintereſſenten vortheilhaft ſeyn würde, wenn die Hohe- und Mitteljagd überall in der Mitte des Julius, und die Niederjagd in der Mitte des Septembers aufgienge; die Koppeljagden aber durchgängig aufgehoben, und unter die Antheilhaber vertheilet würden.

Das dritte Kapitel ſoll die weitere Ausführung der im erſten Kapitel angezeigten Vertilgung der

Raubthiere und Raubvögel enthalten. Es iſt ganz praktiſch und blos Kennern und Liebhabern der Jägerei nützlich.

Im vierten Kapitel wird von den vortheilhaften Arten, und der beſten Zeit zur Jagd, des kleinen Wildprets. und des Vogelfangs gehandelt. Mit dieſer Abhandlung verhält es ſich um kein Haar breit anders als mit der vorigen. Ich überlaſſe daher beider Beurtheilung denen Kennern, und Freunden der Jägerei.

Der Neunte und lezte Abſchnitt ſoll einige nachzuholende praktiſche Anmerkungen enthalten.

Nachdem ich mich, ſagt der Herr Autor, in meinen Lieblings Artikeln der Pferde, des Holzes, und der Jagd wieder meinen erſten Vorſatz faſt zu lange aufgehalten — — — ſo finde ich nicht undienlich noch verſchiedene Anmerkungen beizufügen, da ich mich bis hieher bemühet habe, die mancherlei Fehler und Gebrechen, welche in vielen Artikeln der Oekonomie, und beſonders bei der Erdbehandlung noch ungehoben ſind, und als unüberſehliche Hinderniſſe, gründlichen Verbeſſerungen im Wege ſtehen, auch wie denſelben

theils

theils gänzlich abgeholfen iſt, theils andere bis dahin gemindert ſind, daß ſie nicht ferner hindern können, zu zeigen.

Allerdings hat ſich der Herr Verfaſſer bei obbemeldten Artikeln zu lange, oft bis zum Eckel aufgehalten, und es iſt überhaupt dem ſchönen Werke des Herrn von Schönefeld nachtheilig, daß deſſen Verfaſſer ſich ſo oft wiederholt, und in viel Worten wenig ſagt. Ich glaube Entſchuldigung zu verdienen wenn ich bei Prüfung der nachzuhohlenden praktiſchen Anmerkungen die aufgewärmte Speiſen ganz übergehe, auch über das etwanige neue, mich ganz kurz explicire.

§. 203 empfiehlt der Herr Verfaſſer mit Grund, den Haken, oder den Hakenpflug, wenn es darauf ankommt, einen wilden Boden ſo vorzubereiten, daß er durch Eggen, Walzen, und abermaliges Ackern, ſeine Unarten verläugnen müßte. Es wird auch die Liebhaber der Landwirthſchaft nicht gereuen, dieſen ganzen §. zu leſen.

§. 205 erſcheinet in Anſehung der vegetabiliſchen Düngung ein unverdaulicher Satz, den ich um der Schwache nwillen rügen muß, wenn ich ſchon bisher manches, wo der Herr Verfaſſer von

ſeinem Luftſalzen u. ſ. f. nicht ganz richtig urtheilt, übergangen bin, weil ſein Urtheil den Landmann nicht irre führen, noch nachtheilig werden kann.

Deren gute Wirkung (nämlich der vegetabiliſchen Düngung) ſagt unſer Lehrer, iſt wohl durchgängig auſſer Zweifel, daß nämlich verfaultes und verdorrtes Kräuterwerk der Erde eine gute Düngung gebe; aber ſehr unvollkommen iſt das Verfahren, dieſe zu verſchaffen, und dem Lande beizubringen, wenn man bei dem Düngermangel entlegene, magre, und ganz entkräftete, verwilderte Felder, in der Abſicht mit Erbſen, Wicken, Heidekorn, und noch anderen Sommerungen beſäet, um dieſe wenn ſie zur Blüthe kommen, unterzuackern, damit ſie durch die Fäulniß dem Felde die vorzügliche vegetabiliſche Düngung geben ſollen, welches ich auf dieſe Art in meinem Leben nicht mit Nutzen bewerkſtelliget geſehen habe. — — — — — — — — — — —

denn in dergleichen entkräfteten Feldern wachſen die zu künftiger vegetabiliſchen Düngung darauf geſäeten Früchte mager und ſparſam; deſtomehr verbreitet ſich aber in dieſer Zeit

das

das darauf bewurzelte Unkraut, beſonders die Quecken. Erſtere erſterben und vergehen gar bald nach dem umackern, ohne dem Feld eine merkliche Düngungskraft zu ertheilen, weil wegen der darinn ermangelnden Säfte wenig Fäulniß, ſondern nur eine Vertrocknung entſtehet, das Unkraut hingegen iſt in den auf dieſe Art beſäet geweſenen Feldern noch ſchwerer, als auf andern brachen zu tilgen, daher denn die in dergleichen vermeinte vegetabiliſche Düngung geſäeten Früchte eben ſo wenig, als vorhero zu gerathen pflegen, und der auf dieſe Düngung verwendete Saamen nebſt der Arbeit verlohren iſt, u. ſ. f.

Fürs erſte iſt das Argument gegen die angeklagte Düngungsmittel herzlich ſchwach gerathen, denn wenn ſchon der Herr Verfaſſer in ſeinem Leben davon keine gute Wirkung geſehen, ſo folget daraus bei weitem nicht, daß belobtes Düngungsmittel unter keinerlei Umſtänden gute Wirkung thun könne, zumalen der Herr Monent nicht einmal damit Verſuche gemacht zu haben ſcheint. Fürs andere iſt es wider alle geſunde Begriffe, ja wieder das Anſchauen ſelbſt, wenn man uns zu überreden wünſcht, daß es grünen Erbſen, Wi-

cken u. ſ. f. in Zeit der Blüthe an Säften mangle, daher ſie wenig Diſpoſition zur Fäulniß hätten. Vielmehr ſind gedachte Früchte zur Zeit der Blüthe voller Säfte, und gerathen ſogleich in Gährung und Fäulniß, wenn man ſie bloß übereinander in der freien Luft liegen läßt. Dieſe Gährung iſt es, die den Acker erwärmt, locker macht, die Fäulniß befördert, und den magern Acker zur vortrefflichen Erquickung, aber nur auf längſtens zwei Jahr dienet, weil dieſe Vegetabilien *bei weitem* nicht ſo anhaltend, als der Viehmiſt düngen. Fürs dritte iſt es unbegreiflich, warum auf dergleichen mit grünen Vegetabilien gedüngten Feldern, das Unkraut ſchwerer, als auf andern zu tilgen ſey, und der Herr Verfaſſer hat es überflüſſig gefunden, uns dieſe Erſcheinung begreiflich zu machen. Fürs Vierte hätte man nicht verlangen ſollen, daß verwilderte, ganz entkräftete Felder, auf einmal in fruchtbaren Weitzenboden verwandelt werden; denn dieſe Wunderkraft beſitzt kein einziges unter den Bekannten Düngungsmitteln, und verwilderte Felder, werden nicht ſowohl durch Düngung, als durch fleiſſige und ſchickliche Bearbeitung zahm und geſchlachtet gemacht.

In dem nämlichen §. gedenket der Herr Verfaſſer des Düngeſalzes, und ſagt unter andern:

Da ich mit der Anwendung dieſes Dünge-ſalzes, welches nunmehro dem Landmann zum Beſten nach meinem gehorſamſten Vortrage auf höchſte landesherrliche Veranlaſſung in unſerm Lande in Menge um gantz leidlichen Preis verfertiget werden wird, zu allen übrigen Feld- Wieſen- und Gartenfrüchten jetzo hauptſächlich beſchäftiget, aber noch nicht ſo weit zu Stande bin, ganz entſcheidend in Anſehung dieſer übrigen Früchte, Verſicherung und Anweiſung zu dem Gebrauche zu geben, ſo behalte mir vor, nach hinlänglich gemachten Proben dem Publiko künftig ausführliche Nachricht davon zu ertheilen. Vorjetzo kann ich es inzwiſchen zur Unterſtützung der vegetabiliſcheu Düngung durch Beförderung des Kleebaues beſtens anempfehlen.

Ob Herr von Schönefeld obigem Verſprechen Genüge geleiſtet, iſt mir unbekannt, wohl aber kenne ich die mancherlei Dungſaltze, und weiß daß ſie nach Beſchaffenheit der Umſtände, und Witterung, Dienſte, beſonders in Wieſen leiſten; jedoch gebe ich in allen Sommerfrüchten, Klee und Graß Bau, der Steinkohlen, noch mehr der Torffaſche den Vorzug weil ihre Wirkung gewiſſer, und dieſe Aſchen ungleich wohlfeiler als das Dungſalz

ſind. Ich wiederhohle aber zugleich, daß ſowohl dieſe als alle übrige künſtliche Düngungsarten unzulänglich ſind, oder nach dem Ausdruck der Schwaben reiche Väter und arme Kinder machen, wenn die animaliſchen Düngungsmittel vergeſſen werden.

§. 208. wird hauptſächlich von Reinigung des Saamengetraides recht praktiſch und gut gehandelt, beſonders iſt der Ventilator, deſſen der Herr Verfaſſer gedenket, nicht allein zur Reinigung des Saamengetraites, ſondern auch zu Vertreibung beider Arten Kornwürmer mit groſſem und gewiſſem Nutzen anzuwenden, wenn ſolcher kunſtmäſſig eingerichtet, und zweckmäſſig angewendet wird. Ohne Zeichnung oder Modell, läßt ſich aber die Maſchiene nicht recht begreiflich machen, und ob jene, von welcher man im Leipziger Intelligenzcomtoir das Modell ſehen kann, die gehörigen Eigenſchaften hat, iſt mir nicht bekannt.

§. 211 iſt von denen die Saat verderbenden Schnecken die Rede; welchen zu wehren der Hr. Autor die frühe Saat mit Grund empfiehlt, jedoch auch jenen, ſo wegen verſchiedenen Zufällen ſpät zu ſäen gezwungen ſind, das Einweichen der Saatkörner in einer gewiſſen übelriechenden Lauge empfiehlt; die

wahr-

wahrſcheinlicher weiſe nicht allein den Schnecken, ſondern auch den Erdflöhen, den Geſchmack verderben muß. Es ſoll auch belobtes Mittel bereits in den leipziger Intelligenzblättern vom Jahre 1771 Seite 144 bekannt gemacht worden ſeyn.

§. 212 wird manches gegen das übermäßige Tauben halten, weniger nicht gegen das Einſammlen der verſchiedenen Fruchtarten mit Grund erinnert, und beſonders bei den Reps- und Winterrübſaamenerndten diejenige Methode empfohlen, die Herr D. Schreber, und Herr Reichart, ſowohl als ich, ſchon lange bekannt gemacht haben, und darinn beſtehet, daß man belobte Sämereien in der Gelbreife ſchneidet, ſie in groſſen Haufen in freiem Felde ſchwitzen, und dadurch vollends reif werden, ſodann aber auf dem Felde ausdreſchen läßt.

§. 213 enthält bekannte Erſparungsmittel in Anſehung des Menſchen und Viehfutters, wobei es mir auffallend iſt, daß ein ſo groſſer praktiſcher Wirth, mit dem vielfachen Gebrauch der wilden oder Roßcaſtanien unbekannt war. Er ſagt:

Vieles Korn dürfte auch künftig dadurch erſpart werden, wenn die Privatnachrichten die

mir

mir zugekommen ſind, gegründet ſeyn ſollten, daß man zu dem Buchbinder Kleiſter, ſtatt des bisherigen Rockenmehls, wilde Kaſtanien, und bei Verzinnung der Eiſenbleche, auch eine andere Maſſe ſtatt des Korns gebrauchen könnte.

Puder und Stärke ſetzt der Herr Verfaſſer auch in das Regiſter der Getraideerſparungsmittel, zweifelt aber ſelber, daß man der Gewohnheit die Haare zu pudern und die Wäſche zu ſtärken entſagen möchte, wünſcht aber daß dieſe Gewohnheit, Anlaß zu Erfindung eines andern Materials zu Puder und Stärke geben möge, liefert folglich ein abermaliges Zeugniß, daß ihm der Gebrauch der wilden Kaſtänien zu Stärke und Puder, bei Abfaſſung ſeines Buches unbekannt gewesen.

§. 214 wird der Gebrauch des Caffe, aus phyſiſchen, mediciniſchen, und politiſchen Gründen verworfen, und die Scorzon'e auch Cichorienwurzel, desgleichen gebrannte Brodrinde in die Stelle geſetzt. Indeß gehört dieſer ſo oft gethane, ſo oft wiederhohlte Vorſchlag ad pia deſideria ſo lange man kein Getränke dem Caffe entgegen ſetzt, welches dem Menſchen Geſchlechte eben ſo gut ſchmeckt

ſchmeckt und bekömmt, als das ausländiſche Produkt.

Den Gebrauch des Zuckers möchte unſer Lehrer auch gern mit dem Honig vertauſchen, woran er in der Folge nicht zweifelt. Ich geſtehe meinen Unglauben, ob ich gleichwohl weiß daß man im Fall der Noth, Honig, Ahrenzucker, die Syrope aus Welſchkorn, aus gelben und weiſſen Rüben, aus Maulbeeren u. ſ. w. ſtatt des Zuckers anwenden könne; wenn ſchon dieſer Tauſch der delicaten Zunge, die meinige mit einbegriffen, nicht ganz gleichgültig ſeyn möchte.

Sehr richtig, ſehr wahr, urtheilt der Herr Verfaſſer am Ende ſeines vortrefflichen Werks, von den Mängeln unſerer Landwirthſchaft, wenn er ſagt:

> Der ganze Zuſammenhang iſt zu mangelhaft und es fehlt gemeiniglich an der erſten richtigen Abtheilung des Gleichgewichts und Verhältniſſes eines Artickels gegen den andern, und die Fehler werden nur einzeln erkannt, alſo ſelten abgeſchaft. So lange demnach die Landwirthſchaft, nicht als eine Wiſſenſchaft angeſehen und betrieben wird, deren

Fehler

Fehler nach ihrem Zuſammenhange geprüfet, und die Abhelfung derſelben, nebſt Einführung erweißlicher Verbeſſerungen nicht eben ſo zuſammenhängend nach phyſikaliſchen zureichenden Gründen vorgenommen wird, iſt auch keine gründliche Verbeſſerung zu hoffen.

Ich ſage von ganzem Herzen Amen! und danke dem würdigen Herrn Verfaſſer für *Mittheilung* ſeiner weitläuftigen Erfahrungen, und vortreflichen Einſichten in das oekonomiſche Fach; welcherwegen man ihm auch leicht den kleinen Stolz überſehen kann, vermöge welchen er zum öftern für einen ſchöpferiſchen Geiſt, der andern die mit ihm in gleicher Laufbahn arbeiten nichts abgelernt hat, paſſiren will.

Zum Beſchluß legt der Herr Verfaſſer denen Herren Naturkündigern einige Problemata zur Auflöſung und näheren Beſtimmung vor.

Da ich nicht zu dieſem Orden gehöre, ſo bin ich auch nicht ſo vorwitzig, mich an die verlangte Auflöſung zu wagen, ſondern will die Genugthuung der Auffoderung denen Meiſtern in der Kunſt ſehr gern überlaſſen.

V.

Ueber

Brandſchadensverſicherungen

ein

patriotiſcher Vorſchlag

eines Reichsſtädters.

Der Herr Licentiat Fezer hat in obrubricirter im Jahre 1783 zu Reutlingen an das Tageslicht getretenen kleinen Schrift der Polizei Obliegenheit in Anſehung der Brandſchadensverſicherungen mit vieler Wärme und Beredſamkeit gezeiget, ſein Werk mit verſchiedenen Vorſchlägen zu Erreichung des gemeinnützigen Zwecks bereichert, jedoch ſein Hauptaugenmerk auf die Reichsſtädtiſche Verfaſſungen gerichtet, daher es denn auch billig iſt, ihn blos aus dieſem Geſichtspunkt zu beurtheilen.

Die vier erſten §. machen eigentlich die Einleitung aus, ſie enthalten zugleich Entſchuldigungen und Rechtfertigungen, die der Herr Autor allenfalls hätte erſparen können, wenn er nicht die Abſicht gehabt, ſeine Beleſenheit zu zeigen, und den Leſer vor ſich einzunehmen.

Im fünften §. gehet der Herr Verfaſſer in Zergliederungen über ſeinen Plan, und verſpricht:

1) Die verſchiedene Brandverſicherungsarten zu benennen.

2) Sie in ihrer erſten Grundlage zu zergliedern.

3) Bei jeder das anpaſſendſte Verhältniß auf einen gröſſern oder kleinern Staat zu zeigen.

4) Diejenige Gattung von Brandverſicherungsanſtalten heraus zu heben, von welcher er glaubt, daß ſie in dem Bezirk, einer für ſich allein beſtehenden Stadt vorzüglich anwendbar ſey.

Die erſte Brandverſicherungsart ſagt der Herr Autor, iſt dieſe, daß ſich die Bürger einander für die Gefahr ihrer Häuſer wechſelſeitig Gewähr leiſten. Er hält dieſe Methode für eine der Beſten, bemerkt jedoch einige dabei befindliche Unbequemlichkeiten, und ſagt endlich:

Als Zweifelsgrund gegen dieſe angeblich beſte Verſicherungsart, will ich hier meine unvorgreifliche Beantwortung der Aufgabe wegen, welche in der Schlözeriſchen Staatsanzeigen, aus Gelegenheit des verbrannten Göppingens eingerückt iſt, weil ſie nicht am unrechten Orte angebracht zu ſeyn ſcheinet, Es wird gefragt,

fragt, ob nicht die, im Herzogthum Würtemberg eingerichtete Feuerſchadensaſſekuration die Löſchanſtalten dadurch behindere, daß die Bürgerſchaft gegen ihre Häuſer ſorglos gemacht werde, und nur zum Ausführen der unverſicherten Geräthſchaften Anſtalt mache? die dortige Bemerkung iſt ganz richtig, daß wann dieſe aufgeworfene Frage, geradezu mit Ja zu beantworten wäre, jene für einzelne Menſchen vortreffliche Anſtalt der ganzen Geſellſchaft zum Nachtheil gereichen würde. Wenn ein ganzes weites Land eine ſolche Verſicherung auf ſich nimmt, ſo denkt jeder im Augenblick der ausgebrochenen Noth lediglich auf Rettung deſſen was ihm nicht wieder erſezt wird.

Ich zweifle, daß jeder bei ausgebrochner Feuersnoth lediglich auf Rettung ſeiner Geräthſchaften oder desjenigen ſo ihm nicht erſetzt wird, denken werde. Ich bin vielmehr moraliſch gewiß, daß die Wenigſten bei dieſen Gelegenheiten überhaupt denken, ſondern vom Schrecken betäubt, ſich mit Lamentiren und Schreien begnügen, ohne irgend etwas Nützliches thun zu können. Ich bilde mir daher ein, daß dem gemachten Einwurf nicht ſchicklicher zu begegnen ſey, als wenn die Polizei ſolche

Feuersanſtalten trift, daß diejenigen deren Häuſer wirklich vom Feuer ergriffen ſind, zu Vermeidung der Unordnung gar keine Hand anlegen dürfen, ſondern ein Theil der Bürgerſchaft angewieſen werde, die Geräthſchaften zu retten und an einen von der Feuersbrunſt entfernten Ort in Sicherheit zu bringen, und bewachen zu laſſen, damit jene Bürger ſo zum wirklichen Löſchen beordert ſind, weder durch das Geſchrei der Verunglückten, noch durch die Geräthſchaften ſelbſt behindert werden, ihre Schuldigkeit zu thun.

Der Verfaſſer fährt folgendermaſſen fort: Wollte man auch ſchon ſagen, man ſollte die Geräthſchaften zugleich verſichern laſſen, ſo denke ich, würde neuerdings jene groſſe bedenkliche Frage eintreten, ob dann Jemand an Rettung überhaupt denken würde, wenn auf Rechnung der Uebrigen keiner nichts zu verlieren hätte? vielmehr beſorge ich, daß dieſes die Feuersbrünſte wegen des begünſtigten Leichtſinn vervielfältigen dürfte.

Die Verſicherung der Geräthſchaften iſt vielen Schwierigkeiten unterworfen, und dieſes um ſo mehr, als ſich deren Werth durch den Gebrauch vermindert, oder auch durch mancherlei Umſtände ver-

vermehrt. Der angeblich begünſtigte Leichtſinn iſt auch wenig zu fürchten, wenn die Feuerreglements vortrefflich, und die Obrigkeit auf deren pünktlichen Beobachtung aufmerkſam, auch gegen die Uebertreter ſtrenge iſt.

> Das zweckmäßigſte Mittel in meinen Augen, heißt es, dürfte wohl dieſes ſeyn, wenn man auf alle Fälle einen Theil des Verlußes denjenigen auf ſich erleiden lieſſe, den das Unglück betroffen.

Mir ſcheint dieſes Mittel ſo gar zweckmäßig nicht. Iſt der Mann unſchuldig an dem ihn betroffnen Unglück, warum ſoll er doppelt leiden? Iſt er ſchuldig, ſo muß er nach der Größe der Schuld, nicht am Vermögen, ſondern am Körper geſtraft werden, um die Aufmerkſamkeit zu vermehren, und nicht den ſchuldigen mit dem unſchuldigen Theil ſeiner Hausgenoſſen zugleich zu ſtrafen.

> Der Herr Verfaſſer trauet dieſem Vorſchlage ſelbſt nicht viel zu, indem er ſagt, wiewohl man dagegen wiederum einwenden könnte, daß wann dieſer vorher beſtimmte ſelbſt zu tragende Antheil dem Werthe der beweglichen Güter nicht gleich wäre, man gewiß die

letzteren retten, und jene aufopfern würde, beſonders wenn ſich die Löſchungs Gefahren vergröſſern.

Indeß weiß ſich unſer Lehrer doch aus dieſer Verlegenheit folgendermaſſen zu helfen.

> Entweder man müſte bei der zu leiſtenden Brandverſicherung die Beſtimmung gemacht werden, daß man dem verunglückten Ort nur dermaſſen beiſteuren wollte, je nachdem ſich ſeine Einwohner bei der Tilgung des Feuers thätig erwieſen hätten, wovon die Wirkung ohngefähr dieſe ſeyn könnte, daß die Arbeit in dem Grad ſteigen müßte, je gröſſer ſie ſich den, durch ihre Saumſeligkeit ſelber zuziehenden Verluſt vorſtellten.

Sollte dieſer unverdaute Vorſchlag, wohl einer Widerlegung verdienen? das einzige Gute was er zu haben ſcheint, würde eine Verdopplung der Proceſſe, folglich das Aufnehmen der Papiermacher und der Rechtsgelehrten aus verſchiedenen Claſſen ſeyn. Noch komiſcher klingt der folgende Vorſchlag:

> oder, in den Feuerordnungen müßte unabläßig befohlen werden; daß nur die Weiber

zur Rettung des Geräthes ſich gebrauchen laſſen dürften, die Männer aber, bei Verluſt der verſprochenen Hülfe, dem Feuer zueilen müßten.

Das beſte iſt, daß der Herr Autor ſelbſt kein Vertrauen zu den bekannt gemachten Recepten hat, weil er ſagt:

Ich glaube aber, daß man vermittels dergleichen Beſchränkungen, vielleicht noch ein anderes Mittel erſinnen kann, das die gewünſchte Wirkung thun ſollte.

Dieſes Mittel hält er aber noch in petto, ich ſuſpendire alſo mein Urtheil, bis ich über belobtes Mittel einige Erklärung erhalten werde.

Die zweite Brandverſicherungsart, ſagt unſer Mentor iſt dieſe, daß jeder Bürger jährlich eine gewiſſe beſtändige Abgabe giebt, wovon man die Feuerſchäden beſtreitet.

Der Herr Verfaſſer tadelt dieſe Einrichtung aus guten und ſchwachen Gründen. Ich tadle ſie mit ihm hauptſächlich deswegen, weil dabei Menſchlichkeiten vorgehen können und nicht ſelten vorge-

hen, oder der Landesherr wohl gar aus dem Ue-
ſchuß ein Camerale machen, oder wenn er do
gewiſſenhaft, doch bei trüben und Geldbedürfti
Zeiten, ſich dieſer öffentlichen Schmalzgrube, e
gewiſſe Zeit bedienen möchte:

> Die dritte Gattung der Brandverſicherung (heißt es) beſtehet darinnen, daß eine ge Geſellſchaft, oder eine gewiſſe Bank die A ſekuranz der Häuſer übernimmt, und ſich d gegen eine jährliche Prämie reichen läßt; dur dieſen Vertrag wird die Feuersgefahr für e nen gewiſſen, an den Aſſekuranten zu entrich tenden Preiß übernommen.

Auch von dieſer Art der Brandverſicherungen ſchildert der Herr Autor die gute und *ſchwache Seiten*, mit Sachkenntniß, und tritt endlich ſeinen eigenen Vorſchlägen näher, indem *er ſagt*:

> Da nun dieſe dreierlei Verſicherungsarten, die wir bisher mit Aufmerkſamkeit be*trachtet*, und aus ihrer empfehlenden ſowohl, als bedenklichen Seite dargeſtellt haben, ſo befunden worden, daß weder die eine noch die andere allhier (in Reutlingen) wie überhaupt in einem jeden kleinen abgeſonderten Staate

in

in Anwendung gebracht werden kann; ſo glaube ich, mich nun auf dem Punkte zu befinden, wo ich mit meiner beſondern Meinung hervorrücken darf. Mein Grundſatz iſt nemlich aus dem bisher Angeführten zuſammengeſetzt, und hat noch einige beſondere Beſtimmungen erhalten, deren Rechtfertigung ich ſodann verſuchen werde.

Unter dieſer vorausgeſetzten Erklärung, ſoll Herrn Verfaſſers Plan folgende Eigenſchaften ...en:

1) es muß ein ſtändiges Capital aufgebracht werden, das groß genug iſt, um alle Jahre ſoviel Zinſe abzuwerfen, als nöthig ſind, die fernere Beihülfe der Bürger wenigſtens ſo lange entbehrlich zu machen, als kein beträchtliches Unglück entſtehet.

2) Dieſes ſtehende Capital darf niemals erſchöpft werden, ſondern eine ausgebrochene Feuersbrunſt muß theils von dieſer Kaſſe beſtritten, theils durch eine verhältnißmäſſige Vertheilung des Brandſchillings vergütet werden.

3) Immerhin muß der Verunglückte noch einen Theil des Schadens auf ſich erleiden,

damit keine Feuervernachläßigungen ſich ein-
ſchleichen mögen.

Nun zeiget der Herr Verfaſſer wie wichtig, ja
unentbehrlich die erſte Bedingung oder ein ſtändi-
ges Kapital zu geſchwinder Beſtreitung des Brand-
ſchadens ſey; ehe er aber die Quellen entdeckt, aus
welchen belobtes Kapital herzunehmen ſey, formirt
er ſich ſelbſt nachſtehenden Zweifel.

Wie wäre es um die erwünſchte Brandver-
ſicherung geſtanden, möchte man ſagen, wenn
dieſe ungeheure Capitalien bei einer größten-
theils durch den Brand verunglückten Bür-
gerſchaft aufgeſtanden wären? Und gewinnt
es nicht das Anſehen, daß dieſe Leute nun
gedoppelt unglücklich geweſen wären; ein-
mal durch den Verluſt ihrer Häuſer, ſodann
auch noch durch die Erpreſſungen der auf ein-
mal Geldbedürftigen Brandkaſſe? Nun will
ich zugeſtehen, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt
daß bei einem Bürger manchmal eine ganze
Million angelehnt ſeyn ſolle; ſo iſt gewiß ein
Schuldner dem man ſoviel anvertrauet, auch
wann er ſchon ſein Haus verlohren, **doch ge-
wiß noch im Stande, ſeine Schulden zu
bezahlen**, weil ein Mann der eine Million

fremdes

fremdes Geld im Umtrieb hat, den wenigſten Theil ſeines Vermögens einbüßt, wenn ihm ſein Haus abbrennt, ſo wenig als ein Mitglied der Oſtindiſchen Handlungskompagnie bankerutt werden müſte, wenn ihm ſein Obdach im Rauch aufgehet. Zudem iſt es nicht geradezu nöthig, das Brandkapital ganz in einem Ort anzulegen, wenn es auch auswärts ſichere Gelegenheit dazu giebt, ſo wie es auch die Vorſicht erfordert, daß wenn einmal eine nahmhafte Summe aufgebracht iſt, auch ein barer Vorrath in der Kaſſe liegen bleiben kann u. ſ. f.

Mir ſcheint dieſer Zweifel etwas wichtiger als unſerm Lehrer. 1) Iſt es irrig, daß ein Mann der eine Million fremdes Geld im Umtrieb hat, nach erlittenen Brandſchaden, unter allen Umſtänden gewiß im Stande bleibt, ſeine Schulden zu bezahlen. Haben wir nicht Beiſpiele genug, daß Millionairs auch ohne Brandſchaden erlitten zu haben, Banquerutt gemacht Kann ferner dieſer Millionair nicht weitläuftige Manufakturanſtalten, gefüllte Magazine von theuren Waaren und dergleichen beſeſſen haben, die mit im Rauch aufgegangen ſind? Sollte dieſes ſein Vermögen nicht ſo ſehr derangiren, wenigſtens ſeinen Credit

ſo ſehr vermindern können, daß ihm die prom[pte]
Bezahlung ſeiner Schulden unmöglich würde[?]
Iſt es alſo nicht möglich, daß ein Millionair du[rch]
Brandſchäden auſſer Stand geſetzt werden kan[n,]
ſeine Schulden ſo ſchleunig zu bezahlen, als es d[ie]
vorgeſchlagene Brandkaſſe ſchlechterdings erfo[r-]
dert? Demnächſt ſcheinet mir 2) das Verlehne[n]
an Auswärtige noch ungeſchickter, der Brandkaſ-
ſe einen Fond anzuweiſen, über welchen ſie alle Au-
genblick diſponiren kann. Muß man dem Debi-
tor nicht eine gewiſſe Aufkündigungszeit beſtimmen?
Kann er nicht um Nachſicht bitten? Kann er nich[t]
in zweideutige Umſtände gerathen. Wird ſein[e]
Obrigkeit nicht lieber die Sache auf die lange Ban[k]
ſchieben, als einen Bürger übern Haufen werfen
der ſich vielleicht wieder helfen kann? Was für Si-
cherheit hat alſo die Brandkaſſe in dem Augenblick
des Unglücks? Wird ſie nicht zuweilen Proceſſe
führen, wo nicht gar Capital ſammt Zinſen ver-
lieren müſſen? 3) Wäre es gar nicht oekonomiſch
gehandelt, ein Capital in der Kaſſe müßig zu laſ-
ſen, um in Zeit der Noth zugreiffen zu können, es
wäre überdem der Abſicht des Inſtituts entgegen,
vermöge welchem der Brandſchaden nicht aus dem
ſtändigen Fond, ſondern aus den Intereſſen des
Fonds beſtritten werden ſoll.

Ich bilde mir alſo ein für ausgemacht annehmen zu dürfen, daß belobter Vorſchlag 1.) die Brandkaße nicht für alle mögliche, und nur gar zu oft eintreffende Zufälle in Sicherheit ſetzen können und auch dann nicht, wenn ſie ihre Fonds blos auf liegende, der Stadt Juriſdiction unterworffene Gründe ausleihet, weil derſelben Eigenthümer durch eine Menge von Zufällen außer Stand kommen kann promte Zahlung, die bei der Brandkaße von unbedingter Nothwendigkeit iſt, zu leiſten; daß 2.) die Burgerſchaft allemal in Gefahr ſtehe, ganz, oder zum Theil um ihre Fonds zu kommen, ſo lange man nicht mit Ueberzeugung darthun kann, daß die Vorſteher der Brandverſicherungskaße, gegen die Verſicherungen der Habſucht, und die ungeſtümme Föderungen der Bedürfniße ein immerwährendes Privilegium haben.

So lange der patriotiſch geſinnte Verfaſſer dieſe anſcheinende Zweifel nicht gründlich hebt, ſcheint er zu früh Victoria zu ſchießen, wenn er ausruft.

> Dieſer Vortheil fällt bei der gerühmten Würtembergiſchen und andern Aßecuranzen hinweg: iſt der Brandſchaden groß, ſo vermehrt ſich dabei der Beitrag.

Sollte

Sollte ſich dieſes nach des Hn. Verfaſſer Vorſchlägen wohl viel anders verhalten? Geſetzt er habe durch einen alljährlichen mäßigen Beitrag der ganzen Bürgerſchaft ein Capital von hundert tauſend Gulden beiſammen, es entſtünde aber eine Feuersbrunſt, die eine Million Schaden angerichtet, würde man nicht den Beitrag verwehren müſſen, wenn der Bedingung Genüge geſchehen ſoll? Wenn ferner der gute Herr Autor in der Einbildung ſtehet, daß er weit leichter ſei, dem Burger alljährlich einen mäßigen Beitrag abzunehmen, als von ihm bei entſtehender Noth einen auſſerordentlichen Beitrag zu begehren, ſo zweifle ich beinahe ob er ſeine Landsleute, und die Menſchen überhaupt recht kenne, wenn er uns verſichert:

> Der Bürger rechnet im erſten Fall darauf (wenn er jährlich beiſteuert) richtet ſeine Ausgaben darnach ein. und ſo wird ihm leicht, was ſeine Kräfte ſtumpf gemacht haben müßte, wenn er noch ſo lange Erholungszeit übrig behalten hätte, aber nun auf einmal ſo viel abtragen ſoll, daß darüber ſeine Bereitwilligkeit in Ungeduld übergehen könnte. —

Ja ich zweifle, daß des Herrn Verfaſſers aus dieſem Raiſonnement gezogener Schluß, ſo allerdings richtig ſey, wenn es heißt:

Und

Und auf dieſe Art ſind wir ohne weitläufti- gen Bezirck, ohne groſſes Land, eben ſo gut geſichert, als es kaum ein gröſſerer Staat iſt. u. ſ. w.

Wir ſchreiten zum zweiten Grundſaz, des Herrn Verfaſſers vermöge welchem das ſtehende Kapital niemals erſchöpft werden darf, ſondern eine Feuersbrunſt theils aus der Caſſe, theils durch verhältnißmäßige Vertheilung des Brand- ſchillings vergütet werden muß.

Schon ſehe ich, ſagt der Herr Autor mit ei- ner ſpöttiſchen Miene, daß ſich manche Stirn in Falten lege über dieſe anſcheinende Un- gereimtheit.

So wenig meine Stirn zu dieſer Zahl gehört ſo wenig Ungereimtes finde ich auch in des Herrn Verfaſſers Vorſchlag, ohne ihn gleichwohl für nüzlicher und beſſer zu halten, als wenn keine Brandkaſſe formirt wird, ſondern der Staat bei enſtehender Feuersbrunſt, den erſten Vorſchuß zu Rettung der Verunglückten, aus den Caſſen des Staats thut, und den gethanen Vorſchuß von denen zum Beitrag verbundenen Bürgern, terminweiſe wieder an ſich ziehet. Warum will man dann die Bürger alljährlich mit einem Bei- trag züchtigen, der ſo klein er immer ſein mag,

manchen doch läſtig iſt, und ſie gleichwohl bei entſtehenden Feuersbrünſten anhalten, pro rata beizutragen, damit die Caße nicht erſchöpft werde?

Ich ſchreite zum dritten Satz vermöge welchem der Verunglückte, doch unter allen Umſtänden zur Mitleidenheit gezogen werden müſſe.

In dem 10ten ziemlich wortreichen §. heißt es unter andern:

Durchgängig wird bei Brandverſicherungen das getadelt, daß ſie eine Feuersvernachläßigung nach ſich zögen: und es iſt auch wahr, man hat dieſes je zu weilen zu befürchten.

Hier holt der Herr Verfaſſer weit aus, und nach einer langen in mehrere Vorfälle einſchlagende Vorrede, heißt es:

Noch habe ich aber nicht von der Größe des Antheils geſprochen, den der Verunglückte ſelbſt in dem Fall auf ſich zu nehmen hätte, da das Feuer in ſeinem Haus am wahrſcheinlichſten durch unvorſichtige Nachläßigkeit ausgekommen wäre. — Der erwieſene Grad dieſer Nachläßigkeit, die Größe des daraus entſtandenen Unglücks; die ſonſt genugſame erprobte

probte Redlichkeit des Mannes und der Seinigen; der eigene beſcheinigte Verluſt deſſelben; die Nachſichtigkeit der Feuerſchau in der benöthigten Verbeſſerug der Feuerſtellen das frühzeitgie um Hülfe rufen; der baare Vorrath der Verſicherungskaſſe; die bei verweigerter Hülfe zu beſorgende Armuth und andere Rückſichten mehr, müſſen in Erwägung gezogen werden. — — — —

So wie aber jedes Geſetz ſein Anſehen verliert, wenn man immerhin durch abgeänderte und nachgelaſſene Anwendung um daſſelbe gräbt; ſo muß dieſes um ſo mehr aufrecht erhalten werden, da die Vernachläßigung deſſelben einem weit gröſſeren Uebel Thür und Thor eröfnet. Nur muß dabei die ausübende Gewalt auf zweierlei Gattungen der Feuervernachläßigungen ihr Augenmerck richten, da man entweder etwas nur unterlaſſen, was kaum der ſorgfältigſte Hausvater unterläßt; oder etwas gethan hat, was nur von einer ſehr leichtſinnigen Familie zu erwarten ſteht; in jenem Fall könnte der Antheil der zu entziehenden Hülfe verringert, in dieſem aber erhöhet werden.

Sehr billig weiſet der Herr Verfaſſer den Strafen gewiſſe Grade an, und erinnert die Ob-

Kirchen, die Häuſer fremder Herrſchaften alles ſoll opfern, und man ſtehet in der angenehmen Vermuthung, daß es niemand ſchwer ankommen werde, von jedem hundert des Werks jährlich ſechs Kreuzer zu entrichten, welches jedoch nicht allgemein wahr, und manchem Wederſpruch beſonders in Anſehung der fremden Herrſchaften der publiken Gebäude, vorzüglich der Kirchen, unterworfen ſeyn kann.

Der Plan meines Wercks verbietet *hierüber* in Zergliederungen zu gehen und da ich mir mit dem Beifall der Kenner ſchmeichle, wenn ich gezeiget zu haben glaube, daß es für jeden groſſen und kleinen Staat beſſer, und der Sicherheit der Contribuenten angemeſſener, wenn bei ſich ereigneten Brandſchaden die öffentlichen Caſſen den Vorſchuß thun, ſelbigen auf die Contribuenten verhältnißmäßig vertheilen, und Terminweiſe beitreiben, als wenn man ein ſtändiges Kapital zuſammen bringt, deſſen Verwaltung mancherlei unagnenehmemen Vorfällen ausgeſetzt, wo nicht gar zn unrechtem Gebrauch angewendet werden kann; ſo werde ich mich auch bei den vom Herrn Verfaſſer vorgeſchlagenen Hülfsquellen nicht lange aufhalten.

Erſte Hülfsquelle: die Pflegſchaften deren Vermögen in lauter Kapitalien beſtehet, ſollen

von

von jedem hundert ſechs Kreutzer abgeben. Warum? weil durch das Verſicherungsinſtitut der Credit der Leihenden, und die Sicherheit der Verleiher wächſt. Beides geſchiehet ohne ein ſtändiges Kapital nöthig zu haben, noch die Kapitaliſten in Contribution ſetzen zu dürfen, wenn eine Brandverſicherungsſocietät zuſammen tritt, und bei entſtehender Feuersbrunſt nach Verhältniß der eingetragenen Summen contribuirt.

Zweite Hülfsquelle: Man ſoll die ewige Zinſe abſchaffen, und ſich mit den Cenſiten darüber in Auslöſungsunterhandlungen einlaſſen. Dieſer Gedanke iſt beifallswürdig, und kann ſowol dem Zinsgeber als Zinsnehmer anſtändig ſeyn, ohne daß man die daraus erlöſete Summen zur Brandkaſſe widmen dürfe.

Dritte Hülfsquelle: Man hebe die Leibeigenſchaft auf. Dieſer Vorſchlag, iſt vortreflich, jedoch kann ich nicht billigen, Geſchöpfen die mit der Obrigkeit gleiches Urſprungs ſind, ihre urſprüngliche Rechte für baar Geld zu verkauffen, weit rühmlicher und groſſen Seelen anſtändiger Verfahren des Herrn Marggrafen von Baaden Durchl. die ihren Unterthanen, die Leibeigenſchaft mit einem Verluſt von 40 tauſend Gulden Cameraleinkünften erlaſſen haben.

Vierte Hülfsquelle: beim Verkauf eines Hauſes ſollen Käufer und Verkäufer ein nahmhaftes Opfer zur Brandkaſſe ſteuern, auch die Erben eines Hauſes werden der nemlichen Regel unterworffen. Der Herr Verfaſſer weis nach ſeiner anmuthigen Schreibart dieſer Abgabe Annehmlichkeiten zu borgen; allein fünf Gulden vom tauſend ſind immer eine Abgabe, und wer läßt ſich gern Ketten anlegen, wenn ſie auch verſilbert wären.

Fünfte Hülfsquelle: Alle Vermächtniße, alle Schenkungen ſo wohl unter Lebendigen, als auf den Todesfall, möchte der Herr Verfaſſer auch gern ſeiner Brandkaſſe zuweiſen, zu Erreichung dieſes Entzwecks will er an einem gewiſſen Brandfeſte, die Nahmen der Stifter von den Kanzlen verleſen wiſſen, um dadurch den Ehrgeitz anderer rege zu machen. Der Vorſchlag iſt nicht übel, im Fall die Erziehunsanſtalten ſo eingerichtet, auch für abgelebte und verunglückte Einwohner dergeſtalt geſorgt iſt, daß man keines weiteren Zuſchußes bedarf.

Sechſte Hülfsquelle: Jene Perſonen die eine freie Wohnung als einen Theil ihrer Beſoldung genieſſen, möchte der Herr Verfaſſer auch gern zur Mitleidenheit ziehen. Ich will ihn nicht widerlegen, ſondern ihm bedauren, weil er dem

Bann-

Bannſtrahl der Herrn Geiſtlichen ſchwerlich entgehen wird.

Bisher hat ſich der Herr Verfaſſer mit den Auftreibungsmitteln eines großen Capitals beluſtiget, jetzo ſagt er:

> kommt es auf die Beantwortung der nicht unerheblichen Frage an, ob es gut ſey, einem jeden ſein Hauß, ſo hoch oder ſo niedrig als er will, anſchlagen zu laſſen? wobei alleinig in Erwägung gezogen werden muß, ob der Einfluß dieſer Freiheit auf die gröſſere oder geringere Sicherheit, und Wachſamkeit über Feuersgefahren dadurch merklich werde.

Der Herr Verfaſſer formirt ſich hier ein Meer von Schwierigkeiten und Einwendungen, dem man nicht durchgängig begegnen kann, weil in dieſer Welt keine Vollkommenheit ſtatt findet, und je ſpitziger man hierinn gehen, und einer mathematiſchen Genauigkeit ſich nähern will, um ſo weniger wird man ſeinen Zweck erreichen, und eine Menge von Bedienten ohne Nutzen beſchäftigen.

Meines ohnmaaßgeblichen Erachtens muß ſobald eine Feuraſſekuranzanſtalt auf eine oder andere Art per plurima vota beliebet worden, jedermann Antheil daran nehmen, allein jedermann

muß die Freiheit haben, ſeine Gebäude hoch oder niedrig eintragen zu laſſen, ſo lange nicht über- zeugend erweißlich, daß der eine ſein Haus um die Hälfte über, und ein anderer um die Hälft unter dem Werth eintragen laſſen, in welchem Fa das Haus gerichtlich zu taxiren, und das ganze Taxatum zur Strafe des unrichtigen Angebens einzutragen ſeyn würde. Denn ob es gleich ſchei- net, daß ſo leicht niemand ſeine Gebäude über den Werth eintragen laſſen werde, weil er nach deſ- ſen Verhältnis beitragen muß; ſo fehlt es doch nirgends an Perſonen die durch dergleichen Hülfsmittel ihren ſinkenden Credit zu retten, oder mehrere Gelder darauf zu negottiren, oder auch ſich dadurch den Wege einem vortheilhaften Ver- kauf zu bahnen, kein Bedenken finden, ſich einem übermäßigen Beitrag zu unterwerfen.

Nun fällt dem Herrn Autor noch ein, alle Steuerrückſtände der Brandkaſſe zu ſchenken, und von ſelbiger beitreiben zu laſſen; da unſer Leh- rer, dieſen Vorſchlag weder für mehr noch min- der als einen frommen Wunſch gehalten, und be- urtheilt wiſſen will, ſo ſoll auch ſeinem Verlangen wenigſtens von mir völlige Genüge geleiſtet werden.

Es folget die Verſicherung der Geräthſchaften, wogegen Einwendungen gemacht, gleichwohl ge- urtheilt wird, daß es der Brandkaſſe gleichgül- tig ſein könne, ob jemand ſein bewegliches oder

unbewegliches Vermögen verſichern laſſen wolle, wobei er gleichwohl einige Cautelen empfielt. Ich habe mich bereits gegen die Verſicherung beweglicher Güter erklärt, weil andere Schwierigkeiten nicht zu gedenken, ihre Brauchbarkeit, und Werth, beſtändigen Veränderungen unterworfen, und ich bleibe noch bis zu beſſerer Belehrung dieſer Meynung getreu.

Der 23ſte §. enthält willkührliche Berechnungen deren Eriction der Herr Verfaſſer ſo leicht nicht übernehmen wird.

Der 24ſte §. enthält folgende ſehr wichtige Frage: Unter weſſen Aufſicht aber ſoll ſich nun dieſes Brandkapital vermehren, wenn man für dieſe Grundlage der Sicherheit der Häuſer eben ſo geſichert ſeyn will, als es der einzelne Bürger in Anſehung ſeiner Wohnung wünſcht? dieſe Frage leitet mich auf die Brandverſicherungsverwaltung, wo ich mich nicht weit einlaſſen will, damit mein wohlgemeinter Vorſchlag nicht das Anſehen einer eigenthätigen Vorſchrift bekommen möge.

Ohngeachtet der Herr Verfaſſer verſichert, ſich über dieſe Materie nicht weit einlaſſen zu wollen, ſo ſind ſeine Vorſchläge doch ziemlich ausführlich gerathen, und ſollen vielen und mancherlei Arten von Perſonen Belohnungen oder Einkünfte verſchaffen, wodurch alſo ſchon an und für

ſich der Fond beträchtlich geſchwächt, mithin die Erreichung der Abſicht erſchweret wird. Ueberdem muß unſer Lehrer bei ſämmtlichen verwaltenden Perſonen 1.) ausgebreitete Kenntniſſe der ihnen anzuvertrauenten mancherlei Geſchäften 2.) eine ſtarke Portion Patriotiſmus, 3.) eine unüberwindliche Redlichkeit vorausgeſetzt haben. Lauter Eigenſchaften die ſich in unſern Tagen ziemlich ſelten machen, und noch ſeltener in ein und eben den Perſonen vereiniget ſind.

Endlich wendet der Herr Autor ſeine Blicke auf den Nutzen, welchen der Staat im ganzen genommen, von der angerühmten Brandverſicherung zu erwarten habe. Mit vieler Beleſenheit und ausgeſuchten Worten iſt der Herr Verfaſſer bemühet, die Hauptgrundſätze der ganzen Staatswirthſchaft mit ſeiner Lieblingsidee in Uebereinſtimmung zu bringen, ſogar des groſſen Friedrichs II. erhabener Regierungsplan, ſoll mit der Brandverſicherungskaſſe in Verbindung ſtehen, es heißt.

Friedrich II. würde ſich nicht auf die Stufe empor geſchwungen haben, zu welcher Könige neidiſch hinaufblicken, wenn ihm nicht die Sparſamkeit ſeiner Vorfahren Schätze zubereitet hätte, die er ohne Zuthun der

Unterthanen zu Entwicklung ſeines erhabenen Regierungplans hervor nehmen konnte.

Haben denn die Vorfahren dieſes groſſen Königes jemals durch Brandaßekurationsanſtalten Schätze geſammlet? will der Herr Autor ſeiner Vaterſtadt die Mittel anpreiſen, wodurch die Beherrſcher Preuſſens Schätze geſammlet, ſo wird er andere Wege einſchlagen müſſen.

Was helfen alle mit der ausgeſuchteſten Beredſamkeit angebrachte Empfehlungen, warum will man eine ganz einfache, und ſo leicht zu entſcheidende Sache mit ſo viel redneriſchen Blumen ausſchmücken? Es kommt lediglich auf Erörterung der Frage an, ob eine Brandſchadensverſicherung den Bürger glücklicher macht, der alljährlich einen Gulden zur Kaſſe liefern, oder den andern der über 50 Jahren, 50 Gulden auf einmal opfern muß? Mir ſcheinet es, daß der gewerbtreibende Mann ſein Geld höher, beſſer und ſeinem Zuſtande nützlicher anwenden kann, wenn es in ſeinen Händen bleibt, als es die beſte vormundſchaftliche Adminiſtration zu bewürken vermag; ich begehre indeß niemand meine Meynung aufzudringen.

Die Schlußfolge ſagt der Herr Autor, von allem nun iſt dieſe: daß wechſelſeitige Verkehr, der bürgerliche Credit, der Umlauf

des Geldes wird größer, und jeder ziehet den angemeſſenen Nutzen von ſeinem Vermögen, daß er ſo noch anwachſen ſiehet, weil keinem jenes Hinderniß der nothwendigen Einbuße mehr im Wege liegt. Die Häuſerbeſitzer aber, werden ſich bei dieſer ihnen angebotenen Verſicherung mehr Mühe geben, ihre Wohnungen zu verſchönern, ſie dauerhafter und bequemer zu machen, und ihnen auch einen äuſerlichen in die Augen fallenden Glanz zu geben. u. ſ. f.

Wie übertrieben wird hier der Nutzen von des Herrn Verfaſſers Favoritanſtallten geſchildert? Kann man wohl ohne roth zu werden behaupten, daß ein ſtehendes Capital in nurberührten Angelegenheiten größere Wunder thun werde, als jene Brandverſicherunsganſtalten, wo jeder Bürger, ſo lange er Meiſter von ſeinem Geld bleibt, bis unglückliche Zufälle, einen verhältnißmäßigen Beitrag nothwendig machen?

Nun folget eine wohlgerathene Erklärung vom realen und perſönlichen Credit, in guten Erinnerungen und muſtermäßigen Wendungen eingekleidet, es ſey mir vergönnt, eine kleine Probe davon zu geben.

Aber laßt uns nun auch, ſagt der Herr Verfaſſer, auf der andern Seite die unabſeh-

bare

bare Scharen der glänzendſten Vorteile betrachten, zu welchen eine zu errichtende Brandverſicherung die dauerhafteſte Grundlage abgiebt: freilich werde ich mit meinem Pinſel, der die glückliche Zukunft zeichnen ſoll, weit hinter dem Original zurückbleiben, das nur von der höheren Schwungkraft des unbeſchränkten Geiſtes erreicht werden kann: aber genug Befriedigung iſt es für mich, auch nur einige unzuſammenhängende Linien entworfen zu haben u. ſ. w.

Alſo ſiehet der Herr Verfaſſer in einer ſtehenden Brandcaſſe die dauerhafteſte Grundlage der Glückſeligkeit des Staats, etwa auf den Fuß, als der P. Malebranſche alles in Gott ſahe.

Mit Ungedult ſehe ich, daß der Herr Verfaſſer noch manches in Petto hat, wenigſtens ſagt er:

Ehe ich weiter zu gehen für gut befinde, rükke ich hier noch einige ſachdienliche Bemerkungen bei, die nicht ganz überflüßig ſeyn dürften.

Die erſte Bemerkung iſt, daß die Brandverſicherungscaſſe, mit einer Anlehungscaſſe verbunden werden ſolle, wogegen ſich bei einer weiſſen, den Umſtänden des Staats angemeſſenen Einrichtung wenig einwenden läßt, wenn nur der Nutzen

dergleichen Anſtalten nicht ſo ſehr durchs Vergröſſerungsglas betrachtet wären.

Die andere Bemerkung iſt, daß der Credit der vorgeſchlagenen Brand- und Leihe-Caſſe, bei weitem nicht ſo hinfällig ſey, wie in jenen Ländern, wo das Brandcapital erſt aufgebracht werden muß, ehe der Gläubiger ſein Unterpfand wieder hergeſtellt ſiehet, oder auf ſeine Befriedigung Rechnung machen kann.

Ein Beiſpiel, heißt es, wird dieſes deutlicher machen: Im Würzburgiſchen iſt bekanntlich auch eine Feuerverſicherung die ohngefähr mit der Würtembergiſchen die nämliche Grundſätze hat. Nun ſoll daſelbſt eine Feuerſchadens Umlage gemacht werden, die auf jedes tauſend Häuſer Anſchlag 10 Gulden beträgt: die Unterthanen aber werden über dieſe Abgaben ſchwürig; ſie verweigern ihre Brandſteuern, und die Anſtalt kommt wegen dem allgemeinen Widerſpruch in Zerfall. Inzwiſchen aber haften auf den verbrannten Häuſern viele Schulden, die nicht anders getilget werden mögen, als biß die erforderliche Brandkollecten eingegangen ſind, bleiben aber dieſelbe aus, ſo ſind die vermeintlich geſicherte Gläubiger betrogen u. ſ. w.

Möchte

Möchte es ſich im Würzburgiſchen angegebener maßen verhalten, ſo würde man doch die Schuld nicht auf die Verſicherungsanſtalt ſelbſt, ſondern auf die Fehler oder Unwirkſamkeit der Regierung ſetzen, der es nicht an Mittel gebrechen kann, das Taxatum vorſchieſſen, und von den Unterthanen Terminweiſe beitreiben zu laſſen. Das allegirte Beiſpiel beweiſet alſo nichts zu Gunſten der Favorit Idee; denn wenn die Regierung in des Herrn Verfaſſers Vaterſtadt eben ſo gebrechlich wäre, als er es von den Würtzburgiſchen zu glauben ſcheinet, ſo würde es noch kunterbunter hergehen, die Gelder würden vermuthlich nicht zu rechter Zeit ein- und die eingegangenen durch mancherlei Thüren, den Weg alles Fleiſches gehen.

Ich kann mich nicht überwinden, dem in Einwürfen und deren Auflöſung unerſchöpflichen Herrn Verfaſſer Schritt für Schritt zu folgen, zumalen ich nicht zweifle, das unpartheiiſche Publikum werde aus dem bisher geſagten, Stoff genug erhalten haben, um zu beſtimmen, wem es von Uns Beifall zuwinken will. Jedoch kann ich mich nicht entbrechen, einige zwar enthuſiaſtiſche aber ſchön geſagte Gedanken unſers Lehres, zur Erbauung mitzutheilen.

Doch ich eile, gefällt es ihm zu ſagen, von dieſer unangenehmen Zwiſchenbetrachtung wieder zurück, und weide meine Blicke an der glücklichen Zukunft, an dem dereinſtigen goldnen Zeitalter dieſer Stadt, wo Wohlſtand und Ruhe, mit dem ſchweſterlichen Roſenbande der Eintracht, und des wechſelſeitigen Zutrauens umſchlungen, in ihren Jahrbüchern Epoche machen wird: und wo iſt wohl der, welcher mit frecher Stirne *mir diejenigen* Vortheile läugnen wollte, die unter der vorgeſchlagenen Anſtalt, wie die Schönheiten einer wohlriechenden Blume in der verſchloſſenen Knoſpe, verborgen liegen?

Schon habe ich viel Rühmens gemacht, und manchen Nutzen einzeln geſchildert, der im Zuſammenhang mit der ganzen Maſſe von Glückſeligkeit eben ſo groſſen Anwachs erhält, als die Milchſtraſſe am Himmel an Schönheit gewinnt, wenn ſie der aufmerkſame Naturforſcher mit gewafneten Augen betrachtet.

Jetzt laſſe man mich alles zuſammen vereinigen, was ich entweder geſagt, und nur nicht deutlich genug geſagt, oder gar nicht berührt um nicht Miene zu machen, als ob ich alles hätte berühren, alles entwickeln, alles in ſeiner wahren Gröſſe ſchildern wollen und kön-

nen

nen! Den Tag müßte der läugnen, welcher mir nicht zugeſtünde, daß Reutlingen ſich auf dieſem vorgezeichneten Wege auf eine Stufe des Wohlſtandes, der Glückſeligkeit, des Reichthums, und Anſehens, und der Vollkommenheit erheben könne, um ſich neben jeder Stadt ihrer Gröſſe meſſen zu können u. ſ. f.

Was für Wunderkraft beſitzt doch ein ſtehen-
es Brandverſicherungskapital! Nach meinen
hwachen Einſichten, und ohne weder eine freche
Stirn zu haben noch den Tag läugnen zu wollen,
he ich in unſerm Herrn Verfaſſer eine neue Art
on Phyſiokraten, ich ſehe einen jungen Gelehrten
er viel Lektüre und eine vortreffliche Anlage zum
Schriftſteller hat, und dem ich nichts mehr wünſche,
s die Menſchen ſo kennen zu lernen, wie ſie wirk-
ch ſind, und nicht wie ſie billig ſeyn ſollten, ja
n ich angelegentlich bitte, ſeine Leier bei künfti-
en Aufſätzen ein wenig herabzuſtimmen, und mehr
er Natur, als den Regeln der Kunſt nachzuah-
en. In Hoffnung daß mein wohlmeinender
ath nicht übel aufgenommen werde, wünſche ich
ld mehr Aufſätze von einer ſo geſchickten Feder
ſehen.

Anhang.

In der zweiten Abtheilung des Anhangs zu dem 37ten bis 52ten Bande der allgemeinen teutſchen Bibliothek S. 918. iſt mein Grundriß der wahren und falſchen Staatskunſt recenſirt worden.

Der Herr Recenſent läßt es ſich forderſamſt angelegen ſeyn, der Welt zu einer leichten Methode Bücher zu machen, Anweiſung zu geben.

Hier iſt das Recept.

Man darf nur irgend ein gutes Werk das nicht ſehr bekannt geworden iſt, nehmen, ihm einen andern Titel geben, hier und da den Ausdruck verändern, zuweilen etwas von dem ſeinigen einſchieben, hin und wieder eine andere Ordnung machen, und endlich die Sätze oder ganze Stücke verſetzen, übrigens aber ihren Innhalt wörtlich beibehalten, *ſo iſt* das neue Buch fertig.

Vermuthlich hat Herr Recenſent aus *eigener* Erfahrung den glücklichen Erfolg belobter Methode kennen gelernt, daher ich ihm nicht wiederſprechen, ſondern nur bemerken will, daß er mir zu viel Ehre anthut, wenn er zu behaupten fortfährt.

So hat es der Verfaſſer des Grundriſſes, würklich mit des Abts Genoveſi vortrefflichen Grundſätzen der bürgerlichen Oekonomie, in-

ſon-

ſonderheit in dem erſten Bande des angezeig- ten Grundriſſes gemacht, bei dem ſogar die Einleitung auf die bemerkte weiſe aus den angeführten Grundſätzen zuſammen geflickt iſt.

Möchte dieſer diktatoriſche Ausſpruch allerdings richtig, folglich des Genoveſi Grundſätze vortreflich ſeyn, ich aber blos den Titel verändert und einige Sätze verſetzt haben; ſo müſte auch ganz natürlich folgen, daß mein aus ſo herrlichen Quellen geſchöpftes Werck gleichfals vortreflich, und ich wenigſtens ein geſchickter Dieb ſeyn; Allein ich bin nicht eitel genug, um auf dieſen Tittel Anſpruch zu machen, ich will vielmehr dem Herrn Recenſenten, meine Methode, Bücher zu ſchreiben, mit eben der Offenherzigkeit erzählen, mit welcher er mir die ſeinige angedichtet hat.

So lange ich noch Zeit auf die Lectüre verwenden konnte, las ich jedes mir in die Hände fallende Buch flüchtig durch, fand ich darin ſchöne, oder neue meinem Entzweck entſprechende Gedancken, ſo las ich es noch einmal mit Bedacht und notirte das bemerckte mit wenig Worten, ohne mich bei dem Nahmen des Verfaſſers aufzuhalten, woraus eine abmulante Bibliothek, von einigen Bögen Papier ſtarck, entſtunde, welche Auszüge dann mir gute Dienſte leiſteten, und in der Folge meinem Gedächtniß vortreflich zu ſtat-

ten kamen, damit ich aber des Gelehrdiebſtahls nicht mit Grund beſchuldiget werden möchte, erklärte ich in der Einleitung zum erſten Bande meines Lehrbegriffs, welcher die Grundlage zu meinen andern Schrifften hergegeben hat, die Verbindlichkeit, welche ich einer ganzen Reihe geſchickter Wegweiſer ſchuldig ſey, und daß ich die entlehnte Stellen deswegen anzumercken unterlaſſen hätte, weil mein Büchervorrath nicht bei der Hand und der Entzwek meiner Bemühungen nur dahin gerichtet ſey, die Wahrheiten, die ich in verſchiedenen Ländern, und Büchern ſorgfältig geſammlet, und in öffentlichen Bedienungen auch auf eigenen Landgütern, durch mühſame Vergleichungen und Proben, auſſer Zweifel geſetzt, auf allgemeine Grundſätze zu bringen, und ſie in ſolcher Verbindung, Ordnung, und Deutlichkeit vorzutragen, daß ſie, nicht etwa für eine einzele Provinz, ſondern für viele Länder brauchbar werden möchten.

Dies iſt die Methode der ich bis auf dieſen Tag gefolget bin, ich würde auch nach dieſer Erklärung nicht das mindeſte Bedencken finden, des Herrn Recenſenten Weiſagungsbegierde zu Hülfe zu kommen, und mit Vergnügen alle die Schriften nennen, die ich bei Abfaſſung meiner Staats-

kunſt

kunſt genutzt habe. Da ich aber bereits gemeldter Maßen ihre Nahmen zu verzeichnen faſt immer verſäumt habe, ſo begnüge ich mich ihn mit jenen Schriftſtellern bekannt zu machen, deren Nahme ich mich aus dem Gedächtniß erinnere, welches dann

ein Franzoſe der ſich un ancien Magiſtrat nennt, ferner Loocke, Genoveſi, der Graf Veri, Robinet, Juſti, Hutcheſon, Hume, der Abbe Raynal, Stewart, Melon Hummel, ohngefehr ſein möchten.

Aus dieſer reſpektablen Männer Grundſätzen und mehr andern politiſchen Hypotheſen, habe ich die angeklagte Staatskunſt abſtrahirt, und ihr die Form eines ſyſtematiſchen Wercks zu geben geſucht, woraus ich alles was zu einer ſpekulativen Theorie gehört, weggelaſſen, und dagegen dasjenige was zu einer Lehre der Staatsvortheile Geſchick hat, und die Menſchen unterrichten kann, was ſie ſind, wie ſie ſind, und wie ſie ſein ſollen wenn ſie ihre Pflichten erfüllen, und ihren Zuſtand verbeſſern wollen, faſt wie die in den Flüſſen herum ſchwimmende Goldkörner geſammlet, endlich dieſe Sammlungen auf das deutſche Vaterland anwendbar und angehenden Staatsmänner deutlich zu machen getrachtet habe.

Das unpartheiiſche Publikum, deſſen Bei-
all allein mir ſchätzbar iſt, wird aus meinem of-
enherzigen Bekenntniß am ſicherſten urtheilen,
b ich den Genoveſi wörtlich abgeſchrieben habe
nd es wird hierin um ſo leichter entſcheiden kön-
en, als ich im zweiten Bande meiner Berichti-
ungen, des Abts Genoveſi bürgerliche Oekono-
nie recenſirt, ihn zuweilen getadelt, noch weit
fter aber gelobt, mithin dadurch Gelegenheit
egeben, dieſes ſchöne Werck bekannter zu ma-
en, folglich keineswegs (wie mein Tadler will)
n nicht genug bekannt ſein ſollendes Werck zu er-
icken, und für meine eigene Arbeit zu verkauffen
eſucht habe.

Indeß begnüget ſich der Herr Monent nicht
ir dieſen unerwieſenen Vorwurf zu machen, es
ißt vielmehr ferner:

> Was dann noch übrig bleibt, und fürnehm-
> lich in der Anwendung der vorausgeſchikten
> Grundſätze auf Deutſchland beſtehet, iſt,
> ſowohl ſo weit, als es ſich auf ſeine Staats-
> verfaſſung, und ihre Gebrechen beziehet
> als auch ſo fern es die Abhelfung der letzte
> ren betrift, zu allgemein, und wortreichen
> vorgetragen, als daß es belehrend und un-
> terhaltend ſeyn könnte.

Herr Recenſent tadelt alſo nicht die Sache
bſt, ſondern nur einen ungeſchickten Vortrag;
ichte er aber nicht aus einzelnen Sätzen, ſondern
s dem Reſultat des Ganzen geurtheilt, und
nünftige Toleranz mit eigenem Nachdenken
bunden haben, ſo hätte ich hoffen dürfen ein
nig günſtiger behandelt zu werden, zumalen ich
hr denn einmal mein Werk für eine bloße

Sam-

ſammlung von Materialien, deren Politur, ge-
hicktere Hände als die meinige ſind, erforderte,
:klärt habe. Wenn alſo gleich der Schattenriß,
en es enthält, nicht genau genug ſeyn möchte,
ı denke ich doch andern den Weg gebahnt zu ha-
en, meinen Plan weiter auszuführen.

So wie jedes Geſchöpf von Vollkommenheit
u Vollkommenheit fortſchreitet, ſo ſollten ja bil-
g alle Staatsverfaſſungen vom Guten zum Beſ-
:ren, vom Großen zum Größeren, von einer
Vollkommenheit zur andern fortgehen; zumalen
:des Geſetz, welches nicht nach dieſem Grundge-
:tze, nach der Lage, Verhältniß, Richtung,
Sitten, und Denkungsart des Volks, gleiche
lbſicht hat, welches nicht mittelbar und unmittel-
ıar die Freiheit und Vervollkommung des Volks
em es zur Richtſchnur dienen ſoll, zu erhalten
ucht, zum Verderben gereichen muß. Iſt dieſes,
ie ich mir einbilde, wahr, ſo kann ja der Grund-
iß zu einer Wiſſenſchaft, die das ganze Men-
chengeſchlecht intereſſirt, keine andere als allge-
:eine Regeln enthalten, welche durch Meiſter-
ände, auf die beſondern Fälle, und ſo ſehr ver-
chiedene Umſtände angewendet werden müſſen?
So iſt man ja gezwungen, das Ganze, der Zeit,
em Glück, und ſolchen Regenten zu überlaſſen,
ie von der Vorſehung beſtimmt ſind, in der
Welt, Revolutionen neue Epochen zu machen.

Wenn man dieſe Wahrheiten, mit der verwik-
elten Schwierigkeit meines Gegenſtandes verbin-
et; wenn man erwäget, daß die beſten Staats-
ıänner kaum den kleinſten Theil ihrer Nation,
ıus der allgemeinen Finſterniß des Weltſyſtems
eraus geriſſen haben, weil wir aus Mangel der

Geſchichte, wenig von den Triebfedern groſſer Handlungen, von den wahren Urſachen wichtiger Revolutionen wiſſen, ſo ſchmeichle ich mir auch ein erleuchtetes Publikum werde den mir vorgeworfenen zu wortreichen Vortrag allenfalls überſehen, und meinen Grundriß der wahren und falſchen Staatskunſt, als den Entwurf eines groſſen Plans betrachten, deſſen Richtigkeit, meine Kenntniß, von dem Gegenſtande, welchen ich mit patriotiſcher Wärme bearbeitete, angemeſſen iſt.

Uebrigens bin ich ſo frei, meinem Tadler des Herrn Kriegsrath **Dohms** Definition von den Pflichten eines Recenſenten, zur Beherzigung zu empfehlen, und wenn ihn künftig die Luſt anwandeln ſollte, eines oder das andere meiner Werke zu critiſiren, ſo würde ich alle Machtſprüche höflichſt verbitten, dagegen aber um beſcheidene Bekanntmachung offenbarer Irrthümer angelegentlich erſuchen, als woraus allein das Publikum Nutzen ziehen, ich aber bekehrt, und zum Widerruf bewogen werden könnte.

Dieſes ſey hiermit allen Herren Kunſtrichtern geſagt, die meine Schriften mit ihrem Urtheile zu beehren geſonnen ſeyn möchten; beſcheidene Erinnerungen, ohne Bitterkeit gezeigte Irrthümer und Zweideutigkeiten, werden mit Dank angenommen, auch aus dem nemlichen Ton beantwortet, und nöthigenfalls abgeändert. Beiſſende Critiken, Machtſprüche, Grobheiten u. ſ. f. verdienen weder Antwort, noch Wiederlegung, weil ſie uns nicht aufklären, geſitteten Menſchen unanſtändig, und daher zur allgemeinen Verachtung verdammt ſind.

Ende des ſechſten Bandes.